Ausgewählte Werke

von

Frau M. S. Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. G. Fink.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1862.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Schuld und Unschuld.

Roman von

Frau M. S. Schwartz.

Aus dem Schwedischen übersezt

von

Dr. G. Fink.

Dritter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1862.

Schuld und Unschuld.

Dritter Theil.

Zwei Winter hatten ihren weißen Mantel über die Erde ausgebreitet, seit die Fregatte Carolina den Hafen von Neapel verlassen, und wieder kam der Frühling mit Blumen im Haar.

Stockholm, „die schöne Sünderin," hatte während der kalten Jahreszeit in dulci jubilo gelebt und sich mit Bällen, Concerten, Soireen und allen möglichen Lustbarkeiten vergnügt. Die Kinder der Thorheit hatten dabei vergessen daß es Etwas gibt was man den Ernst des Lebens nennt. Man amüsirte sich und die Zeit verflog wie ein Traum, doch — Carl Kullberg sagt ganz treffend:

Schließ mit des Lebens Freude einen Bund,
Leb in dem Taumel stets erneuter Lust;
Du findest doch in einer schlimmen Stund
Daß sie mehr kostet als Du Dir bewußt.

Als daher der Frühling mit seinem klaren blauen Himmel und seiner strahlenden Sonne kam, so begann auch das vergnügungssüchtige Publicum der Hauptstadt sich müde zu fühlen. Die jungen Damen hatten sich matt getanzt, die Soupers wurden langweilig, die Concerte hatten nichts Pikantes mehr zu bieten, und Thalias Tempel stand verlassen da. Den

ganzen Winter hatte man Emilie H— bewundert, sich von Frau S— entzücken lassen, Thränen der Theilnahme über die meisterhafte Aufführung der Griseldis geweint, und jezt waren Bewunderung, Entzücken, Theilnahme u. s. w. erschöpft, als die Rasenpläze des Thiergartens sich mit einem zarten Grün bedeckten, das Leberkraut aufzuschießen anfing, und Jedermann sich sagen mußte daß die Lampen im Theatersaale matt und trübe aussahen gegen die Frühlingssonne. Die gemalten Decorationen besaßen Nichts was den blühenden Gebüschen gleichkam. Das gefeiert junge Mädchen fand seine Bewunderer langweilig; diese hinwieder waren es müde geworden eine Anmuth anzubeten welche Spizen, Juwelen und Lampenschein bedurfte, um in einem recht vortheilhaften Lichte dazustehen. Bedenkt man ferner daß die schönste Frau nach einem in eitel Vergnügungen verlebten Winter mehr von ihrer Jugend und Frische verloren hat, als eine ganze Reihe von ruhigen Jahren ihr rauben könnte, so ist es natürlich daß die Frühlingssonne nur erblaßte Wangen und matte Augen beglänzte. Gähnend sah man dem Abend entgegen. Die Löwen des Tages wußten nicht wie sie die Zeit todtschlagen sollten; mit einem Wort, Alles was die Hauptstadt zu bieten vermochte war abgenüzt. Man seufzte nach dem Sommer, man wurde von dem hartnäckigsten Ueberbruß heimgesucht.

Da stand eines Tags in den Zeitungen:

„Stockholm hat den Besuch der in den lezten Jahren im Ausland so vielgepriesenen Madame Dorbino empfangen. Die ausgezeichnete Künstlerin ge-

denkt sich hier in verschiedenen Rollen hören zu lassen. Zum ersten Male wird sie als Agathe im Freischüz auftreten."

Also etwas Neues! Eine Künstlerin die in Paris und London Aufsehen gemacht hatte und der zu huldigen dort in der Mode war. Die Tonangeber Stockholms konnten ihr also ihre Bewunderung schenken ohne sich zu compromittiren. Ja es mußte sogar sonderbar aussehen wenn die Stockholmer sich nicht beeilten der französischen Sängerin ihren Enthusiasmus zu zeigen, während man es in Paris und London bereits gethan hatte. Madame Dorbino war also schon ehe man sie hörte Gegenstand einer Bewunderung, wie man sie der vollendetsten einheimischen Künstlerin die je mit ihren Tönen entzückte nicht zu schenken gewagt haben würde.

Ach meine lieben theuern Landsleute! warum diese thörichte Vorliebe für Alles was aus dem Auslande kommt? Warum diesen kläglichen Mangel an Selbstständigkeit des Urtheils? Der Franzose oder Engländer fragt auch nicht das Ausland um Rath bevor er ein Verdienst rühmt. Nein er thut es ganz unabhängig von Allem was andere Nationen denken oder für gut finden; aber wir Schweden, wir müssen zuerst den Ausländer den Weg breit treten lassen den unser Urtheil gehen soll.

Der Freischüz mit Madame Dorbino als Agathe wurde angekündigt. Alle bessern Pläze waren schon lange voraus bestellt. Ein paar Tage vor der Vorstellung wollen wir einen Besuch im Theater machen. Es ist noch nicht zehn Uhr. Eine Probe soll stattfinden. Die Künstler vom Theater sind in kleinen

Gruppen versammelt. Sie wünschen die fremde Künstlerin zu sehen. Während sie auf ihre Ankunft warten, wollen wir belauschen was gesprochen wird. Wir bleiben bei einer der Gruppen stehen.

„Hast Du sie gesehen?“ fragte Frau ** Herrn *.

„Nein, aber ich hoffe das Vergnügen zu haben, da wir in derselben Oper singen werden,“ antwortete Herr *.

„Sie soll außerordentlich schön sein,“ bemerkte ein anderer.

„Ich habe gehört daß sie infam häßlich sei,“ versicherte Frau **, die selbst sehr schön war.

„Sie soll, was Moral betrifft, eine Heilige sein,“ bemerkte ein Anderer.

„Eine Theaterheilige,“ meinte Herr *. Der Einfall erregte große Heiterkeit.

„Ja, das dürfte das rechte Wort sein,“ versicherte Frau **, deren Seele bereits von dem giftigsten Neid gegen die berühmte Sängerin erfüllt war. „Ich weiß daß sie wenigstens einen bösartigen Liebhaber hat, und das ist ein Herr von Bris bei der königlichen Oper in Paris. Im Uebrigen werden Sie wohl ihre Heirathsgeschichte gehört haben?“

„Nein, wie lautet sie?“ Alle warfen sich mit Begierde auf einen Gegenstand der so stark nach Scandal roch. Man konnte ja möglicher Weise etwas recht Infames von dieser Frau zu erzählen bekommen die mit ihren Tönen das Publicum von London und Paris entzückt hatte. Man konnte ja von einem moralischen Flecken hören der ihre Künstlerehre besudelte. Das war ein herrlicher Fund.

Das Lob weckt immer den Neid, der nur mit einem einzigen Auge schlummert und gierig nach einem Sandkorn greift, um es in einen Berg von Scandal zu verwandeln. So verhält es sich nicht bloß im Theater, sondern überall in der Welt. Die menschliche Eitelkeit und Eigenliebe kann es nicht anhören, wenn ein Anderer gelobt wird. Daher entstehen alle diese ehrenkränkenden Gerüchte. — Aber kehren wir zu den Sprechenden zurück. Frau ** ergriff das Wort:

„Sie soll mit einem Musiker, Namens Dorbino, verheirathet gewesen sein."

„Einem Italiener?"

„Nein, einem Franzosen. Er hörte sie vor acht oder zehn Jahren auf den Straßen von Paris singen und wurde von ihrer Stimme so eingenommen daß er sie später heirathete."

„Schon vor zehn Jahren? Demnach wäre sie nicht mehr so jung."

„Sie muß bedeutend älter sein als ich."

„Wirklich?"

„Einige Monate nach der Hochzeit trat sie in der Oper auf wo sie eine kleinere Parthie hatte. Ein englischer Lord sah sie und wußte sie zu bereden daß sie ihrem Manne davon lief, der sich im Aerger eine Kugel durch den Kopf jagte. Mit dem Lord begab sie sich nach Italien. Nachdem sie den Engländer möglichst ausgebeutet hatte, opferte sie ihn einem Italiener. Vor drei Jahren trat sie wieder in Paris auf, machte Glück, wurde als etwas Entzückendes ausposaunt, reiste nach London und brachte es so weit daß John Bull um ihretwillen

Beefsteak und Porter vergaß. Jezt soll sie seit einigen Jahren mit Herrn von Bris liirt sein."

„Diese Heilige hat sich also von allen Nationen anbeten lassen?"

„Still, da kommt der Director und mit ihm eine Dame."

Alle Blicke richteten sich auf die Ankommenden, und selbst die Neidischsten mußten mit Verdruß gestehen daß die Dame die, mit dem Director kam von höchst seltener Schönheit war.

Madame Dorbino, denn sie war es, besaß eine so ausgesuchte Würde, und zeigte ihre hohe schlanke Gestalt auf eine so stattliche Art, daß sie etwas Imposantes bekam. Ihr Wuchs vereinigte Ueppigkeit der Formen und Geschmeidigkeit in solcher Harmonie, daß der Blick mit Wohlbehagen auf allen Umrissen ruhte. Der weiße Schwanenhals trug einen so schönen Kopf, daß die Züge, wenn man sie nur ein einziges Mal gesehen hatte, unauswischbar ins Gedächtniß eingegraben blieben. Das dunkle üppige Haar umgab eine Stirne so rein daß man deutlich sah daß die darin wohnenden Gedanken so keusch waren wie bei einem Kinde. Die großen dunkeln Augen glichen strahlenden Sternen die ihre Wärme von der Sonne und ihre Klarheit von dem Monde entlehnt hatten. Der ganze Gesichtsausdruck war edel und jungfräulich. Beim ersten Blick entsagte man jedem unvortheilhaften Gedanken und vermuthete daß die hier preisgegebene Geschichte ein Mährchen sei das Frau** aus Neid gegen eine Nebenbuhlerin ersonnen habe, die ihre Partien singen solle.

„Wie schön sie ist!" flüsterte man unter einander.

Der Capellmeister nahm seinen Plaz ein; die Probe begann.

Sie wird ihre Partie wohl französisch singen, meinte man und sah mit gespannter Erwartung dem Augenblick entgegen wo sie beginnen sollte. Jezt erklangen die wohlbekannten Tacte und Madame Dorbino sang:

Wie nahte mir der Schlummer
Bevor ich ihn gesehn!

War es wirklich dieselbe Arie welche Frau ** gesungen hatte? Ja! Von welcher Göttermacht hatte diese Künstlerin eine so klare, so melodische, so umfangreiche Stimme empfangen? Von wem hatte sie gelernt so viel Wärme, so viel Leben, so viel Seele in die Töne zu legen? Der Neid verstummte. Die Bewunderung des Augenblicks zertrat ihn. Man vergaß sein eigenes Interesse, man vergaß sich selbst über dem Eindruck welchen der Gesang hervorbrachte.

Die Zuhörerschaft in einem Theater wird, wie jedes andere Publicum, vom Eindruck des Augenblickes beherrscht. Der Impuls der Stunde ist für Künstler, Schauspieler und Schriftsteller diejenige Macht die Alles beherrscht. Das Gefühl ist der entscheidende Gradmesser bei diesen Kindern des Augenblicks deren ganze Existenz in der Gegenwart liegt. Sie besizen keine Zukunft. Ihre Triumphe und Erfolge sind Eintagsblumen die heute gewonnen werden, aber morgen sterben. Die Künstler und Poeten theilen dasselbe Schicksal: in der einen Minute sind

sie für das Publicum Halbgötter, und in der andern werden sie gänzlich vergessen.

Das ganze Theaterpersonal war von Madame Dorbinos Gesang dermaßen hingerissen worden, daß es sie gerne im Triumph herumgetragen hätte. Selbst die Neidischsten wurden von diesem Gefühle beherrscht so lange der Zauber der Töne währte; aber als man nach der Probe wieder auf die Straße kam, legte sich das Entzücken allmählig, und in demselben Grade erwachte der Neid wieder; er wurde um so stärker als man mit innerem Verdruß gestehen mußte daß sie ein überlegenes Talent war.

Zur Steuer der Wahrheit müssen wir zugeben daß der Eindruck welchen ihr Gesang auf den männlichen Theil ihrer Zuhörer machte, von der Art war daß ihnen alle Lust verging die Erzählung der Frau ** nachzureden. Die Männer werfen nicht gerne einen Schatten auf die Ehre eines so schönen Weibes. Die Frauenzimmer dagegen ergreifen mit Begierde jede Gelegenheit einer von der Natur mit Vorzügen ausgezeichneten Dame zu schaden. Die Geschichte der Frau ** hatte somit alle Hoffnung von weiblicher Seite aus bereitwilligst verbreitet zu werden. Schon im Verlauf weniger Tage wußte man recht wunderliche Sachen von der berühmten Sängerin zu erzählen, lauter Dinge die mehr oder weniger geeignet waren ihrem Rufe zu schaden.

Lebe wie eine Heilige, sei keusch wie der Mond, rein wie Schnee, fromm wie ein Kind, und du wirst dennoch der Verläumdung nicht entgehen, im Fall du das Unglück hast bei deinem eigenen Geschlechte

Neid zu erwecken. Gegen Alles kannst du dich schüzen, nur gegen die tückische Bosheit nicht die vom Neide ausgeht. Da hilft weder Tugend noch Herzensgüte, denn nur eine einzige giftige Zunge braucht etwas Verkleinerndes hinzuwerfen, so werden Andere mit Begierde es als Wahrheit nachsprechen, Zusäze machen und einen Makel auf deine Ehre werfen.

Die Maisonne leuchtete so mild, so freundlich über Stockholm und seine schöne Umgebung. Nach dem Thiergarten! Nach dem Thiergarten! schien jedes Lüftchen zu flüstern; aber nicht dahin begab man sich an diesem Abend, sondern man zog nach dem königlichen Theater um in dem vollgedrängten Saale zum ersten Mal Madame Dorbino zu hören. Verschmachtend vor Wärme und Entzücken, stellten sich die Herren, während die Damen aufspazierten und ihre Pläze einnahmen, gruppenweise vor dem Hause auf und weideten ihre Augen bis die Vorstellung begann.

Im Vorsaal auf dem Jacobsmarkt finden wir etliche junge Männer von denen einer sich durch sein freies und offenes Auftreten auszeichnet. Die mit absichtlicher Nachlässigkeit geschlungene Halsbinde, die herabgeschlagenen Vatermörder, der üppige Backenbart und die Munterkeit seiner ganzen Erscheinung gaben zu erkennen daß er seine Zeit und sein Leben nicht an die Lumpereien verschwendet hatte womit Garnisonsoffiziere sich zu zerstreuen pflegen.

„Nun, lieber Aberney," sagte einer der Herren aus der Gruppe, ein hochaufgeschossener, kerzengera=

der und wohlausgestopfter Gardelieuteannt, „das ist etwas Seltenes daß man Dich zu sehen bekommt. Du bist ja als wenn Du gar nicht vorhanden wärest.“

„Er ist auch nicht vorhanden,“ versezte ein anderer, „denn er ist verliebt, der Unglücksvogel.“

„Bin ich verliebt?“ fragte Tage und erröthete wider seinen Willen.

„Du glaubst vielleicht daß man es nicht erfahren habe, weil Du Dich in den lezten Wochen zurückgezogen hast und wie ein Eremit lebst; aber Du täuschest Dich. Wir wissen Alle daß Du verliebt bist in . . .“

„Canitz,“ unterbrach einer der Herren und grüßte diesen, der ganz hastig vorbeiging.

„Er ist heute Abend auch hier. Der Name Dorbino hat selbst die Todten ins Leben zurückgerufen.“

„Hat einer von euch sie gesehen?“ fragte Tage. Der Anblick Lothars hatte bereits seine Galle erweckt.

„Ja, ich sah sie heute früh spazieren fahren,“ antwortete ein kleiner schlanker Herr. „Der französische Legationssecretär zeigte sie mir.“

Der kleine Herr rühmte sich immer mit seinen diplomatischen Bekanntschaften, und hatte stets mehr als Andere gesehen und gehört.

„Nun, wie sieht sie aus?“ fragte man rings umher.

„So so, sie ist nicht nach meinem Geschmack, sie ist etwas zu dick und hat Augen die gar zu deutlich ihre französische Abkunft verrathen.“

„Sie gilt für außerordentlich schön."

„Wie gesagt, etwas zu dick. Im Uebrigen kennen Sie meinen Geschmack; ich liebe feine und edle Züge. Ich bin, was das Aeußere betrifft, Aristokrat."

„Wie Schade daß Du kein von vor Deinem Namen führst, mein guter Berglaub!" sagte der Gardeoffizier. Die Andern lachten.

„Jezt ist es Zeit hineinzugehen," meinte Aberney. Die Herren begaben sich nach dem obern Amphitheater, wo sie ihre Pläze einnahmen.

Tage spähte mit seinem Opernglas nach Lothar umher; aber er ließ sich nicht blicken.

Die Ouvertüre wurde gespielt. Der Vorhang ging in die Höhe, und man schenkte dem ersten Act möglichst wenig Aufmerksamkeit.

In dem rechten Ochsenauge auf der ersten Reihe saß ein älterer Herr. Er stand noch im kräftigen Mannesalter. Er hatte sich so gut wie möglich in die Ecke zurückgezogen, offenbar um sehen und hören zu können ohne selbst gesehen zu werden. Im linken Ochsenauge der ersten Reihe finden wir Lothar. Er kehrte dem Publicum den Rücken zu, so daß er vom Saale aus nicht bemerkt werden konnte.

Während des ersten Zwischenactes äußerte einer der Herren aus Aberneys Gesellschaft:

„Sieh da, in der ersten Reihe haben wir die Gräfin Reinstein. Nun, Aberney, wirst Du Deinen Gegenstand nicht begrüßen?"

Tages Blick richtete sich auf die erste Reihe, wo Natalie in einer Toilette saß die den ausgesuchtesten Geschmack mit Einfachheit verband. Er verbeugte

sich. Die Gräfin beantwortete lächelnd den Gruß, und sogleich flüsterte der Gardelieutenant:

„Du beneidenswerther Sterblicher, der Du Dich rühmen kannst ein Lächeln von ihr erhalten zu haben! Ich bin noch nicht so glücklich gewesen einen Blick zu bekommen."

Der zweite Act begann. Als der Vorhang in die Höhe ging, hätte Tage beinahe einen Ausruf gethan. Unwillkürlich griff er in den Arm seines Nachbars und preßte ihn zwischen seinen starken Fingern.

„Ich sehe schon von selbst daß sie schön ist; Du brauchst mich nicht so handgreiflich darauf aufmerksam zu machen," flüsterte der Nachbar ungeduldig.

Die Arie der Agatha begann. Alle Augen hingen an den Zügen der Sängerin, jedes Ohr war von ihren Tönen gefesselt. Es gab jedoch drei Personen die bei ihrem Anblick so stark erschüttert wurden, daß sie nicht einmal den Anfang der schönen Arie hörten.

Der ältere Herr im rechten Ochsenauge murmelte, während er mit der Hand über seine Stirne fuhr:

„In dieses Rabennest also hat sich die schneeweiße Taube verirrt! Armes Kind, mußte ich Dich so wieder finden!"

„O mein Gott, also hier sollte ich sie wieder sehen?" dachte Tage und stierte mit wilden Blicken die Erscheinung an.

„Das ist sie — und zwar schöner als je!" flüsterte Lothar. „Auf dem Theater sollte ich also den Abgott meines Herzens finden.... Das ist ent-

sezlich.“ Er lehnte den Kopf zurück, als hätte der Schmerz ihn vernichtet. — „Herr des Schicksals, Du bist streng daß Du mich nicht einmal das schöne und keusche Traumbild behalten ließest; jezt erst ist sie todt für mich. Welches höllische Spiel gedachte das Schicksal mit meiner menschlichen Schwachheit zu treiben, daß es mir dieses schöne Denkmal von ihr in den Weg warf! Ihr äußeres Bild habe ich vor Augen, aber von diesem Herzen von Unschuld, Güte, Liebe und Grausamkeit, das einst Alles für mich gewesen, kann ich Nichts verspüren.“

Wie nahte mir der Schlummer
Bevor ich ihn gesehn!

sang Madame Dorbino.

In den Frühlingstagen seiner aufkeimenden Liebe hatte Lothar Schuldfried niemals singen gehört. Nur ein einziges Mal vorher hatten Töne ihrer Stimme sein Ohr getroffen, und damals hatte die Stimme des Kindes ihn so bezaubert daß er sie zwingen wollte das Liedchen zu singen. Was dann erfolgte wissen wir. Jezt strömte diese Stimme so warm, so glühend, so wunderbar zu seinem Herzen, und dennoch füllte sich dieses nur mit Bitterkeit. Diese Töne, die seinem Gemüth hätten schmeicheln müssen, erweckten nur seine düstern und leidenschaftlichen Gefühle. Lothar kam sich vor als ob er schlechter würde so lang er auf den Gesang lauschte. Es war als hätte er beim Anblick der Sängerin den Glauben an das Gute, Reine und Edle verloren.

Lothars Blick hing fest an ihren Zügen, aber noch hatte sie den ihrigen nicht zu ihm erhoben. Das Publicum schien für sie gar nicht vorhanden zu sein. Sie schien die Hunderte von Augen die auf sie gerichtet waren, von Ohren die ihr entgegenlauschten, vergessen zu haben. Ihre Seele war im Gesang und der Gesang wurde auch ein Spiegelbild ihrer Seele. Das war die echte Künstlerin, nicht die nach Beifall jagende Actrice. Jene Nebeninteressen, die das eifrige Suchen nach Effect und Bewunderung hervorrufen, kamen bei Madame Dorbino nicht ein einziges Mal zum Vorschein.

Die erste Arie war vorüber, der Applaus und das Bravogeschrei wollte kein Ende nehmen. Endlich verstummte der Beifallssturm; Max trat ein.

Just in diesem Augenblick schaute Madame Dorbino zur ersten Reihe hinauf. Sie fuhr zusammen und schloß ihre Augen als hätte ein Bliz sie geblendet. Ein heftiges Zittern fuhr durch ihren Körper und sie vergaß in den Gesang einzufallen. Sie erholte sich jedoch und verständigte sich mit dem Capellmeister durch ein Zeichen. Sang sie das Folgende eben so gut? Wirklich eben so gut? Wir müssen antworten — nein; aber das Publicum bemerkte die Unsicherheit in der Stimme, die Ungleichheit im Vortrage nicht; es hatte sich einmal vom Schwindel des Entzückens ergreifen lassen, und dieser gebot der kalten Vernunft Stillschweigen. Applaus und Hervorrufe folgten nach dem Schluß des zweiten Actes, und als Madame Dorbino bei dem lezteren erschien, machte man seiner Bewunderung

durch Geschrei, Gestampfe und Geklatsche Luft. Eine eigenthümliche Art seinen Beifall zu äußern.

Es gab jedoch drei Personen die nicht klatschten, stampften oder schrieen. Sie gaben durch keine einzige Geberde zu erkennen welchen Eindruck der Gesang auf sie machte. Diese drei waren diejenigen die in Madame Dorbino Schuldfried erkannt hatten.

„Sie hat mich gesehen," dachte Lothar; „sie hat seit diesem Wiedererkennen schlecht gesungen. Sie hat also noch ein Gedächtniß für die Vergangenheit. Aber sie ahnt nicht, die ausgezeichnete Sängerin, daß diese Vergangenheit jezt gleichsam begraben ist, und daß ich von heute Abend an gänzlich verändert bin. Ich weiß jezt daß Schuldfried sich nicht mehr von mir finden lassen wird."

Im weitern Verlauf des Stückes richtete Madame Dorbino nicht ein einziges Mal mehr ihre Blicke auf Lothar. Sie sang, sang so daß der Saal von Jubel erscholl, aber sie sang mit todtenblassen Wangen. Die Vorstellung war vorüber, der Vorhang fiel; aber das Publicum wollte die schöne Sängerin noch einmal sehen, ihr noch einmal seine Huldigung schenken, und sie mußte herauskommen. Als sie erschien um mit einem Compliment für dieses Wohlwollen zu danken, erhob sie einen scheuen, beinahe bebenden Blick zu Lothar. Er hatte sich aufgerichtet; er betrachtete die gefeierte Sängerin mit einem beinahe höhnischen Lächeln, einem Lächeln voll Bedauerns auf den Lippen. Bei diesem Anblick richtete sich das kaum noch so demüthig gesenkte

Haupt empor. Schuldfried machte ein zugleich würdevolles und dankbares Compliment vor dem Publicum.

Lothar stürzte die Treppen hinab, an Bekannten und Unbekannten vorbei, rief seinen Kutscher und ließ sich nach dem Schiffsholm führen, wo er wohnte.

Am folgenden Tag waren die Zeitungen voll von den größten Lobpreisungen sowohl in Bezug auf den Gesang, als auf das Spiel und die äußere Erscheinung der Künstlerin.

Während man in Cafes, Schweizereien, Wirthshäusern auf der Nordbrücke und dem Gustav-Adolphs-Markt, in Privat- und öffentlichen Gesellschaften von nichts Anderem als der gestrigen Vorstellung spricht, wollen wir bei dem Gegenstand all dieser Theilnahme einen Besuch machen.

Schon am Ende März hatte die Gräfin Reinstein ein elegantes Quartier in ihrem Haus, eine Treppe höher als sie selbst wohnte, herrichten und in Ordnung bringen lassen. Wer es beziehen sollte, das hatte sie geheim gehalten, bis Madame Dorbino kam, sich da einquartirte und dadurch neuen Stoff zu Muthmaßungen gab. Die Besserunterrichteten wußten überdieß daß die Gräfin für die gefeierte Sängerin eine Sommerwohnung in der Nähe ihrer eigenen Villa im Thiergarten gemiethet hatte. Beabsichtigte die schöne Französin längere Zeit in Schweden zu verweilen, oder was war die Ursache dieser Anordnung? Diese Fragen hörte man allenthalben aufstellen. Wir gedenken die Neugierigen

nicht zum Voraus aufzuklären, sondern statt dessen einen Besuch bei Madame Dorbino abzustatten.

Es ist der Morgen nach ihrem ersten Auftreten. Sie sizt in einem allerliebsten kleinen Cabinet das mit Blumen angefüllt und von den klaren, freundlichen Strahlen der Maisonne beglänzt ist.

Betrachten wir das junge Weib einen Augenblick. Als wir sie das lezte Mal sahen, war sie ein siebenzehnjähriges Mädchen, ein Kind, unbekannt mit dem Leben, seinen Lasten und Leiden, seinen Bekümmernissen, seinen Cabalen und verführerischen Freuden. Jezt waren sechs Jahre vergangen. Aus dem sorglosen Kinde war ein Weib geworden. Aus der natürlichen Landdirne, die kein anderes Gesez für ihr Benehmen fand als ihre augenblicklichen Eingebungen, die nicht wußte was das Wort Verstellung bedeutete, war eine ausgezeichnete Sängerin und eine gleich ausgezeichnete Schauspielerin geworden. Sie hatte sich aus einem unbefangenen Naturkind in eine Person verwandelt die im höchsten Grad in der Verstellung heimisch war. Sie, die mit siebzehn Jahren nur Ektorp und seine Umgebung gekannt, keine andern Menschen gesehen als diejenigen die sich in der kleinen Bezirkskirche versammelten, sie hatte jezt diese sechs verflossenen Jahre in den größten Hauptstädten der Welt, auf den vornehmsten Theatern Europas, umgeben von den größten Cabalen und den leichtsinnigsten Sitten, zugebracht. Welche Veränderungen mußten nicht in ihrem Innern vorgegangen sein!

Betrachtet sie wie sie jezt in dem schneeweißen Morgenkleide dasizt, die üppigen Flechten einfach

geordnet, ganz wie zur Zeit wo sie noch ein junges Mädchen war. Man wäre versucht zu glauben, die Zeit habe still gestanden, und man habe Schuldfried von Ektorp vor sich. Die Theaterschminke hatte diese schöne reine Farbe noch nicht anzugreifen vermocht. Die Schmeichelei hatte, wie es schien, dieses Gepräge kindlicher Unschuld das einst ihre Züge gekennzeichnet noch nicht verwischen, diesem offenen und reinen Blick nichts von der übermüthigen Sicherheit geben können die häufig eine Folge davon ist. Die einzige merkliche Veränderung in Schuldfrieds äußerer Erscheinung war, daß ihre Gestalt eine größere Entwicklung der Formen erhalten hatte, und daß über ihren Zügen mehr Nachdenklichkeit ausgebreitet lag als in den sorglosen Jugendjahren.

Vor ihr auf dem Tisch lagen die Zeitungen, sämmtlich voll von Lobpreisungen auf sie; eben so eine Masse unerbrochener und parfümirter Billete. Nicht einen einzigen Blick widmete sie den leztern. Sie saß in Gedanken versunken und hielt in der Hand einen vor Alter vergilbten und durch vieles Lesen abgenüzten Brief, der mehr einem Bruchstück als einem Schreiben glich. Ihre Blicke ruhten auf den gebleichten Buchstaben. Was war das für ein Brief? Derjenige welchen Lothar nach ihrem Besuch auf Kronbrück ihr geschrieben hatte.

„So habe ich denn den Augenblick des Wiedersehens durchlebt,“ dachte Schuldfried. „Ich habe also endlich dieses Ziel erreicht nach dem ich gestrebt hatte, nämlich nur noch ein einziges Mal diesen Augen zu begegnen, sie nur noch ein einziges Mal auf mich geheftet zu sehen; aber, o Gott, mit wel-

chem Ausdruck!" — Schuldfried drückte die Hand über ihre Augen. „Nicht so dachte ich mir unser Wiedersehen; und gleichwohl hätte sein Nichterscheinen bei dem Rendezvous in Neapel mir sagen müssen daß ich aufgehört habe Etwas für ihn zu sein. Es war entsezlich bitter seinem Blick voll Hohn und Mitleid zu begegnen. Ach, ich hatte geträumt daß er mir liebevoll entgegen blicken würde." Schuldfried drückte mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit den Brief an ihre Lippen und an ihr Herz, während sie in Gedanken fortfuhr: „O ich wahnwiziges Kind, ich besaß einmal dieses Herz und warf es wie ein unwürdiges Spielzeug von mir. Wie war es möglich diesen Brief nicht zu verstehen worin jedes Wort Hochsinnigkeit athmet! — Schwer habe ich mich gegen den Freund meines Herzens vergangen. Werde ich es je sühnen können? — Sühnen? — Will er auch nur ein Sühnopfer von mir haben? — Nein, nein, Schuldfried hat er vergessen und für Madame Dorbino hegt er nur Verachtung. Was waren mir all diese Beifallsrufe, all die Huldigungen die man mir widmete, wenn er nur Hohn auf den Lippen hatte?" Schuldfried sprang auf und stellte sich vor den Spiegel, indem sie in Gedanken fortfuhr: „In allen Sprachen hat man mir gesagt daß ich schön sei." Sie faltete ihre Hände: „O Vater da oben! Wenn es so ist, so mach mich in seinen Augen schön; laß mich noch ein einziges Mal Liebe und Verzeihung in seinem Blick lesen, dann mag die ganze Welt mich verstoßen, und ich werde im nächsten Augenblick zu seinen Füßen sterben."

Hier wurde sie durch eine Dienerin von mittle-

rem Alter unterbrochen die herein kam; eine Art Mittelding von Mamsell und Dienstbote, mit einem echt französischen Aussehen, lebhaften, braunen Augen, schwarzen Haaren und etwas dunkler Farbe; klein von Wuchs, mit jener Leichtigkeit der Bewegungen welche den Französinnen so eigenthümlich ist.

„Ich empfange Niemand," anwortete Schuldfried.

„Ich sagte ihm dieß, Madame, aber da bat er mich Ihnen diese Carte zu übergeben."

Schuldfried streckte die Hand aus, aber kaum hatte sie die Augen darauf geworfen, als sie einen Ruf erhob und hinauseilte.

In dem kleinen Speisesaal stand derselbe Herr von mittleren Jahren der am Abend zuvor in dem rechten Ochsenauge gesessen, mit gekreuzten Armen da und hielt seinen Blick auf die Thüre gerichtet, durch welche die Dienerin verschwunden war. Plözlich flog die Thüre auf und Schuldfried eilte auf ihn zu, blieb aber wie bebend halbwegs stehen, als fürchtete sie sich der ersten Regung ihres Herzens zu folgen. Beim Anblick dieser Zögerung sagte er:

„Wie auch das Leben sich gestalten mag, so bin und bleibe ich immer Dein Freund, mein Kind; bedenke daß ich dieß schon einmal gesagt habe." Dann streckte er ihr die Arme entgegen. Schuldfried warf sich an den offenen Busen und rief unter Thränen:

„Mein Freund, mein guter geliebter Freund!" Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und flüsterte: „Wie glücklich fühle ich mich nicht in diesem Augenblick!"

Die Thränen stürzten über Schuldfrieds Wan-

gen, Aberney drückte sie fest an seine Brust und stammelte:

„Undankbares Kind, wie konntest Du je den Bruder Deines Vaters verlassen und ihn so lange in Unkenntniß über Dein Schicksal erhalten!"

„Meines Vaters Bruder!" stammelte Schuldfried und drückte ihr Gesicht an seine Brust; „Du weißt es und stößest mich nicht von Dir!"

„Schuldfried, ich wußte es ja lange ehe wir uns trennten," antwortete Aberney und fuhr kosend über das schöne Gesicht.

„Und ich entfloh, entfloh weil man mir gesagt hatte daß Du von Harms Tochter Nichts sehen und hören wollest. Onkel, Onkel, welche Jahre bittern Leidens sind nicht aus dieser Ueberzeugung erwachsen!"

Nach den ersten Ausbrüchen der Freude, dem ersten Austausch gegenseitiger Fragen und Antworten legten sich die wallenden Gefühle welche das Wiedersehen hervorrief, und nun folgte eine ruhigere Berichterstattung über das Vorgefallene, die Motive welche Schuldfried in ihrem Benehmen geleitet 2c. Mit derselben einfachen und unverstellten Aufrichtigkeit welche sie als junges Mädchen ausgezeichnet hatte, erzählte sie Aberney von der entschwundenen Zeit. Sie sprach mit Rührung von der Vergangenheit und von demjenigen was sich auf ihre Mutter bezog, ging aber ganz leicht über all die bittern Prüfungen hinweg denen sie selbst unterworfen gewesen. — Wir wollen den Ereignissen nicht dadurch vorgreifen daß wir ihre Erzählung mittheilen. Wir

werden später, bei einer wichtigeren Gelegenheit, darauf zu sprechen kommen.

Als die Essenszeit kam, erhob sich Aberney um zu gehen, aber Schuldfried ergriff seine Hand und sagte mit einem bezaubernden Lächeln:

„Willst Du mich schon verlassen, Onkel? Könntest Du Schuldfried nicht diesen Tag schenken?"

„Kind, diesen und alle meine Tage möchte ich Dir gerne schenken; aber was hälfe ich jezt der gefeierten Sängerin?" Diese lezten Worte sprach Aberney mit einem Anstrich von Bitterkeit.

Während der ganzen Erzählung Schuldfrieds hatte er stille dagesessen, ohne durch die mindeste Geberde oder Miene seinen Beifall oder seine Mißbilligung ihres Benehmens zu erkennen zu geben. Als sie von den Motiven sprach welche sie veranlaßt hatten, Sängerin zu werden, lehnte Aberney bloß seinen Kopf in seine Hand und seufzte. Gleichwohl lag in dieser Bewegung Etwas das ihr sagte daß er diesen Schritt nicht billige. Jezt sprach er es sogar offen aus.

„Onkel, wenn Du so denkst, warum suchtest Du mich auf?"

„Ich wollte Dich wieder sehen. — Ich wollte wissen warum Du entflohen bist, ohne mir einen Grund für Dein Benehmen anzugeben, und warum Du mich so viele Jahre lang in Unkenntniß über Dein Schicksal ließest. Kurz und gut, ich wollte wissen was aus diesem bezaubernden Kinde geworden ist das ich einst lieber hatte als alles Andere hier auf Erden. Hätte die Welt sie zerstört, so..."

„So hättest Du sie nicht als Deine Nichte anerkannt," flüsterte Schuldfried.

Des Professors Stirne verdüsterte sich. Er sah Schuldfried mit einem strengen Blick an und sagte: „Meine Nichte ist jezt Schauspielerin. Was weiß ich von Madame Dorbino? Ich kenne die Sitten der ausgezeichneten Sängerin nicht. Ich weiß wohl daß sie Jahre ihres Lebens auf den Theaterbrettern zugebracht hat. Dachtest Du damals keinen Augenblick an die zweideutige Stellung in welche Du kamst, indem Du ..."

„Indem ich Künstlerin wurde?" fiel Schuldfried ernst ein. „Onkel," fügte sie mit Wärme hinzu, „ich dachte bloß daran daß die Kunst mich mit einem Leben versöhnen könne das durch fremde Schuld bitter geworden. Ich fühlte daß ich zur Künstlerin geboren war, und daß ich nur meinem Beruf folgte indem ich wurde was ich jezt bin. Ein so aufgeklärter und vorurtheilsfreier Mann wie Du, Onkel, kann die Schauspielerlaufbahn nicht als verächtlich bezeichnen wollen. Das Poetischste was Du gedacht, das Schönste was Du componirt hast, wäre ja ein todter Buchstabe geblieben, wenn nicht der Sänger oder Schauspieler ihm Leben gegeben hätte. Das Theater ist es nicht was demoralisirt und erniedrigt; denn überall in der Welt kann ich ein ehrenhafter Mensch bleiben, wenn ich nur selbst es bleiben will. Liebe ich die Kunst, das Schöne in ihr, und widme ich mich ausschließlich der edlen Aufgabe mich wahr und treu in alles Hohe und Erhabene einzuleben was ich als Künstler vorstellen kann, dann, Onkel,

trenne ich auch Gedanken und Gemüth von Allem was gemein und erniedrigend ist.“

„Das ist unmöglich wenn man sein Leben in der unreinen Atmosphäre der Theaterluft, umgeben von Intriguen und Leichtsinn, zubringt, mit Unwahrheit und Verstellung als Beruf.“

„Onkel,“ rief Schuldfried mit glühenden Wangen, „wo im Leben entgehen wir dem? Nirgends. Ob wir Schauspieler auf dem Welttheater oder auf der Theaterscene sind, so werden wir immer vom Bösen heimgesucht oder angesteckt. Es kommt auf uns selbst an wie viel davon uns anklebt. Das Theaterleben hat seine Nachtseiten, ich weiß es; aber wenn ich mit einem für die Kunst entflammten Herzen nur sie liebe, so sehe ich alles Schlechte was mich umgibt nicht. Ich brauche mich nicht in die Mysterien der Coulissen einweihen zu lassen; die sind mir gleichgiltig, sie gehören nicht zu meiner Künstlerlaufbahn, und was diese nicht berührt, das ist für eine wahre Künstlerseele nicht vorhanden. Du sagst, unser Beruf sei Verstellung und Unwahrheit. Nein, Onkel, für den Künstler nicht. Für ihn ist das Bild das er darstellen soll ein Theil seiner selbst. Er wird von der Idee des Verfassers ergriffen und die Worte des Dichters erhalten Leben und Form. Der Schauspieler der sich die Verstellung zur Aufgabe macht ist kein Künstler und wird nie etwas anderes als ein Zerrbild von der Idee des Verfassers darstellen. Er wird nie die Kraft besizen das Publicum hinzureißen. Wenn dieß für den dramatischen Künstler gilt, so gilt es noch mehr für den lyrischen. Onkel“ — Schuldfried ergriff seine Hand und fuhr mit

wirklicher Begeisterung fort — „bedarf es der Unwahrheit und Verstellung, um in den Character oder die Gefühle eines Tongemäldes versezt zu werden? — Bedarf es nicht vielmehr Natur und wirkliches Gefühl? — Ach! Ich weiß es daß ich, wenn ich singe, alles Andere über dem Gesang vergesse. Mein eigenes Ich ist nicht mehr vorhanden, ich lebe und habe mein ganzes Wesen in der Musik. Ich bin ein Echo dessen was der Componist geträumt hat, ich bin ein Theil von ihm, nicht von mir selbst. Als mein Herz unter Sorgen und bittern Prüfungen blutete, als rings umher Nacht war, da wurde es eitel Licht, sobald ich mich auf den Schwingen der Töne über die so bittere Welt erheben durfte. Ich entfloh dann von dieser zu einer bessern. Mir war als sei ich Gott näher gekommen. Ich dachte da nicht an die Lampen, die Coulissen oder das Publicum."

Schuldfried verstummte. Sie hatte mit dem Ausdruck von Wahrheit gesprochen, welchen nur derjenige in seiner Stimme niederlegen kann der seines Herzens heiligste und wärmste Gedanken in Worte kleidet. Auf den Professor machten Schuldfrieds Worte einen lebhaften Eindruck. Er erkannte ihre Richtigkeit; aber noch erhoben sich die Vorurtheile dagegen daß seine Nichte eine Theatersängerin sein solle. Man wird sich erinnern daß Aberney der ältern Generation angehörte, und daß die in der Kindheit eingesogenen Vorurtheile sich am längsten erhalten. Er hatte sein ganzes Leben hindurch eine unüberwindliche Antipathie gegen Theaterleute gehabt. Deßhalb schmerzte es ihn seinen Liebling, die

lange vermißte und gesuchte Schuldfried, als ein Mitglied dieser Menschenkaste zu finden die er nicht ausstehen konnte und von welcher er die schlechtesten Begriffe hegte. Schuldfrieds enthusiastische Worte stellten zwar den Theaterkünstler in ein ganz anderes Licht, als worin Aberney ihn bisher betrachtet hatte; aber deßungeachtet blieb das Vorurtheil noch immer aufrecht und stellte sich dem Eindruck entgegen welchen das junge Weib hervorgebracht. Er antwortete also:

„Mag auch die von Dir gegebene Schilderung wahr sein, so ist es doch eben so wahr daß das Theaterleben dem Charakter eine leichtsinnige Richtung gibt. Die Freiheit im Reden und Benehmen die zwischen den Schauspielern vorherrscht, die Schmeicheleien die man an das Talent verschwendet — Alles trägt unwillkürlich dazu bei das Herz zu verderben und den Samen böser unmoralischer Grundsäze auszustreuen."

Schuldfried legte ihre Hände auf Aberneys Schulter und blickte mit dem ehrlichen und unschuldsvollen Ausdruck eines Kindes zu ihm auf.

„Onkel," sagte sie mit tiefem Ernst, „schau mir ins Auge und sag, ob Du glaubst daß diese auf dem Theater verbrachten Jahre mein Herz verderbt und mich demoralisirt haben? Du mußt in jedem Zug lesen daß ich noch dieselbe bin wie bei unserer Trennung, denn die Wahrheit hat ihr unverkennbares Gepräge. Ich war damals ein unwissendes Kind, ohne eine Ahnung davon daß ich viel zu sühnen hatte." Ein Ausdruck tiefer Schwermuth glitt über ihre Züge, verschwand aber eben so plözlich,

und mit einem Lächeln das an vergangene Zeiten erinnerte fügte sie hinzu: „Ach, ich lese in Deinem Blick daß Du Deine frühere Schuldfried in mir wieder gefunden hast; aber der Unterschied, Du guter, geliebter Onkel, besteht darin daß sie Dir jezt nicht mehr aus falschem Stolze davon laufen wird."

Unmöglich ein Vorurtheil festzuhalten, wenn so bezaubernde Lippen einem entgegenlächeln. Der Professor war überwunden. Er hatte sich beinahe mit dem Gedanken versöhnt eine Sängerin zur Nichte zu haben. Deßungeachtet erhob er sich zum zweiten Male um zu gehen.

„Willst Du nicht mit mir zu Mittag essen, Onkel?" fragte Schuldfried.

„Doch, mein Kind, ich möchte wohl; aber als ich in Dein Haus kam, traf ich mit Jemand zusammen der ebenfalls hieher gehen wollte." Der Professor lächelte. „Ich zwang diesen Jemand nach Hause zurückzugehen und meine Ankunft abzuwarten. Jezt fürchte ich daß er ungeduldig wird, im Fall ich länger hier verweile."

Schuldfried erröthete. Sie dachte sich sogleich daß dieser Jemand Tage war. Sein Name war während des Gesprächs noch nicht genannt worden. Der Gedanke an ihn verursachte ihr ein unangenehmes Gefühl und das Blut strömte in ihre Wangen.

„Du bist doch auf den Nachmittag frei?" fragte der Professor, der sehr wohl die hübsche Farbe bemerkte die Schuldfried erhielt.

„Ja, den ganzen Tag."

„Nun wohl, dann komme ich wieder und bringe Tage mit. Wenn Du noch dieselbe bist wie früher,

so wird das Wiedersehen Deines einzigen Jugendfreundes Dir gewiß Freude machen."

„Ganz gewiß!" Mehr sagte Schuldfried nicht, aber sie war beklommen. Als der Professor sich entfernte, blieb sie eine lange Weile unbeweglich dasitzen.

„Meine treuen Freunde aus der Kinderzeit, die suchen mich auf; aber e r . . . ach, mein Gott, wie konnte ich darauf hoffen? Was bin ich denn für ihn? Und doch, wie liebte er mich so innig! Ist es denkbar daß diese Liebe todt, oder daß eine andere an ihre Stelle getreten sein kann? Unmöglich!"

In einem Häuschen irgendwo auf dem Blasiholm finden wir Professor Aberneys Wohnung. In einem großen, geräumigen Zimmer war Tante Sara beschäftigt die Bücher in den beiden dort stehenden Schränken abzustäuben. Die kleine, stets rührige Sara war sich vollkommen gleich geblieben. Auch jezt trug sie ihre weiße feine Haube mit schönen Spizen und ihre wohlgestärkte Schürze, fleckenlos und glatt als wäre sie so eben aus der Commode hervorgeholt worden.

Es ist derselbe Morgen wo Aberney Schuldfried besuchte. Er hatte kaum erst seine Wohnung verlassen, und Sara hatte sich auf die hohe See der Vermuthungen hinausbegeben, wo man immer sicher sein kann Schiffbruch zu leiden. Während Staubbürste und Staubbesen fleißig arbeiteten, dachte Sara:

„Mit Tage steht es nicht ganz richtig." Jezt klopfte sie einen großen dicken Papierklumpen von

nicht sehr einnehmendem Aeußern. „Ich möchte wissen was ihm seit gestern Abend in den Kopf geflogen ist. Als er aus dem Theater kam war er ja ganz wild. Die ganze Nacht ist er auf seinem Zimmer auf und ab gegangen. Wollen sehen ob der Junge nicht mit seinem Herzen verlaufen ist!" Jezt wurde der alte Pack auf seinen Plaz geworfen. „Man hat ja behauptet, er sei in diese Gräfin da verliebt die ihn beständig einlädt. Vielleicht war es Etwas das sich auf sie bezog. Das Allertollste ist jedoch daß auch Victor sich ganz curios geberdete. Der alte Narr kann wenigstens nicht verliebt sein; aber dafür gibt es niemals Sicherheit, denn obschon er ein gesezter und ernster Mann sein sollte, so sprang er doch davon um diese ausländische Sängerin zu hören. Zum Henker, wie heißt sie doch? Ich muß in den Zeitungen nachsehen."

Jezt ging es an Tages Zimmer, das rechts von Sara lag; aber dort bekam Sara die Zeitung vor Abend nicht. Dagegen war ein ganzer Bogen mit dem Worte Sängerin vollgesudelt.

„Sieh da, was habe ich gesagt? Wahrhaftig, der Junge ist von der herumreisenden Sängerin behext. Ich möchte wissen ob er sich deßwegen in große Gala geworfen hat weil er sie aufsuchen wollte. Aber wohin hat sich denn Victor begeben, der doch sonst nie um diese Zeit ausgeht? Ich muß mich sehr verwundern; sollte etwas Unerwartetes eingetroffen sein was alle Beide zu andern Menschen gemacht hat? Sollte Tage vielleicht . . ."

Hier wurde Sara durch ein heftiges Geklingel unterbrochen. Gleich darauf flog die Saalthüre auf

und Tage kam herein. Ohne Tante Sara zu bemerken oder zu beachten, ging er in sein Zimmer, schlug heftig die Thüre zu und riegelte.

„Was in aller Welt ist an dem Jungen?" brummte Sara. „Ich habe ihn in meinem Leben nie so gesehen; ohne Gruß an mir vorbei zu gehen, das ist wahrlich allzu stark." Jezt schüttelte Sara den Besen zum offenen Fenster hinaus.

Wiederum klingelte es. Nach einigen Minuten kam eine Dienerin und sagte:

„Frau F. will das Fräulein besuchen."

„Bitte sie hereinzutreten," lautete die Antwort.

Der Staubbesen erhielt seinen Plaz an einem Messinghaken neben dem Ofen, die Schürze wurde geglättet und der Bücherschrank verschlossen, so daß, als Frau F. eintrat, keine Spur von Tante Saras Abstäubungswuth mehr übrig war, die immer ausbrach wenn Aberney nicht um den Weg war.

„Guten Tag, meine liebe Sara," begann die würdige Frau, eine alte Bekannte Saras von ihrem ersten Aufenthalt in Schweden her, und der vollkommene Typus einer Stockholmer Dame aus der bessern Mittelclasse. „Wie geht Dirs? Ich konnte mirs unmöglich versagen hieherzugehen und mich nach Deinem Befinden zu erkundigen. Du bist so unsichtbar bei uns."

„Sehr willkommen, liebe Liese!" Sara verneigte sich artig und führte ihren Gast in den Salon. „Ich habe viel an Dich gedacht; aber Du weißt ja selbst wie schwer ich aus dem Hause komme."

Eine Weile schwazten die beiden Damen davon wie wenig man für sich thun könne wenn man Herrn

zu besorgen habe; nachdem sie sodann diesen Betrachtungen einiges Weitere über Mägde und Marktpreise beigefügt, war das Gespräch im vollen Gang und man hatte das große Feld, die Angelegenheiten der Nebenmenschen, vor sich.

„Warst Du gestern im Theater?“ fragte Frau F.

„Nein, meine Liebe, ich besuche solche närrische Orte beinahe nie,“ antwortete Sara etwas scharf. „In meinem Alter weiß man sich anders zu zerstreuen.“

„Aber, meine liebe Freundin, Du weißt ja daß die fremde Sängerin zum ersten Mal auftrat. Ich als musicalisch wäre untröstlich gewesen wenn ich sie nicht zu hören bekommen hätte.“

„So; wie heißt sie denn?“

„Ei der Tausend, hast Du denn in den Zeitungen nicht von Madame Dorbino gelesen?“

„Nein, ich lese nie etwas anderes als Anzeigen.“

„Du glaubst nicht wie interessant sie war. Sie hat eine sehr gute Stimme und eine hübsche Gestalt; aber denke Dir, sie singt so frivol, gar nicht wie andere Menschen, sondern sie wird bald feuerroth, bald wieder so blaß, daß man es durch die Schminke hindurch sieht. Ueberdieß gibt sie ihrem Gesicht einen unpassenden Ausdruck, gerade als ob sie alle Männer damit bannen wollte, was sie auch wirklich thut. Sie waren all zusammen verrückt im Applaudiren und Herausrufen. Der Beifall ging bis zum Scandal. Dein junger Vetter, der Lieutenant, war auch da. Er sah ganz verstört aus als ich und meine Adele in der Vorhalle ihm begegneten.“

„Ja, ich weiß daß sowohl Tage als Victor da waren.“

„So, der Professor war auch da? Ihn sah ich nicht; dagegen aber sah ich den reichen Finnen der bei der Flotte ist, Baron Canitz.“

„Er ist kein Finne,“ fiel Sara unwirsch ein.

„Doch, liebe Freundin, er ist einer, ich weiß die Sache ganz genau. Sein Vater wurde im lezten finnischen Krieg erschossen. Ich habe genaue Mittheilungen darüber.“

„Es scheint mir als ob ich es besser wissen müßte,“ fiel Sara mit steigender Hize ein.

„Laß uns nicht streiten. Wir haben schon so viel über die Sache disputirt daß ich glaube wir könnten es jezt dabei bewenden lassen. Ich kam ganz von dem ab was ich sagen wollte. Ja, Baron Canitz saß im Ochsenauge auf der ersten Reihe, und ich glaubte er würde die Sängerin verschlucken, so sah er sie an. Gestern Mittag hörte Adele ihre ganze Lebensskizze von Fräulein A., welche dieß Alles von Frau O. hatte, deren Mann in der Capelle ist, und er hatte es von Frau**, unserer ersten Sängerin.“

„Sie ist ja eine Französin; wie können also diese Frauen etwas von ihr wissen?“ fiel Sara ungeduldig ein.

„O solchen Personen geht, sowohl im Bösen wie im Guten, ihr Ruf voran. Sie soll von zwei Männern getrennt worden sein, überdieß eine Verbindung mit einem Prinzen gehabt haben, der sie an einen englischen Lord abtrat, und dieser wieder an einen reichen Franzosen, welchen sie verließ als sie

ihn ruinirt hatte. Jetzt sei sie mit einem Sänger liirt. Sie soll ein wahres Muster von Coketterie und so intrigant sein, daß sie alle Männer abfängt die ihr in den Weg kommen. Meine Adele, die, wie Du weißt, ein höchst sittsames Mädchen ist, sagte, sie habe sich geschämt sie nur anzusehen."

„Deßhalb halte ichs fürs Beste wenn man solche Orte der Sünde, wie das Theater ist, gar nicht besucht. Du und Adele werdet wohl nicht mehr hingehen um sie zu hören?"

„Ei wie Du so sprechen magst, beste Sara! Du weißt daß Adele musicalisch ist, sie muß sich also bei allen Vorstellungen wo ein Talent auftritt zeigen. Man muß nothwendig Madame Dorbino gehört haben, wenn man mit in der großen Welt lebt." Frau F. wollte immer dafür angesehen werden daß sie zur großen Welt gehöre. Sie fuhr fort: „Wir haben uns für alle ihre Vorstellungen abonnirt. Heute hat Adele ihr Portrait gekauft das bereits in allen Buchhandlungen vorräthig ist. Sie ist in der Mode, und da muß man ihr Bild auf dem Salontisch liegen oder über dem Clavier hängen haben."

„Das Bild eines Frauenzimmers von welchem Du so viel Böses weißt?"

„Das ist etwas ganz Anderes; wir besitzen das Recht ihr Leben zu tadeln und in diesem Fall streng zu sein; aber man muß doch zeigen daß man ihr Talent zu würdigen versteht; sonst heißt es man habe gar kein Urtheil. Im Uebrigen muß man die Theaterleute nehmen wie sie sind; an ihre Sitten macht man keine großen Ansprüche, man bewundert

sie aus der Ferne, aber man öffnet ihnen seine Salons nicht, außer wenn dieß unter den Tonangebenden Mode wird, — dann — kann man freilich nicht ausweichen."

„Weißt Du was, liebe Liese, ich danke Gott dafür daß ich nicht in der großen Welt lebe. Ich habe die Menschen von jeher für erbärmlich und schlecht gehalten; aber so schlecht wie jezt sind sie mir früher nie vorgekommen."

„Das kommt daher weil Du alt geworden und nicht mit Deiner Zeit vorangeschritten bist. Nein, jezt muß ich gehen. Adieu, liebe Sara; grüß mir den Professor und den Lieutenant. Ich hoffe sie werden mir die Ehre erweisen zu meinem großen Schmaus am Samstag zu kommen; Dein Versprechen habe ich bereits."

Nach einigen weiteren nichtssagenden Redensarten entfernte sich Frau F. Tante Sara hatte sich in Folge der empfangenen Mittheilungen den Kopf voll von unruhigen Phantasien über die fremde Sängerin gesezt und brachte jezt ihre Einbildungen mit Tages sonderbarem Benehmen in Verbindung.

Gegen Mittag kam Aberney nach Hause. Er sah ungewöhnlich heiter aus und grüßte die Tante ganz freundlich. Beim Klang seiner Stimme öffnete sich Tages Thüre, und der junge Lieutenant eilte auf ihn zu mit den Worten:

„Kommst Du direct von ihr, Papa?"

Aberney lächelte und ging, ohne zu antworten, in Tages Zimmer. Dieser folgte nach und Tante Sara sah zu ihrem unbeschreiblichen Verdruß die Thüre wieder schließen. Ihr Blut begann zu kochen:

sie fand es abscheulich von Tage und ihrem Neffen so behandelt zu werden. Diese Herren schloßen sie von allem Vertrauen aus, und das war mehr als sie ertragen zu können glaubte. Mit wilder Hast flog sie jezt durch den Salon und in ihr eigenes Zimmer dessen Thüre sie schmetternd zuschlug, als hätte sie gehofft daß diese Aeußerung ihres Unwillens ihr Bahn zu dem Neffen brechen würde. Wir lassen jezt die Alte auf eigene Faust ihren aufgeregten Gefühlen Luft schaffen, und wollen sehen was zwischen Tage und Aberney vorging.

Als die Thüre hinter ihnen geschlossen war, sagte der Leztere:

„Mein lieber Tage, Du besizest gar zu wenig Macht über Deine Gefühle, da Du mit Fragen auf mich losstürzest, und zwar in Gegenwart der Tante."

„Papa, seit gestern weiß ich nicht mehr was ich thue oder sage. Bedenke einmal, sie auf den Theaterbrettern wieder zu sehen, als Gegenstand all dieser Blicke und Huldigungen, behandelt wie ein Geschöpf das man für Geld auszischen oder herausrufen kann, wie eine Spielsache in der Hand des Publicums. O mein Gott! Habe ich sie darum so warm und innig geliebt? Wer, wer hat die reine, unverdorbene Schuldfried in das verwandelt was sie jezt ist?"

„Tage," fiel Aberney ein, „sie ist was sie war, dasselbe reiche Herz, dasselbe unschuldsvolle Mädchen."

„Soll ich das glauben, Papa? Nein, sie ist eine Schauspielerin und nichts anderes. Warum durfte ich nicht zu ihr gehen und den ganzen tiefen Ver-

druß meines Herzens, die ganze Erbitterung die meine Seele bei dem Gedanken an ihren gräßlichen Betrug erfüllt, gegen sie ausgießen?“ Tage ging mit großen Schritten auf und ab.

„Wen hat sie denn betrogen? Worin besteht ihr Betrug?“ fragte Aberney.

„Papa, denk an ihre Flucht, denk an die Jahre worin sie uns in Unkenntniß über ihr Schicksal erhielt, an die Sorgfalt womit sie sich verbarg, an die Herzlosigkeit womit sie mich verließ. — Für wen hat sie das Alles gethan? — Für keinen Andern als ....“

„Thörichter Junge, sprich nicht eine Anklage aus von welcher Du weißt daß sie falsch ist. Sie ist jezt wie immer achtungswürdig.“

„Sie? — die Sängerin die wie eine Abenteurerin, ohne Schuz und ohne Stüze, allein in der Welt umhergereist ist!“

„Höre, Tage, wenn Du in diesem Ton fortfahren willst, so ist eine Besprechung zwischen uns überflüssig. Mir vergeht dann alle Lust Dir mitzutheilen was ich während meiner kurzen Besprechung mit Schuldfried erfahren habe.“

„Du glaubst also was diese Lippen sagen die an Lüge gewöhnt sind? Du glaubst an die Aufrichtigkeit einer Stimme welche Jahre lang die Kunst studirt hat den Ausdruck wahren Gefühls anzunehmen?“

Aberney hatte sich mit gekreuzten Armen auf den Sopha gesezt. Als Tage verstummte, sagte er kalt:

„Ich glaube, Dir ist das Blut dermaßen zu Kopfe

gestiegen daß Du nimmer weißt was Du sagst oder thust. Ich spreche nicht gerne mit Narren, und deßhalb thun wir wohl am Besten wenn wir kein Wort mehr über die Sache verlieren. Sonst würde ich Dir ein Geheimniß mittheilen das ich Dir bisher verschwiegen habe, nämlich daß Schuldfried meine Nichte, daß ihr Name Aberney ist, und daß die Entdeckung dieses Umstandes ihr Verschwinden verursacht hat. Man hatte ihr gesagt, ich sei schrecklich erbittert auf ihre Mutter und wolle weder sie noch die Tochter als meine Verwandten anerkennen, und dieß war der Grund warum sie mit der Mutter entfloh die ihr ein so trauriges Erbe gegeben. Frage mich nicht warum ich über die Frau und das Kind meines Bruders so erbittert war, ich kann es nicht sagen. Das Geheimniß liegt mit der schuldbeladenen Frau begraben. Was hinwiederum Schuldfried betrifft, so steht sie so hoch über andern, daß jedes beleidigende Wort gegen sie eine Unverschämtheit ist die immer auf ihren Urheber zurückfallen wird. Besuche sie und sprich mit ihr; blicke in diese Augen, dann wirst Du Dich jeder Anklage gegen sie schämen, und damit Basta. Willst Du sie treffen, so steht es Dir frei mich heute Mittag zu ihr zu begleiten; wo nicht, so kannst Dus unterlassen. Eines sage ich Dir: tritt nicht mit Anklagen oder Vorwürfen auf, denn ich will nichts davon wissen. Wenn ich sage daß Schuldfried ein edles und hochsinniges Weib sei, so kannst Du es auch glauben." Aberney erhob sich mit dem Beifügen: „Sie hat mit mir über die Vergangenheit gesprochen, aber sie bat mich nicht mehr darauf zurückkommen zu müssen, nachdem sie

die Sache einmal berührt habe. Du dürftest ihr daher, bis sie selbst auf den Gegenstand zurückkommt, alle Fragen ersparen, wenn Du entschlossen bist sie wieder zu sehen."

Aberney verließ das Zimmer und Tage warf sich auf den Sopha; in ihm tobten all diese aufgeregten Gefühle, die in unserm Innern ein verworrenes Chaos von Gutem und Bösem hervorbringen.

Bei Tisch sagte der Professor ganz plözlich zu Sara:

„Ich soll Dich von Enochs Tochter grüßen."

Tante Sara stand im Begriff einen Kalbsbraten nach allen Regeln der Kunst zu transchiren. Sie ließ Messer und Gabel fallen und machte eine so heftige Bewegung daß sie sammt ihrem Stuhl weit vom Tische hinwegkam. Dabei schlug sie die Hände zusammen und starrte Aberney an, als traute sie ihren Ohren nicht. Die Bestürzung war so groß, daß es mehrere Minuten anstand bis sie ein Wort über ihre Lippen bringen konnte. Endlich murmelte sie mit undeutlicher Stimme:

„Um Gottes willen, was sagst Du?"

„Ich sage daß ich Enochs Tochter getroffen habe und daß ich Dich von ihr grüßen soll."

„Aber . . . aber . . ." stammelte Sara, die vor Aufregung nicht sprechen konnte.

„Nun, liebe Tante, mach Dich nur wieder an Deinen Braten, so will ich Dir inzwischen erzählen daß wir eine ausgezeichnete Sängerin hieher bekommen haben und . . ."

„Victor, treibe mit Deiner alten Tante kein Gespötte, Du weißt . . ."

„Wie gut sie gegen ihren Neffen und Nichte war, das ist ganz richtig; auch spotte ich nicht, sondern will, wenn Du es erlaubst, meine Erzählung fortsezen. Diese ausgezeichnete Sängerin ist meine Nichte.“

„Herr Jesus, was sagst Du? Dieses Weib das ein halb Duzend Männer und eben so viele Liebhaber gehabt hat, das ein so grundschlechtes Geschöpf ist! Ach! das fehlte noch zu meinen Bekümmernissen, daß ich Enochs Kind als ein verdammtes Wesen wieder finden mußte.“ Tante Sara verbarg ihr Gesicht in der Serviette und weinte.

„Verdammt! Was schwazest Du, Tante!“ sagte Aberney mit gerunzelten Brauen. „Sie ist eine große Künstlerin und ein achtungswürdiges Frauenzimmer. Aber wer hat es gewagt Dir das Gegentheil einzureden?“ Aberneys Blick flog zu Tage hinüber.

„Man hat mir nichts eingeredet,“ schluchzte die Tante; „Frau F. war da und erzählte die Lebensgeschichte der Sängerin. Mein Gott, ich ahnte damals nicht daß es sich um Enochs Kind handelte. Es ist schrecklich, es ist schauerlich.“

„Was liegt Schreckliches darin daß Enochs Tochter eine ausgezeichnete Sängerin, daß ihr Name in ganz Europa berühmt ist? Wenn Frau F. eine Lebensgeschichte von ihr zusammenzuphantasiren beliebt, so dürftest doch Du, Tante, so vernünftig sein nicht daran zu glauben, zumal da Du weißt wie unzuverläßig die Erzählungen der Frau F. sind.“

„Man muß doch glauben was man nicht bestreiten kann, und daß sie eine Theaterdame ist, läßt

sich ja nicht leugnen. Die Schuld davon wird immer auf Dich fallen weil Du in Deiner Unversöhnlichkeit nichts von der Mutter wissen wolltest, sondern das arme Kind den Winden und Wellen Preis gabest. Im Uebrigen dürfte sie wohl kaum ein rechtschaffenes Weib sein, da sie von zwei oder drei Männern getrennt ist. Da sieht man daß die Sünden der Väter ..."

„Behalte Deinen Saz gefälligst für Dich, er paßt schlecht auf meine Nichte," fiel Aberney scharf ein. „Was die drei Männer betrifft, so ist Alles zusammen erlogen. Sie ist die Wittwe des einzigen Mannes den sie hatte,"

„Sie war verheirathet! Schuldfried mit einem Andern verheirathet!" dachte Tage.

„Was kommt Dich an, der Du früher nie nach ihr noch nach der Mutter fragtest, daß Du jezt ..."

„Die Tochter aufsuchst?" fiel Aberney ein. „Der Zufall hat uns zusammengeführt. Die Mutter ist jezt todt und — das Grab versöhnt Alles. Morgen bringe ich Enochs Tochter hieher. Bis dahin lassen wir, wenn Du willst, Tante, die Sache dahingestellt. So wie Du meinen Character kennst, Tante, begreifst Du wohl daß ich Enochs Tochter nicht als meines Bruders Kind betrachten würde, wenn sie nicht ein achtungswürdiges Weib wäre."

Die Tante seufzte; sie war zu aufgeregt um mit Einwendungen oder Fragen hervorzurücken. Enoch, Edith, Alles was sie auf Erden am meisten geliebt hatte, stand lebhaft vor der Erinnerung der guten Alten, und sie dachte in ihres Herzens Betrübniß

daß es doch sehr bitter sei Enochs Kind unter solchen Verhältnissen wieder finden zu müssen.

Nach der Mahlzeit hatte Aberney zu Tage kein Wort von einem Besuche bei Schuldfried gesagt. Abends gegen fünf Uhr ergriff der Professor seinen Hut um auszugehen. Sara hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen. Es kam ihr Alles so wunderlich vor, daß sie ihre gewöhnliche Gemüthsruhe gänzlich verlor. Als Aberney in den Salon hinauskam, fand er dort Tage in der sorgfältigsten Besuchstoilette.

„Du hast Dich also zu einem Besuch bei Schuldfried entschlossen?" fragte der Professor gleichgiltig.

„Ja, wenn Dus erlaubst, Papa," antwortete Tage, während er sich bemühte ruhig zu erscheinen.

Etwas später traten Vater und Sohn in die Wohnung der Sängerin. Als die alte Französin ihnen öffnete, bedurfte Tage mehrere Secunden um so viel Macht über sich zu gewinnen, daß er Aberney in den Salon folgen konnte, wo Schuldfried ihnen entgegen kam. Tage war an der Thüre stehen geblieben, außer Stand ihr einen Schritt entgegenzugehen. Er war zugleich erschüttert und überrascht. War dieß die vielgerühmte Sängerin die er gestern auf der Bühne gesehen? Nein, es war ja dieselbe Schuldfried, mit welcher er als Junge gespielt, für die er als Jüngling geschwärmt hatte; dasselbe Lächeln, derselbe freudestrahlende Blick, dieselbe bezaubernde Einfachheit und ungesuchte Anmuth.

Als Schuldfried mit ihrem frischen, klangvollen Organ Aberney herzlich willkommen geheißen, wandte sie sich zu Tage. Ueber die sammtenen Wangen fiel eine höhere Schattirung von Roth, als sie Tage die Hand reichte mit den Worten:

„Wie freue ich mich nicht über dieses Wiedersehen! Willkommen, Tage, und verzeih all die Unruhe die ich durch mein plözliches Verschwinden aus dem Kreis meiner Freunde verursacht habe. Vergiß wo möglich die Leiden die ich durch diesen Schritt hervorrief, und glaube daß ich Dir heute als Freundin und Schwester die Hand reiche. Schuldfried hat nicht eine einzige Minute aufgehört dieses für Tage zu sein."

Dem jungen Lieutenant wirbelte es im Kopfe. Es schwindelte vor seinen Augen und er stammelte einige unzuverläßige Worte, während er Schuldfrieds Hand ergriff und an seine Lippen führte.

Aberney betrachtete die jungen Leutchen. Schuldfried war, mit Ausnahme der Röthe die auf ihren Wangen aufstieg als sie sich zum ersten Mal an Tage wandte, ruhig geblieben. Sie grüßte ihn mit einer Freundlichkeit die von aller Bewegung so frei war, als hätten sie sich erst gestern verabschiedet und heute wieder getroffen. Er dagegen war so aus aller Fassung gebracht, daß man daraus leicht auf die Stärke des Interesses schließen konnte das ihn noch nach sechs Jahren an seine Jugendfreundin knüpfte.

„Er liebt sie; aber an ihr zeigt nichts daß sie ihn liebt. Armer Tage! Das Geschenk ihres Herzens ist nicht für Dich bestimmt," dachte Aberney.

Wenn Schuldfried in zarter Jugend das Talent besessen hatte zu erfreuen und aufzumuntern, alle düstern Gedanken zu verscheuchen und lichte hervorzurufen, so besaß sie diese Eigenschaft jezt in noch höherem Grade.

Ihr Blick und alle ihre Worte gaben die innige Befriedigung über dieses Zusammentreffen mit ihren theuern Freunden kund. Jezt wie früher verbreitete ihre Freudigkeit in ihrer ganzen Umgebung Wohlgefallen. Tages im Anfang etwas gezwungenes und aufgeregtes Benehmen machte bald einer vollkommen heitern und unbefangenen Stimmung Plaz. Nach einer Stunde war es ihm als seien die sechs Jahre nur ein Traum gewesen, so vollkommen fühlte er sich in die frühern frohen Zeiten zurückversezt.

Man sprach im Anfang von der Vergangenheit, dann stellte Schuldfried allerlei Fragen, zuerst über Tante Sara, dann über Tage und seine Lebensschicksale. Tage sprach von den Reisen die er gemacht hatte, und bemerkte endlich mit einer eigenthümlichen Schärfe in der Stimme:

„Ich war mit bei der Expedition welche die Fregatte Carolina vor zwei Jahren machte. Ich war in Neapel."

Schuldfried fuhr zusammen und sah Tage an, indem sie rief:

„Du! Du!"

Dieses Gespräch erinnerte Tage an all die feindseligen und schlimmen Gedanken welche der Brief an Lothar in ihm hervorgerufen hatte. Ihr Ausdruck spiegelte sich in seinem Gesichte zurück. Schuldfried betrachtete ihn mit ängstlich forschendem Blick.

„Ja," sagte Tage nicht ohne eine gewisse Bitterkeit im Tone, „ich war mit der Carolina in Neapel und hörte damals von Madame Dorbino sprechen, ahnte aber nicht daß sie und Du eine und dieselbe Person wäret."

„Du hattest also keine Idee davon daß Schuldfried in Neapel war?"

Tage wechselte die Farbe, antwortete aber sogleich:

„Nein, das hatte ich nicht."

„Unbegreiflich daß ich Deinen Namen nicht unter den Offizieren nennen hörte die man mir als anwesend bezeichnete," sagte Schuldfried gedankenvoll.

„Vielleicht war auch Deine Aufmerksamkeit so ausschließlich auf einen einzigen Namen geheftet, daß Du den meinigen nicht beachtetest." Tage fühlte sich von eifersüchtiger Wuth erfaßt. Er war nahe daran Aberneys Anwesenheit zu vergessen und vor diesem die Ereignisse in Neapel zu erzählen, ja sogar zu gestehen daß er von Schuldfrieds Anwesenheit gewußt habe. Bei dieser Anspielung auf Schuldfrieds Interesse für Lothar nahm die junge Dame einen würdevollen Ausdruck an und antwortete beinahe kalt:

„Wie kannst Du wissen daß am Bord der Fregatte Carolina eine Person war über deren Namen ich meine Freunde vergessen hätte?"

„Ich fragte ja bloß." Tage spielte mit einigen Nähsachen die auf dem Tische lagen. — „Es war mir unerklärlich daß meine Cameraden bei Aufzählung unserer Namen mich vergessen sollten."

„Ah, Du weißt also daß ich mit einem Deiner Cameraden gesprochen habe?“

„Er erzählte mir, Madame Dorbino habe einige Fragen an ihn gestellt.“ Tage heftete einen finstern Blick auf Schuldfried. „Ich hörte auch daß ....“ Er hielt inne.

„Warum unterbrichst Du Dich?“ fragte der Professor, der mit gespanntem Interesse diesem Gespräch gefolgt war und jezt aus Schuldfrieds Blässe schloß daß Tage einen für sie sehr empfindlichen Punkt berührte. Seine Stimme brachte Tage wieder zur Besinnung und gebot ihm seine Worte und sein Gesicht in Acht zu nehmen.

„Ich unterbrach mich,“ sagte er mit wohlgespielter Gleichgiltigkeit, „weil ich nicht gerne einen Namen ausspreche der für Schuldfried unangenehm zu hören sein muß.“

„Und welcher Name wäre das?“

„Tage meint gewiß — Canitz,“ fiel Schuldfried mit ihrer merkwürdig klaren Stimme ein. Ihre dunkeln Augen leuchteten wunderbar als sie dieselben auf Tage heftete.

„Ha!“ war Alles was der Professor antwortete; dann folgte eine kleine Pause die sehr peinlich war. Aberney sah zuerst Tage mit einer Miene an als erwartete er daß dieser Etwas sagen würde; aber als er in seinem Schweigen beharrte, sagte der Professor:

„Sollte Schuldfried wirklich ein Vorurtheil gegen diesen Namen gehabt haben, so glaube ich daß dasselbe gänzlich verschwinden wird, wenn sie erfährt daß Lieutenant Canitz auf der Fahrt von Neapel

nach Palermo unserem Tage das Leben gerettet hat."

„Hat er Tage das Leben gerettet?" rief Schuldfried mit freudestrahlendem Gesicht.

„Ja, ich habe es wirklich ihm zu verdanken daß ich in diesem Augenblick hier sitze," antwortete Tage mit bitterem Lächeln, indem er Schuldfried ansah. „Wie es zuging erlaubst Du mir vielleicht ein ander Mal zu erzählen. Jetzt wäre es weit angenehmer Dich sprechen zu hören."

„Ja, besonders da Tage nicht gerne von diesem Ereigniß spricht. Ich hätte es sicher gar nicht erfahren, wenn nicht einer von seinen Cameraden, Lieutenant Steen, mir die ganze Geschichte erzählt hätte," sagte Aberney.

„Es lautet als ob Du behaupten wolltest, Papa, daß . . ."

„Daß Du nicht dankbar seist. Nun ja, das ist auch eine Wahrheit, wenigstens in Bezug auf Canitz. Aber lassen wir das." Der Professor führte das Gespräch auf die vergangenen Jahre zurück, und Schuldfried erzählte mit Wehmuth wie ihre Gedanken unaufhörlich zu ihren beiden Freunden gewallfahrtet, und wie sie bei allen Schweden mit denen sie zusammengetroffen Erkundigungen einzuziehen gesucht habe. Sie erzählte daß sie durch Pastor Arbonius in Finnland erfahren habe wie das Leben sich für Aberney und Tage gestaltete; daß sie von ihm alljährlich einen Brief erhalten worin er ihr mitgetheilt daß die Freunde sich wohl befinden und daß es ihnen gut gehe.

„Du hast also mit Arbonius correspondirt?" fiel

Tage ein, „und zwar obschon Du uns in gänzlicher Unkenntniß über Dein Schicksal ließest.“

„Tage, frage meinen Freund —“ Schuldfried reichte Aberney die Hand — „ob er mein Benehmen nicht zu würdigen weiß. Ich hätte nicht leben können ohne Etwas von Denjenigen zu erfahren die mir theuer waren,“ fügte sie traurig hinzu.

„Aber wir, wir mußten alle Nachrichten von Dir entbehren.“

„Wir sind ja übereingekommen daß keine Vorwürfe in Betreff der Vergangenheit gemacht werden sollen,“ sagte Aberney. „Ich verstehe Schuldfried vollkommen.“ Er streichelte ihren Kopf; sie ergriff, ganz wie früher, die Hand des väterlichen Freundes und küßte sie.

Es entstand eine kleine Pause. Schuldfried war in wehmüthige Gedanken versunken; Tage betrachtete sie. Aberney unterbrach das Schweigen und sagte, während er seinen Blick auf Schuldfried ruhen ließ:

„Wundert es Dich nicht daß Tage und Canitz auf einem schwedischen Kriegsschiff waren?“

Schuldfrieds Hals, Stirne und Wange waren von einer dunkeln Purpurflamme übergossen, als sie antwortete:

„Ja, ich gestehe daß es mich überraschte, als man sagte daß — daß — Canitz in schwedischen Diensten stehe.“

Tage war bleich geworden, als Aberney von Neuem diesen Namen nannte der in seinen Ohren so widerlich klang. Der Professor that als ob er diesen Eindruck nicht bemerkte und fuhr fort:

„Es ist auch etwas höchst Seltsames daß ein

russischer Unterthan eine so glänzende Laufbahn, wie Canitz sie in diesem Lande hatte, verläßt und ein fürstliches Vermögen wegwirft um in Schweden einer unsichern Zukunft entgegenzugehen. Er dient jezt auf unserer Flotte und hat sich da als ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften bewiesen, so daß es Niemand mehr einfallen kann ihm vorzuwerfen daß er der Sohn des Generals Canitz ist."

Tage hatte eine Scheere und einen Fadenknäuel ergriffen. Mit rastlosem Eifer zerschnitt er den lezteren während Aberney sprach. Die fest zusammengepreßten Lippen bewiesen daß er den Ausdruck seiner Gefühle bei den Worten des Professors zurückzuhalten suchte. Als dieser verstummte, sagte Tage jedoch mit gedämpfter Stimme:

„Was Canitz ist oder nicht ist, wird immer schwer zu entscheiden bleiben, weil er einen kalten, berechnenden und verschlossenen Character hat der unwillkürlich Mißtrauen einflößt. Man hat immer Grund zu fürchten daß die Fehler des Vaters bei irgend einer Gelegenheit zum Vorschein kommen werden."

Schuldfried hatte schweigend dagesessen. Als Aberney von Canitz sprach, hob sich ihre Brust unruhig. Bei Tages Worten wandte sie sich schnell gegen ihn und fiel lebhaft ein:

„Tage, man darf einen Menschen nicht nach den Fehlern beurtheilen wodurch seine Eltern sich bemerklich machten. Das ist eine grausame Ungerechtigkeit; und im Uebrigen sehen wir zwar wenn die Leute fehlen, aber wir wissen nicht durch welche schreckliche Leiden und Gewaltthaten gegen ihre eigenen Gefühle die verbrecherische That hervorgerufen worden ist;

darum — laßt uns nicht urtheilen! Ach! ich habe auch einmal so wie Du gedacht und unbarmherzig den Stab über einen Unschuldigen gebrochen, während ein Anderer die Schuld trug. Ich werde es ewig bereuen."

„Schuldfried hat Recht," sagte Aberney und stand auf. Er legte seine Hand auf Tages Schulter und bemerkte:

„Keiner von uns weiß wie viel Schuld er als Erbtheil empfangen."

Tage sah mißvergnügt aus. Dieser verabscheute und verhaßte Name mußte ihm also immer eine Niederlage bereiten. Der ganze Canitz schien nur zu seiner Qual geschaffen zu sein. Jezt mußte er ihn zuerst von Aberney loben, dann von Schuldfried vertheidigen hören, und zwar schon am ersten Tage ihres Wiedersehens. Schuldfried, die jezt neben ihrem natürlichen Verstand, ihrer schnellen Auffassung und ihrem angebornen Feingefühl eine bedeutende Erfahrung erworben hatte, begriff den auf Tage hervorgebrachten Eindruck sogleich und lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Obschon jede Fiber in ihrem Innern von Ungeduld und Verlangen zitterte noch mehr von Lothar zu hören, nahm sie doch den abgeschnittenen Faden des Gesprächs nicht wieder auf.

„Kannst Du heute Abend über Deine Zeit verfügen?" fragte der Professor.

„Vollkommen, ich bin heute ganz frei. Meine Cousine, Natalie Reinstein, hat mit einem Fremden einen Ausflug nach Drottningholm gemacht und kehrt erst spät am Abend zurück."

„Ah, es ist wahr, Du sagtest mir heute früh daß Du mit der reizenden Gräfin verwandt seiest." Der Professor warf einen schalkhaften Blick auf Tage, der bei diesem Namen etwas genirt aussah. „Du wohnst ja in ihrem Hause, ein Umstand den ich über der Freude des Wiedersehens gänzlich vergessen habe."

„Ja, Natalie ist mir mit wahrer Freundschaft entgegengekommen. Als ich mich entschloß nach Schweden zu gehen, übernahm sie es Wohnung und dergleichen für mich ins Reine zu bringen. Sie hat seit meiner Ankunft dahier viel Wohlwollen an mich verschwendet."

„So," sagte Aberney. „Die Gräfin ist ein gefährliches Weib; sie besizt neben einer einnehmenden äußern Erscheinung ungewöhnliche Bildung und viel Genialität in der Unterhaltung, hat aber einen kalten und berechnenden Verstand. Wie ihr Herz beschaffen ist weiß ich nicht zu sagen, darüber wird wohl Tage Bescheid geben können, denn Du mußt wissen, meine liebe Schuldfried, daß der junge Herr sich Knall und Fall in die schöne Gräfin verliebt hat." Aberney sah dabei Schuldfried an, als wollte er erforschen welchen Eindruck seine Worte auf sie machen würden."

„Deine Wahl, bester Tage," sagte Schuldfried, „zeugt von gutem Geschmack, und es freut mich sehr daß sie auf eine so außerordentliche und so reichbegabte Dame gefallen ist."

Tage warf einen wüthenden Blick auf Aberney und erklärte aufs Entschiedenste, er sei nie in die Gräfin verliebt gewesen und könne es auch nie wer-

den. Diese Versicherung rief einen wehmüthigen Zug auf Schuldfrieds Gesicht hervor.

„Sie würde wünschen daß er eine Andere liebte," dachte Aberney. „Alle Hoffnung ist also aus für Tage."

„Bist Du seit Deiner Ankunft auch schon in der Umgegend gewesen?" fragte Aberney.

„Nein, bester Onkel. Ich hatte gar keine Lust Schweden zu sehen, bevor ich Dich wieder gesehen hatte. Ich fühlte mich, troz aller Freundlichkeit Nataliens, hier, wo man meine Sprache redet, weit einsamer als an andern Orten."

„Nun wohl, wenn Du willst, so fahren wir auf den Abend in den Thiergarten!" rief Tage, „und wenn Papa es erlaubt, so hole ich einen Wagen." Einen Augenblick darauf war Tage bereits auf dem Weg.

Als Aberney und Schuldfried allein waren, sagte der erstere:

„Morgen issest Du bei uns zu Mittag, nicht wahr?"

„Ganz gewiß, im Fall Du mich abholen willst wenn ich aus der Probe komme."

„O nein, das will ich nicht," scherzte Aberney, „und zwar aus dem einfachen Grund weil ich Dich dahin zu begleiten beabsichtige. Um wie viel Uhr mußt Du gehen?"

„Um zehn Uhr. Ach, Du lieber Onkel, wie sicher und froh fühle ich mich nicht an Deiner Seite! Du bist und bleibst mein guter Freund, mein bester Freund."

„Und nicht wahr, Kind, Du wirst nicht mehr

von mir reisen?“ Der Professor hatte sie am Kopfe genommen und blickte ihr in die Augen. Schuldfried lächelte wehmüthig.

„Ich weiß nicht,“ stammelte sie; „vielleicht kann ich bleiben; vielleicht zwingt mich auch irgend ein mächtiges Gefühl in meinem Innern daß ich schon diesen Sommer Schweden verlasse. Ich gehorche nicht mehr meinem eigenen Willen, sondern einem stärkeren. Ach! frage mich nicht, laß mich noch eine kleine Weile mein Geheimniß bewahren. Eines Tags, geliebter Onkel, werde ich es in Deine Brust niederlegen, und an diesem Tage bin ich entweder das glücklichste oder das unglücklichste Geschöpf auf der Erde. Bis dahin will ich Vergangenheit und Zukunft über der Freude vergessen Dich wieder gefunden zu haben.“

Der Professor küßte sie schweigend auf die Stirne. Er ahnte bereits was Schuldfried nicht zu sagen wagte; aber was weder er noch ein Anderer zu ahnen vermochte, das war der Plan den Schuldfried entworfen hatte, das Ziel das sie erreichen wollte. Ob ihr dieses Streben gelang oder nicht, das sollte für ihre ganze Zukunft entscheidend werden.

Jedermann wer an einem schönen Maiabend den Thiergarten besucht hat, weiß auch daß er voll ist von gehenden, fahrenden und reitenden Personen, die keineswegs die fröhlichen Kinder des Sonntagspublicums sind, sondern vielmehr jener glücklichen oder vielmehr unglücklichsten Kaste angehören für

welche das ganze Leben nur ein einziger Ruhetag ist. Man fährt in den Thiergarten weil die Zeit der Soupers dahin ist; man begibt sich dahin weil es zum guten Tone gehört; aber betrachtet man diese menschlichen Eintagsblumen welche die elegante Welt ausmachen, so findet man daß Ueberdruß sich ganz naseweise neben sie in die eleganten Wagen gesezt hat; daß das von Belustigungen übersättigte Gemüth und das matte Auge die Fähigkeit verloren haben sich am Frühling, am Sommer, am Leben zu erfreuen; aber was macht das? Man hat Livreediener, zierliche Equipagen, prächtige Pferde und ausgesuchte Toiletten: Alles das ist zum Zeigen da, und darum begibt man sich in den Thiergarten.

In einer dieser Equipagen die durch das blaue Thor und von da nach der Ebene fuhren, saß jedoch eine schöne junge Dame, deren ganzes Aussehen verrieth daß sie wenigstens nicht von Thorheiten übersättigt war, daß sie die Fähigkeit noch nicht verloren hatte das Schöne zu genießen oder sich an dem herrlichen Frühlingsabend zu erfreuen. Neugierig und voll Interesse flogen ihre Augen umher, und mit einem Ausdruck wahrer Bewunderung betrachtete sie das bezaubernde Gemälde das unser Thiergarten darbietet. Der Wagen worin sie mit ihren Begleitern saß nahm seinen Weg über die Ebene nach dem sogenannten Friespark zu. Dieser war damals nicht wie jezt uneingehegt, sondern von einem Zaun umgeben. Sie stiegen aus der Kalesche und begaben sich zu Fuß hindurch. Schweigend, aber mit einem Ausdruck unverstellter Bewunderung wanderte die junge Dame, gestüzt auf den Arm ihres ältesten

Begleit
machten
Ha
ganz s
trachtet
belaubt
Deinem
hast,
schöne
Du Bi
und M
von de
von se
die ho
ein Bi
des N
Füßen
Dich h
Schönh
Gemüt
„O
Vater
„N
langem
Thierg
Si
ihrem
„E
könnnte
nur Fi
vergess

verheirathen wolle.
nicht im Mindesten.
Wechselreiches in der
Schuldfried. „Dort
freundlich und voll
mit Bäumen be-
die diesen Weg
nennt.“
Gesicht gegen
Frage mit einem
inzwischen ge-
wieder aufzu-
dem feinen Tact
Ihr herzliches
auch wurden ihre
erheitert; die
einen Schleier von
nicht hervor-
Licht und heller
und wahre Künst-
ließ sich nicht ein-
verdüstern, sondern
dem Rosenschimmer
mitte.
Wirklichkeit, mit
des Menschen,
Eigenschaften begabt,
daß er, wenn
Ausdruck derselben auf
ließ. Er saß also
da, ohne sich mit

einem einzigen Wort bei der Unterhaltung zu betheiligen.

So endete die erste Ausfahrt. Am Abend, als Schuldfried nach Hause kam und ihre Verwandten sie verlassen hatten, trat ihre französische Dienerin mit einem Bouquet von Myrten und Orangenblüthen bei ihr ein.

„So eben brachte dieß ein Bedienter mit dem Bemerken, ich solle es sogleich zu Madame hereintragen,“ sagte sie.

Schuldfried warf einen gleichgiltigen Blick auf das seltsame Bouquet und sagte:

„Stelle es unter die andern die ich im Laufe des Tages erhalten habe.“

Mamsell Anaise ging an eine große Blumenvase die vor dem mittlern Salonfenster stand, und wollte es unter eine Masse prachtvoller und kostbarer Bouquete stellen womit man der Sängerin schon am Morgen aufgewartet hatte.

„Madame hat heute über zwanzig Bouquets erhalten,“ sagte Anaise, „aber dieses ist das einzige bei welchem sich kein Billet befand. Gewiß hat ein Engländer es geschickt; denn sonst schickt wahrlich kein vernünftiger und kluger Mensch bloß Myrten und Orangenblüthen. Ueberdieß ist es von einem breiten schwarzen Band umwunden. Selbst das Papier das es umschließt ist schwarz.“

„Laß michs sehen,“ sagte Schuldfried, die, obschon von andern Gedanken in Anspruch genommen, gleichwohl ein eigenthümliches Interesse an dem sonderbaren Geschenke empfand. Sie betrachtete es

Begleiters, an den Seestrand hinab, wo sie Halt machten.

Hast Du je da gestanden, mein lieber Leser, und ganz stille das eigenthümlich schöne Gemälde betrachtet das Du vor Dir hattest, während die dichtbelaubten Eichen ihre hundertjährigen Scheitel über Deinem Haupte schüttelten? Wenn Du das gethan hast, so hast Du auch Stolz empfunden über die schöne Natur Deines Vaterlandes. Zur Rechten hast Du Birgers Stadt, umschlungen von dem Salzsee und Mälar, ein prächtiges Geschmeide, eingefaßt von den Silberarmen des Meergottes und umgeben von seinen Holmen. Gerade vor Dir besitzest Du die hohen und ernsten Berge des südlichen Landes, ein Bild von dem Volke das unter den Felsbergen des Nordens aufgewachsen ist, und vor Deinen Füßen rollen die Wellen des Salzsees. Rund um Dich her hast Du eine Natur die in ihrer üppigen Schönheit so prunkend ist daß Du mit entzücktem Gemüthe unwillkürlich ausrufst:

„O Schweden, wie schön bist Du nicht, mein Vaterland!"

„Nun Schuldfried," sagte endlich Aberney nach langem Schweigen, „was denkst Du von unserem Thiergarten?"

Sie legte die Hand aufs Herz, während sie mit ihrem strahlendsten Lächeln antwortete:

„Es ist mir hier zu voll als daß ich sagen könnnte was ich denke. Es kommt mir vor als ob nur Finnland im Stande wäre mich dieses Land vergessen zu lassen. Wäre ich keine Finnin, so möchte

ich Schwedin sein und sagen können: Hier bin ich geboren."

„Das bist Du auch, mein Kind. In Schweden stand Deine Wiege und in der schwedischen Erde schläft Dein Vater."

Bei diesen Worten zuckte Schuldfried zusammen und drückte heftig Aberneys Arm, als wäre ihr ein schwerer Schmerz widerfahren. Tage fiel mit einigen Betrachtungen über Stockholms Lage u. s. w. ein. Man kehrte zum Wagen zurück, wohin Schuldfried mit zögernden Schritten ging, gleich als wollte sie mit vollen Zügen die Luft einathmen die ihr so lieblich vorkam.

„Wenn dieser Plaz schon jezt Dein Auge fesselt, wie viel mehr dann wenn diese Eichen im vollen Schmuck ihres grünen Laubes prangen!" sagte Tage, indem er ihr in den Wagen half.

Man fuhr an Listenhill und Manilla vorbei nach dem Rosenthal. Als man um Karl Johanns XIV. beliebteste Sommerwohnung herumgefahren, wo die Luft mit Blumendüften geschwängert war, begab man sich auf dem schönen Rosenthaler Weg nach Brunnsvik heim.

Auf den ersten tiefen Eindruck den eine herrliche Natur auf die Seele macht, war bei Schuldfried eine aufgeräumte und heitere Stimmung gefolgt, wie sie sich bei allem Schönen einzufinden pflegt. Sie kleidete ihre Eindrücke in Worte, und wenn sie so lächelnd und mit Ausrufungen ihr Entzücken zu erkennen gab, erinnerte man sich nur mit Mühe daß dieses hinreißende und ungekünstelte Wesen einer

ausgezeichneten Schauspielerin gehörte. Auch sagte Tage:

„Man muß wirklich einen Blick auf Deine ausgesucht prachtvolle Toilette gerichtet haben um nicht zu vergessen daß Du Madame Dorbino bist.“

„Was an meiner Toilette erinnert an die Sängerin?“ fragte Schuldfried.

„Ihre Kostbarkeit, ihre äußerste Eleganz,“ sagte Tage mit einem Seufzer; „die schmucklose Schuldfried ist eine glänzende Dame geworden.“

„Das ist wahr; aber diese Seidenzeuge und dieser Sammt bedecken ein Herz das unveränderlich dasselbe ist wie zur Zeit wo es in groben Kleidern schlug. Deßhalb, lieber Tage, laß uns das Schöne um uns her nicht über einigen Stücken kostbaren Zeuges vergessen.“

Jezt lächelte Schuldfried so freundlich, daß sie die Schatten wegzauberte die sich hervordrängen wollten um die Freude des gegenwärtigen Augenblickes zu verdüstern. Aberney fühlte, wie Schuldfried, Alles was den Schönheitssinn berührte zu tief als daß er etwas Anderes auf sich einwirken ließ. Er betheiligte sich so sehr bei Schuldfrieds Eindrücken daß er ihre Toilette erst bemerkte als Tage davon sprach, und auch da war sie für ihn eine ganz untergeordnete Sache. Als man eben den Hügel aus Rosenthal hinabgefahren war, begegnete man einer eleganten Kalesche worin zwei Damen saßen. Neben dem Wagen ritt ein junger Mann auf einem ausgezeichnet schönen Schimmel. Er war in einem lebhaften Gespräch mit einer der Damen begriffen. Schuldfried war dermaßen von der Betrachtung der

Umgegend in Anspruch genommen daß sie die Begegnenden erst beachtete als sie umkehren wollten. Der Reiter kam da zwischen die beiden Equipagen und in diesem Augenblick wandten sich Schuldfrieds Blicke auf ihn. Sie saß vorwärts geneigt, warf sich aber ganz unwillkürlich in den Wagen zurück. Die frischen blühenden Wangen wurden weiß, die dunkeln Augen stierten den Reiter an, dessen kalter strenger Blick auf ihr ruhte. Er grüßte Aberney und Tage; dann war die Erscheinung verschwunden.

„Canitz!" murmelte Tage und sah Schuldfried an. Weg war jeder Schimmer von Freude. Der Dämon der Eifersucht flüsterte ihm augenblicklich einen Rath ein welchen Herz und Vernunft in einer ruhigeren Stunde verworfen haben würden.

Wenn man eifersüchtig ist oder vom Neid beherrscht wird, ist man weder gut noch verständig. Tage sagte:

„Man sieht die Gräfin X. nie ohne daß Canitz bei ihr wäre. Er gedenkt ganz sicherlich die reiche Dame zu heirathen. Es wäre eine glänzende Verbindung."

Schuldfried wurde noch blässer.

„Sie ist recht schön," fuhr Tage fort. „Hast Du die Dame in der Kalesche beachtet?" fragte er Schuldfried.

„Nein," lautete die einsilbige Antwort.

Aberney bemerkte sowohl Schuldfrieds verändertes Aussehen als auch Tages Absicht sie zu quälen. Mit dem gleichgiltigsten Ton von der Welt fiel er ein:

„Ich glaube daß Du Dich gänzlich täuschest,

wenn Du meinst daß Canitz sich verheirathen wolle. Die Sache berührt uns übrigens nicht im Mindesten. Liegt nicht etwas eigenthümlich Wechselreiches in der Natur hier?“ fragte der Professor Schuldfried. „Dort vornen am Rosenthal ist Alles so freundlich und voll von Blumen; hier dagegen eine mit Bäumen bedeckte und mauerartige Bergstrecke die diesen Weg vom übrigen Thiergarten trennt.“

Schuldfried kehrte ihr bleiches Gesicht gegen Aberney und beantwortete seine Frage mit einem gänzlich zerstreuten Ton. Sie wurde inzwischen gezwungen den Faden des Gespräches wieder aufzunehmen. Das that sie auch mit dem feinen Tact welcher den guten Ton auszeichnet. Ihr herzliches Lachen erscholl zwar nicht mehr, auch wurden ihre Züge von keinem strahlenden Lächeln erheitert; die Sonne der Freude hatte sich in einen Schleier von Wehmuth gehüllt der ihre Strahlen nicht hervorbrechen ließ; aber es lag dennoch Licht und heller Tag darüber. Ihre freie, offene und wahre Künstlerseele die nur im Schönen lebte, ließ sich nicht einmal durch Schmerz und Kummer verdüstern, sondern verlieh auch ihnen Etwas von dem Rosenschimmer der Alles umgab wobei sie weilte.

Tage dagegen, ein Kind der Wirklichkeit, mit den alltäglichen kleinen Schwachheiten des Menschen, obschon mit mehreren guten Eigenschaften begabt, hatte den höchst gewöhnlichen Fehler daß er, wenn er übler Laune wurde, den Ausdruck derselben auf seinem Gesichte sich wiederspiegeln ließ. Er saß also jezt ganz verdrießlich und still da, ohne sich mit

einem einzigen Wort bei der Unterhaltung zu betheiligen.

So endete die erste Ausfahrt. Am Abend, als Schuldfried nach Hause kam und ihre Verwandten sie verlassen hatten, trat ihre französische Dienerin mit einem Bouquet von Myrten und Orangenblüthen bei ihr ein.

„So eben brachte dieß ein Bedienter mit dem Bemerken, ich solle es sogleich zu Madame hereintragen,“ sagte sie.

Schuldfried warf einen gleichgiltigen Blick auf das seltsame Bouquet und sagte:

„Stelle es unter die andern die ich im Laufe des Tages erhalten habe.“

Mamsell Anaise ging an eine große Blumenvase die vor dem mittlern Salonfenster stand, und wollte es unter eine Masse prachtvoller und kostbarer Bouquete stellen womit man der Sängerin schon am Morgen aufgewartet hatte.

„Madame hat heute über zwanzig Bouquets erhalten,“ sagte Anaise, „aber dieses ist das einzige bei welchem sich kein Billet befand. Gewiß hat ein Engländer es geschickt; denn sonst schickt wahrlich kein vernünftiger und kluger Mensch bloß Myrten und Orangenblüthen. Ueberdieß ist es von einem breiten schwarzen Band umwunden. Selbst das Papier das es umschließt ist schwarz.“

„Laß michs sehen,“ sagte Schuldfried, die, obschon von andern Gedanken in Anspruch genommen, gleichwohl ein eigenthümliches Interesse an dem sonderbaren Geschenke empfand. Sie betrachtete es

aufmerksam. Ein fein gepreßtes schwarzes Seidenpapier umschloß es und ein schwarzes Band verflocht die Myrtenzweige und die schneeweißen Orangeblüthen. Sollte ein Sinn in diesem Geschenke liegen, so konnte es nur Kummer und Liebe bedeuten.

„Wenn es von ihm wäre!" dachte Schuldfried. „Welcher Andere würde ... Narrheit! Anaise, stelle es unter die andern." Schuldfried wollte das Zimmer verlassen, aber Anaise hielt sie auf mit der Frage:

„Wird Madame diese vielen Billete nicht lesen die heute angekommen sind?"

„Nein, verbrenne sie!"

Am folgenden Tag war die Probe von Robert. Sowohl die lyrischen als die dramatischen Künstler des Theaters waren auch jezt alle versammelt um Madame Dorbino in nähern Augenschein zu nehmen und wo möglich eine Masse Fehler an ihr zu entdecken. Ueberdieß wollte man eine Stimme hören die selbst das englische Blut zu erwärmen vermochte, so daß sogar die Britten sich hinreißen ließen. Der schwedischen Bühne schönster Schmuck, Fräulein H., befand sich ebenfalls da, und erklärte mit ihrem bezaubernden Lächeln, Madame Dorbino sei so schön daß Jedermann sich von ihr verdunkelt fühle. In einer andern Gruppe spendete man der ausgezeichneten Sängerin enthusiastische Lobsprüche, und in einer dritten hatte man keine Mühe gespart um etwas recht Infames über sie aufbringen zu können. Eine vierte Gruppe wiederholte alles Gute und Böse was sie gehört hatte ohne ein selbstständiges Urtheil zu fällen. Diese gehörten zu denjenigen die gerne wie-

verkäuen was Andere sagen, selbst aber zu ängstlich sind um eine eigene Ueberzeugung auszusprechen.

In dieser kleinen Welt, genannt Theater, finden wir ganz dieselben Elemente wie im gewöhnlichen Leben, und ich wage zu behaupten daß sie in der Beurtheilung Anderer weder besser noch schlechter ist, als die sogenannte große Welt.

Einige Minuten vor der Probe kam Schuldfried, aber dießmal in Begleitung des Professors Aberney, der sie am Arm führte.

Aberney gehörte zu denjenigen Männern in der Hauptstadt die Jedermann kennt, und deren Name auch von den Ungelehrten mit Achtung genannt wird. Auch am Theater kannte ihn Jedermann. Er hatte sich als beliebter Componist bekannt gemacht, stand somit bei den lyrischen Künstlern in großem Ansehen, und auch sein Auftreten mit Schuldfried erregte ein gewisses Aufsehen. Die Vorwizigen zogen daraus sogleich neue Schlüsse. Während die Ouvertüre gespielt wurde, hatte man den ganzen Zusammenhang erfahren. Der Professor Aberney war nichts Geringeres als einer ihrer Männer; möglicher Weise der Componist der sich erschossen haben sollte. Nach der Probe hatte man die Geschichte fertig.

Aberney führte Schuldfried zu sich nach Hause. Auf dem Gustav-Adolphs-Markt begegnete ihnen Tage. Er sah jezt heiterer aus als am vorhergehenden Abend.

Als sie vor der Hausflur des Professors standen und dieser die Hand ausstreckte um zu klingeln, sagte Schuldfried:

„Weiß Tante Sara daß Schuldfried das Kind ihres Neffen ist?"

„Nein." Jetzt klingelte es. Die Thüre wurde geöffnet, und im nächsten Augenblick stand Schuldfried vor Sara, die bei diesem Anblick beinahe in Ohnmacht fiel. Darauf folgten Ausrufungen, Erklärungen, Thränen, Umarmungen u. s. w. Als Alles das gehörig besorgt war und als Tante Sara ihre Haube in Ordnung gebracht und die Schürze geglättet hatte, sezte man sich zu Tische. Sara hatte das Schreckliche daran daß die Tochter ihres lieben Enoch, ihr Liebling Schuldfried, Sängerin sei, gänzlich vergessen, so froh hatte das Wiedersehen sie gemacht. Aberney, Schuldfried und Tage thaten das Ihrige um die frohe Stimmung zu erhalten. Die Zeit eilt rasch dahin wenn die Freude als Gast in unserer Seele wohnt. Um sieben Uhr mußte Schuldfried ihre Freunde verlassen. Bei diesem Aufbruch erinnerte sich Sara der traurigen Seite von Schuldfrieds Lebensstellung. Einige scharfe Worte glitten über die Lippen der Alten, aber Aberney unterbrach sie sogleich.

Als Tage hörte daß Schuldfried der Gräfin Reinstein versprochen hatte den Abend bei ihr zuzubringen, weil diese Madame Dorbino zu Ehren Gäste geladen, gerieth er in schlechte Laune und fügte den Aeußerungen Saras etwas recht Bitteres hinzu. Schuldfried beantwortete Saras Ausfälle nicht, aber zu Tage sagte sie ernst:

„Tage, hüte Dich vor Ungerechtigkeiten gegen eine Freundin; sie werden früher oder später der Tod der Freundschaft."

Aberney war der einzige der Schuldfried keine Vorwürfe machte. Er war und blieb sich gleich. Auch an diesem Tage schieden Tage und Schuldfried in unangenehmer Stimmung von einander.

Als Schuldfried heimfuhr, nahm Tage seinen Hut um auszugehen und in der frischen Luft sein aufgeregtes Inneres zu beruhigen.

„Du bist ja auf heute Abend auch zur Gräfin geladen, gehst Du nicht hin?“ fragte der Professor.

„Ich glaube nicht daß ich mich den ganzen Abend dort langweilen werde,“ antwortete Tage; „gehst Du hin?“

„Das ist klar; da Schuldfried unter dieser ganzen Adelsclique auftreten soll, so muß sie ihren Onkel an ihrer Seite haben.“

Tage antwortete Nichts, sondern verließ das Zimmer.

„Sie muß das Theaterleben verlassen,“ dachte er indem er nach Norrbrück ging, „oder ich thue was nicht recht ist. O wie innig, wie wahnsinnig liebe ich sie nicht! Wie treu hat sich mein Herz mit dieser Liebe verkettet! Sie schuldet mir eine Belohnung dafür, so wie für Alles was ich um ihretwillen gelitten habe, und sie darf nicht am Theater bleiben.“ Tage vergaß, als er seine Treue pries, gänzlich daß er es nicht so genau damit genommen hatte.

Tante Sara dachte, als sie in ihr Zimmer ging:

„Schuldfried muß vom Theater weg. Enochs Tochter darf keine Schauspielerin bleiben, und müßte ich Himmel und Erde in Bewegung sezen um sie wegzubringen.“

Aberney machte seine Toilette. Er dachte, während er sein Halstuch knüpfte:

„Schuldfried darf nicht am Theater bleiben; sie darf ihr Leben nicht umgeben von wahnsinnigen Bewunderern dahinbringen deren Schmeicheleien sie früher oder später verderben würden; und eben so wenig darf sie einem infamen Neid preisgegeben bleiben der ihren Ruf besudeln würde. Sie muß die Bühne verlassen, aber freiwillig und nicht in Folge von Ueberredung.“

Während Schuldfried ihre Toilette zum Besuch bei der Gräfin Reinstein machte, dachte sie:

„Künstlerin oder Weib? Welches von beiden, das Theater oder der Himmel, mein zukünftiges Schicksal sein mag, wird sich vielleicht schon heute Abend entscheiden. Natalie hat mir gesagt daß er komme.“

Sie heftete eine dunkelrothe Blume als Brustrose an das schwarze Kleid das in reichen Falten um sie herabfiel. Dem Haar fehlte aller Schmuck. Man konnte sagen daß Schuldfried die größte Einfachheit in ihrer Kleidung entwickelte. Sie war schön, so schön daß sie im Voraus ihres Sieges gewiß sein konnte wenn sie die Absicht hatte einzunehmen. Ueber dem frischen Colorit der Wangen lag jedoch an diesem Abend ein durchsichtiger Schneeduft.

Es war halb neun Uhr als Schuldfried die Treppe hinab in den Vorsaal der Gräfin trat. Sie hätte beinahe einen Ruf des Erstaunens ausgestoßen, als sie dort Aberney fand, der auf Jemand wartete.

„Onkel!“ rief sie; „Du hier!“

„Ich bin von der Gräfin auf Madame Dorbino eingeladen," sagte er lächelnd, „und ich habe mich eingefunden um an Deinem Arm die ausgezeichnete Sängerin einzuführen die nicht ohne ihren natürlichen Beschüzer erscheinen darf."

Schuldfried lächelte ihm so dankbar entgegen, indem sie seinen Arm ergriff.

Die Gräfin Reinstein, mit welcher wir bereits Bekanntschaft gemacht haben, war eine jener Frauen die man mit Recht gefährlich und unwiderstehlich nennt. Man kann nicht sagen worin ihre Macht liegt, aber man kann ihnen eben so wenig entfliehen. Sie war durchaus nicht schön, ja sie konnte bei näherer Betrachtung kaum hübsch genannt werden, und dennoch pries man sie überall wegen ihrer Anziehungskraft. Ihre Züge waren unregelmäßig, und nur die blizenden geistreichen Augen erklärten wie man sie die schöne Gräfin Reinstein nennen konnte. Diese Augen waren keineswegs von einer ungewöhnlichen Farbe oder Form. Sie waren mehr klein als groß, aber sie hatten einen Ausdruck der magisch fesselte, so daß man sie nie vergessen konnte, daß man nie müde wurde hineinzuschauen und sich zulezt von ihnen bezaubern ließ. Man vergaß darüber die Klumpnase und die unschöne Form des Mundes. Das Haar war ungewöhnlich üppig und von einem hellen Castanienbraun, das mitunter ins Roth schillerte, wenn man es in einem gewissen Lichte sah, so daß es mit einem leichten Goldstaub übersäet schien; dabei war es gekräuselt und sah wie

eine leichte Wolke aus. Die Gräfin war hoch gewachsen und geschmeidig, lebhaft, stolz und unbesonnen, veränderlich und herrschsüchtig, muthwillig, cokett. Stets wechselnd, immer neu, nie dieselbe. In einem Augenblick sanft wie ein Täubchen, im andern heftig und eigensinnig wie eine Tyrannin. Heute konnte sie schwärmen und sich romantischen Träumen hingeben, morgen spottete sie über die Schwärmerei und huldigte der Thorheit. Sie entwickelte eine unerhörte Beharrlichkeit wenn es sich um eine Eroberung handelte, ob es ihr nun um die Huldigung eines Mannes oder eines Weibes zu thun war, die ihr auch gewöhnlich zu Theil wurde; aber in demselben Augenblick wo sie den Widerstrebenden besiegt, hatte sie selbst alles Interesse für die mit großer Mühe gewonnene Persönlichkeit verloren.

Mit Schuldfrieds äußerer Erscheinung hatte sie die schon weiter oben ausgeführte Aehnlichkeit. Man sah nie die eine ohne an die andere zu denken. Lebhaftigkeit und Anmuth der Bewegungen hatten beide gemeinschaftlich, eben so auch die unverstellte Aufrichtigkeit und überraschende Naivetät womit sie den Leuten die Wahrheit sagten. Bei Schuldfried war dieß eine Folge der Erziehung und Natur; bei der Gräfin Natalie war es Studium. Sie besaß zu viel Genie um nach den gewöhnlichen Regeln cokett zu sein. Sie legte es ganz und gar nicht darauf an mit bloßen Schultern, einem festgeschnürten Leib, schmachtenden Blicken, bezaubernden Mienen oder dem modernsten Kleiderschmuck zu verführen. Nein, Natalie gebrauchte weder Schminke noch Ausfüllungs-

mittel, weder Juwelen noch Blumen um ihre Reize zu erhöhen: sie hatte ganz andere Mittel gewählt.

„Mögen die Einfältigen sich an solchen Plunder halten, der es doch nicht verhindern kann daß sie langweilig sind und alt werden,“ dachte Natalie. Sie beschloß originell zu sein, und zwar auf eine Art daß sie die gesuchteste von allen gesuchten Damen wurde. Sie wußte schon als junges Mädchen, als sie zum ersten Mal ins Gesellschaftsleben hinaustrat, daß sie keine eigentliche Schönheit besaß. Von ihren Eltern hatte sie ein hübsches, aber keineswegs bedeutendes Vermögen. Es genügte nicht um ihr Bewunderer oder Freier zu verschaffen, obschon es für ihre Bedürfnisse und Launen vollkommen genügte. Ihr erstes Jahr im Gesellschaftsleben gebrauchte sie dazu die Damen zu studiren die in der Mode waren und sich selbst im Hintergrund zu halten. Im zweiten Jahr ging sie nach Paris, blieb dort zwei Jahre und heirathete dann den Grafen Reinstein. Der Graf war kränklich und unternahm seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Italien und Egypten; auf dieser Fahrt machten wir zum ersten Mal die Bekanntschaft Nataliens, die aus dem Land der Schwarzkunst und Mystik als reiche Wittwe zurückkehrte. Der Graf hatte ihr sein ganzes Vermögen vermacht. Sie war jetzt zwei Jahre lang das Meteor gewesen um welches die Elegans des Tages sich sammelten, der Stern der von keinem andern verdunkelt wurde, der Gegenstand auf welchen der Neid mit unterdrücktem Verdruß blickte.

Reich, unabhängig und leidenschaftlich darauf erpicht mit einer ausgezeichneten Umgebung zu glänzen,

machte Natalie ihr Haus zu einem Sammelplaz für Genie, Kunst und Wissenschaft. In ihrem Salon von einer Anbeterschaar umgeben, hatte sie gleichwohl nie erfahren was Liebe war und eben so wenig was Neid heißen wollte. Sie liebte es die schönsten Frauen und gefährlichsten Nebenbuhlerinnen um die Macht auf welche sie so hohen Werth legte in ihrer Nähe zu sehen, weil ihr Triumph, wenn sie sich dennoch als Königin der Anmuth behaupten konnte, nur um so größer war. Was wahrhaft Gutes oder Böses an ihr war läßt sich nicht leicht bestimmen; jezt glich sie einer reizenden künstlichen Blume die Alles, sogar den Duft, von der Natur entlehnt hatte, aber gleichwohl das Wesentlichste — das Leben — nicht besaß. Das heißt, ihr Herz war noch zu keinem anderen Interesse erwacht als für die Triumphe die ihre Eitelkeit erntete. Ihr Leben glich einem schäumenden Trank; aber sie hatte ganz und gar keine Ahnung von der Art des Bodensazes auf dem Pocal.

Es gab nichts Ausgezeichnetes in der Welt der Kunst, Literatur, Musik oder Wissenschaft was die reizende Wittwe nicht in ihre Gesellschaft zu ziehen suchte. Sie sezte einen Ehrgeiz darein den Adel des Genies über den Geburtsadel zu stellen und sie erlaubte sich die schärfsten Ausfälle über die vermoderten Ahnen und zerlumpten Fahnen des lezteren.

Am obengenannten Abend befand sich eine größere Gesellschaft in ihren Salons; die Mehrzahl gehörte der Adelsclasse an, sonst aber waren einige beliebte Künstler, Gelehrte, Denker und geniale oder dafür geltende Schriftsteller da. Man sah einen

Berzelius im Gespräch mit dem Grafen Woyna, den finnischen Künstler Ekman in Unterhaltung mit der schönen Gräfin F., der atheistische A. sprach mit dem Professor F. über Theologie. Der französische Gesandte politisirte mit dem Grafen C. u. s. w.

Mitten in dieser bunten Schaar saß die Gräfin. Sie hatte sich kokett in einen Sopha zurückgeworfen und sprach mit einem jungen Mann der sich auf die Rücklehne desselben stützte. Im Kreise dieser mit Seide, Spizen und Edelsteinen prunkenden Damen war sie selbst die einfachste. Sie trug ein hellblaues Kleid von einem dünnen Zeug. Ihr Haarpuz wich gänzlich von dem gewöhnlichen ab und war ein Mittelding von männlicher und weiblicher Coiffüre. Schuldfried war noch nicht sichtbar geworden.

„Ich versichere Sie, Baron," sagte Natalie, „daß ich Ihnen allen eine große Ueberraschung und mir selbst einen Triumph zu bereiten gedenke. Versuchen Sie zu errathen welchen Gast ich erwarte. Es war wirklich nöthig daß ich selbst mich an Ihrem Staunen zu weiden wünschte, um mich zu veranlassen daß ich Ihnen das Versprechen abnahm zu kommen."

„Sie sind gar zu gütig, Gräfin, auf meine geringe Person ein so großes Gewicht zu legen," antwortete der junge Mann mit einem Lächeln das zugleich kalt und ironisch war.

„Sie täuschen sich, Baron Canitz, wenn Sie glauben daß ich ein Interesse für Sie habe. Nein, ganz und gar nicht, ich will nur mich selbst zerstreuen, indem ich Sie überführe daß Sie eine Unwahrheit gesprochen haben."

„Erlauben Sie mir daran zu zweifeln daß diese

Freude Ihnen zu Theil werde. Ich spreche nie eine Unwahrheit."

„Nie? dann weiß ich mehr als Sie. Apropos, wie lange gedenken Sie mir noch den Hof zu machen? Gestehen Sie daß Sie damit Ihrem Ziele nicht näher gekommen sind."

„Das gestehe ich, auch werde ich von nun an in meiner Zudringlichkeit nicht fortfahren. Ich werde mich sogar, gnädige Gräfin, nicht öfter bei Ihnen einfinden als wenn Sie mich rufen."

„Wirklich? Sie sagten gleichwohl einmal daß..." Natalie sah ihn schalkhaft an.

„Daß ich Ihr Ritter bleiben würde bis Sie mir sagten was ich zu wissen wünsche."

„Ganz richtig. — Sie verzichten also darauf mich ausforschen zu wollen?"

„Ja."

„Wie soll ich das verstehen? Sie gehören nicht zu denjenigen die den Schwierigkeiten den Rücken kehren. Sollten Sie zufällig ..."

„Wissen wo die Person sich befindet um derenwillen ich Sie gequält habe, Frau Gräfin?" Lothar sah sie mit einem kalten Blicke an. „Wissen Sie wo sie sich aufhält?" fügte er hinzu.

„Ja, das weiß ich." Natalie sah genirt aus.

„In diesem Fall" — Lothar lächelte — „gratulire ich mir noch mehr zu wissen als Sie selbst. Ich fürchte sehr, Gräfin, daß Sie sich den Spaß gemacht haben mit einem Wissen zu prangen das Sie nicht hatten."

„Lassen wir das, ich bitte; für jezt bin ich viel zu ungeduldig um mich mit etwas Anderem zu be-

schäftigen als daß ich Sie aus der Rolle fallen sehe die Sie spielen, und in Bezug auf welche ich mich wenigstens nicht täuschen lasse."

„Täuschen? Was meinen Sie?"

„Daß Ihre Gleichgiltigkeit nicht wirklich ist, sondern bloß eine Coketterie mit welcher Sie Aufsehen machen wollen."

Canitz verbeugte sich.

„Wenn es sich so verhält, so müssen Sie zugeben daß ich ein Verdienst habe, nämlich niemals aus meiner Rolle zu fallen."

„O ja, das haben Sie."

„Ich biete Ihnen Troz ob Sie diese Behauptung beweisen können."

„Soll ich es thun?"

„Ich werde Ihnen verbunden sein, Gräfin."

„Nun wohl, so erinnern Sie sich wie ich Ihnen beim ersten Auftreten der Madame Dorbino im Theatergang begegnete. Wie aufgeregt und verstört sahen Sie nicht da aus! Sie waren so aus dem Gleichgewicht gebracht daß Sie beinahe vergaßen mich zu grüßen."

„Ja, ich erinnere mich dessen wirklich," antwortete Lothar mit unveränderter Ruhe; „aber das war eine Folge der starken Wärme. Ich war unwohl."

„Madame Dorbino und Professor Aberney," erscholl es von der Thüre her.

Lothar fuhr buchstäblich zusammen. Die Gräfin vergaß auf ihn Acht zu geben, so überrascht war sie Schuldfried am Arme des Professors zu sehen. Sie hatte von ihrer Verwandtschaft oder Freundschaft nichts gewußt. Sie hatte Aberney auf Madame

Dorbino eingeladen um ihm das Vergnügen ihrer Bekanntschaft zu bereiten.

„Immer artig gegen die Ausgezeichneten," sagte die Gräfin zu dem Professor, als er sie begrüßte.

„Dießmal, Frau Gräfin, war es nicht Artigkeit, sondern ich erfüllte eine Pflicht — Madame Dorbino ist eine Verwandte von mir."

Beim Namen der Sängerin hatten sich Aller Augen auf die Eintretenden gerichtet und es war eine merkliche Sensation entstanden. Erst als die Gräfin mit einigen verbindlichen Worten ihre angenehme Ueberraschung über Schuldfrieds Verwandtschaft mit einem Manne wie Aberney ausgedrückt hatte, erinnerte sie sich Lothars, und es fiel ihr ein daß sie nicht beobachtet hatte welchen Eindruck Schuldfrieds Auftreten auf ihn hervorbrachte. Sie wandte sich hastig um; aber siehe da, der Baron war verschwunden; ihre Augen suchten ihn vergebens. Sie konnte ihn nicht im Salon entdecken.

In einigen Augenblicken war Schuldfried von Leuten umgeben die sie wegen ihres Auftretens im Freischütz becomplimentirten. Man drängte sich um die ausgezeichnete Sängerin, um ihr seine Huldigung darzubringen und sich in der Nähe zu überzeugen daß sie außer dem Theater eben so schön, eben so einnehmend, eben so bezaubernd war wie auf demselben. Zum ersten Male sah Natalie sich von ihren Anbetern verlassen. Sie hatten sich beeilt ihr Rauchopfer zu den Füßen der Neuangekommenen niederzulegen.

Natalie war indeß für den Augenblick von andern Gedanken in Anspruch genommen als von ihrer

Gefallsucht. Sie kannte diejenigen die ihren Triumphwagen zogen zu gut, als daß sie nicht gewußt hätte daß sie bloß mitten in den Kreis zu treten, und einen ihrer tollsten Einfälle oder einen ihrer geistreichen Scherze loszulassen brauchte, um sie sogleich wieder unter ihre Fahne zu sammeln.

Während man Schuldfried mit Schmeicheleien, den Professor mit Fragen bestürmte, ging die Gräfin in die zwei anstoßenden Salons, fand jedoch keinen Canitz. Endlich kam sie in ein kleines Cabinet wo sie ihn am Fenster stehen sah. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt. Sie eilte auf ihn zu und sagte:

„Ei wie, Herr Baron, erschreckt der Name Dorbino Sie so daß Sie entfliehen?"

Lothar wandte sich um. Natalie meinte zu bemerken daß er bleicher als gewöhnlich und daß der kalte, stolze Ausdruck verschwunden sei. Auf seinem Gesichte ruhte ein Zug von Schwermuth, von bitterem Schmerz, der bei Natalie, diesem Kinde der Thorheit, wunderbar anklang. Dieser Mann der immer eine so kalte Höflichkeit gezeigt, der besonders gegen sie eine gewisse sarcastische Ironie angenommen, in dessen Blick sie niemals einen Schimmer von Wärme zu entdecken vermochte, der sie mit seiner Unnahbarkeit gereizt und gequält, den sie für einen eiskalten Egoisten angesehen hatte: er besaß also ein Herz das Kummer und Schmerz erfahren konnte. Es fand sich also Wärme hinter der kalten Maske.

Natalie meinte ihn nie so einnehmend gefunden zu haben. Dieses Gesicht, das jezt von seinem spöt-

tischen Lächeln oder seinem strengen Ernst befreit war, kam ihr schön vor. Sie dachte:

„Wie würde dieser Blick nicht glühen können, wenn sein Herz von Liebe erfüllt wäre!"

Canitz, der den Eindruck den seine kummervolle Miene auf Natalie machte nicht ahnte und nicht einmal daran dachte, antwortete mit einem wehmüthigen Lächeln:

„Gräfin, mich erschreckt Nichts, aber ich liebe es zuweilen mir selbst Gesellschaft zu leisten."

„Mit welchem Ton Sie das sagen!" Die Gräfin Natalie vergaß das Scherzen.

Lothar fuhr mit der Hand über seine Stirne und nahm dann seine gewöhnliche Stimme, sein kaltes Aussehen wieder an.

„Was in meinem Ton sezt Sie in Verwunderung? Denken Sie jedenfalls nicht so übel von mir als ob ich die Einsamkeit suchte um mich wie ein seufzender Werther meinem Stöhnen zu überlassen. Nein, ich kann Sie versichern daß dieß nur geschieht weil ich des Gewimmels um mich her müde bin. — Aber Sie versprachen mir eine Ueberraschung: ich bin noch von Nichts überrascht worden was ich gehört oder gesehen habe."

„Nicht? Sie hörten doch wer angemeldet wurde?" Die Gräfin schaute ihn an.

Nach einigen Minuten war eine vollständige Revolution in ihr vorgegangen. Unbegreifliches Räthsel, genannt Menschenherz! Es ist höchst wahrscheinlich daß Natalie ihr ganzes Leben lang mit Canitz hätte umgehen können, ohne für ihn ein anderes Interesse zu empfinden als für jede Person die ihr

eine angenehme Unterhaltung oder auch Verdruß bereitete. Bisher hatte sie an Lothar nur gedacht wenn sie ihn sah, dazwischen hinein aber vergessen daß er vorhanden war. Jezt hatte diese eherne Figur Etwas hervorschimmern lassen was wie Gefühl aussah. Es fand sich also ein Herz in dieser Brust vor. Warum sollte sie es nicht zu fesseln vermögen? Aus der Marmorsäule gegen welche sie ihren ausgelassenen Wiz spielen ließ war Etwas geworden was sie kennen zu lernen wünschte, was erforschen zu können ihr sehnlichstes Verlangen erregte. Lothar hatte in dem reizenden Weibe einen Feind seiner Ruhe bekommen. Jezt war es für ihn zu spät die Maske der Gleichgiltigkeit aufzusezen. Sie hatte einmal entdeckt daß es eine Maske war, und sie mußte dieselbe um jeden Preis wegschaffen; aber kehren wir zum Gespräch zurück.

„Von wem sprachen Sie, Gräfin?" sagte Lothar mit einer so natürlich gespielten Unwissenheit daß die Gräfin sich davon täuschen ließ.

„Ei, mein Herr, ich weiß wahrhaftig nicht was ich von Ihrer Zerstreutheit denken soll."

„Was Sie wollen, Gräfin, nur erklären Sie mir warum ich aus meiner Rolle gefallen sein soll."

„Nun wohl, Madame Dorbino ist hier."

„Ich rechnete darauf sie heute Abend bei Ihnen zu treffen."

„So — o, geben Sie mir jezt Ihren Arm, so will ich Sie vorstellen und dabei meine Beobachtungen machen."

„Mich vorstellen!" Lothar konnte mit der ganzen Kraft seines Willens nicht verhindern daß das Blut

ihm nach dem Kopfe strömte. Er wußte daß der Blick der Gräfin auf ihn gerichtet war, und er hätte viel dafür gegeben diesen Augenblick sein Blut eben so in der Gewalt zu haben wie seine Muskeln.

„Ich glaube mein Vorschlag regt Sie auf? Sie kennen doch Madame Dorbino nicht?"

„Nein, Gräfin, ich kenne die Sängerin Madame Dorbino nicht," antwortete Lothar kalt.

„Ihren Arm." Die Gräfin nahm Lothars Arm. Während der kurzen Wanderung durch die kleineren Salons suchte Lothar jede Bewegung zu bezwingen. Er scherzte mit der Gräfin. Der schärfste Beobachter hätte in diesem stolzen und kalten Gesicht keine Spur von Aufregung bemerken können. Als er endlich neben Schuldfrieds Stuhl stand, sah er aus wie ein Stück Granit. Die junge Dame war in einem lebhaften Gespräch mit Madame St. begriffen und hatte ihren Kopf von der Seite abgewandt woher Lothar und Natalie kamen.

„Erlaube, beste Frida," sagte die Gräfin zu Schuldfried, „daß ich Dir den Baron Canitz vorstelle."

Bei Nataliens ersten Worten hatte Schuldfried sich umgewandt. Vor ihr stand Lothar bleich, kalt und stolz. Er spielte seine Rolle unübertrefflich; die ausgezeichnete Theaterdame aber die wegen ihres hinreißenden Spiels so wie wegen ihres Gesangs mit Bravorufen, Blumensträußen und Lorbeerkränzen überschüttet worden, wechselte ihre Farbe so heftig und sah, als sie des Barons höfliche, beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung erwiederte, so aufgeregt aus daß es Jedermann in die Augen fiel. Sie machte

die Behauptung zu Schanden daß eine Schauspielerin durch das Einstudiren fremder Charactere ihre eigenen Gefühle und die Fähigkeit tiefe und ernste Eindrücke zu empfangen verliere.

Die Gräfin dachte:

„Frida kennt ihn, aber, mein Gott, sie spielt ihre Rolle schlecht, sie kann ihre Aufregung nicht bemänteln. Aber das bedeutet nichts, sie ist auch jezt schön. O wie dieser Mann mich aufbringt! Seht welche Ruhe, und doch möchte ich mein Leben daran wagen daß auch er sie kennt; ich sah es als ich den Vorschlag machte ihn vorzustellen. Ich muß das Geheimniß erforschen."

Natalie verließ Schuldfried. Lothar nahm auf dem leeren Stuhl zu ihrer Rechten Plaz. Ein junger Herr hatte ihn verlassen als der Baron vorgestellt wurde. Es war Schuldfried unmöglich ein Wort über ihre Lippen zu bringen, obschon sie wußte daß alle Blicke auf sie gerichtet waren. Lothar dagegen war sich vollkommen klar daß keine Aufmerksamkeit auf diesem Zusammentreffen haftete; er sagte daher mit ruhiger Stimme, obschon mit einem Tonfall der Etwas unnatürlich klang:

„Wie gefällt es Ihnen in Schweden? Sie besuchen es doch zum ersten Male? Es muß also den Reiz der Neuheit haben."

Lothars Blick ruhte klar und glänzend auf dem schönen Weibe. So lange ihr Gesicht noch ein Gepräge von innerer Bewegung verrieth, fuhr Lothar fort von dem schwedischen Volke, seiner Bildung und dergleichen zu sprechen. Ein einziges Mal hatte sie es gewagt die Augen zu ihm aufzuschlagen, sie aber

sogleich wieder gesenkt. Nachdem er noch eine Weile von gleichgiltigen Gegenständen gesprochen, stand er auf, und nach einigen achtungsvollen Aeußerungen, welche so gesagt waren daß die Umstehenden sie hören konnten, entfernte er sich. Eine Stunde darauf flüsterte Schuldfried zu Aberney:

„Lieber Onkel, führe mich weg, ich halte es nicht mehr aus!“

„Und ich zweifle nicht länger,“ dachte der Professor, „ich weiß jezt Alles. Arme Kinder, es scheint aus den Gräbern eurer verbrecherischen Eltern kein Glück aufblühen zu wollen.“

Als Schuldfried nach Hause kam, reichte ihr Anaise wieder ein Bouquet von Myrten und Orangeblüthen, umflochten von einem schwarzen Band und mit schwarzem Papier umgeben.

Schuldfried stellte es nicht unter die andern Blumen. Warum? Sie wußte es selbst nicht, aber das eigenthümliche Geschenk interessirte sie.

In Robert trat Schuldfried zum zweiten Mal als Alice auf. Auch jezt strahlte ihr ein dunkles Augenpaar aus den Ochsenaugen der ersten Reihe entgegen; auch dießmal blieben seine Hände unbeweglich, und obschon das ganze übervolle Haus von Bravogeschrei und Applausen erscholl, obschon die ganze Bühne von Blumen überschüttet wurde, so blieb doch er, für welchen sie eigentlich sang, kalt. Was bekümmerte sich Schuldfried um den Beifall aller Andern? Ein einziger Blick, ein einziges Zeichen

des Wohlgefallens von seiner Seite wäre ihr mehr gewesen als die Bewunderung der ganzen Welt.

Als sie aus dem Theater heimfuhr, war sie bis in ihr Herz betrübt. Das einzige Mal wo das Schicksal sie zusammengeführt, hatte er nicht mit einem Worte angedeutet daß er sich Schuldfrieds erinnerte. War dieß nicht die stärkste Bestätigung dessen was er durch sein Benehmen in Neapel zu verstehen gegeben hatte? Schuldfried war unglücklich und eine schwere Last von Mißmuth und Verzweiflung legte sich auf ihr Gemüth.

An diesem Abend wurde ihr kein Strauß von Myrten und Orangeblüthen gereicht, sondern ein aus Cypressen und Lorbeeren geflochtener Kranz. Kummer und Ehre.

Am Morgen nach ihrem Auftreten in Robert kamen Besuche die nicht angenommen, Billete die nicht gelesen wurden, Blumensträuße welche Anaise zur Hand nahm. Nach der Einladung bei Natalie waren mehrere ähnliche an die schöne Sängerin ergangen die mit der Gräfin und dem berühmten Professor Aberney verwandt war. Sie war also von guter Familie, was ihre Actien in der kleinlichen Stadt Stockholm bedeutend steigen machte. Bei uns Schweden gelten Familienverbindungen ungeheuer viel. Genug, Schuldfried wurde aufgesucht, gepriesen, und man that Alles um sie zu verwöhnen, besonders da selbst der Neid gegen ihre Lebensweise Nichts einzuwenden wußte. Zwar circulirte eine Masse von Gerüchten daß sie verheirathet gewesen sei, daß sie selbst eine Masse Abenteuer überstanden habe u. s. w., aber da Professor Aberney als ihr natürlicher Beschüzer

und naher Verwandter auftrat, so wurden derlei Sachen nur ganz leise geflüstert.

Die Damen meinten es liege in der Art wie Schuldfried sang eine beinahe anstößige Wärme. Ja, diese Hingebung, diese Gluth, diese Inspiration habe wahrlich etwas Leichtfertiges, Unweibliches und Unpassendes u. s. w.; aber nachdem man sich in London und Paris davon hatte einnehmen lassen, so mußte man wohl Nachsicht mit Etwas haben was man nicht verstand. Ueberdieß lag in Schuldfrieds Vortrag ein solches Gepräge von Wahrheit daß selbst der Tadel verstummen mußte.

Eine Woche verging. Schuldfried hatte alle Einladungen abgelehnt und alle ihre freien Stunden dem Umgang mit Aberney oder Natalie gewidmet. Tage wurde zusehends mehr hingerissen und wich der Gräfin aus. Noch war er in Schuldfrieds Gegenwart nicht mit ihr zusammengetroffen. Aber je deutlicher seine Neigung zu Schuldfried ans Licht trat, um so mehr zog sie sich zurück, was Tages Gefühle steigerte statt sie abzukühlen. Er wurde zuweilen bitter und erlaubte sich dann sehr scharfe Ausfälle über Schuldfrieds Berufswahl. Dabei verhielt Schuldfried sich ruhig. Sie diente ihm zuweilen mit einigen Bemerkungen; manchmal aber gab sie auch gar keine Antwort. Auch Tante Sara wartete ihr mit langen Predigten über das Sündhafte ihres Lebens auf. Geschah es dann daß die Alte und Schuldfried allein waren, so wurden die Predigten mit Bitten daß sie doch den Weg des Verderbens verlassen möchte begleitet. Oft lag in Tante Saras einfachen wenn auch vorurtheilsvollen Worten ein solches Gepräge von herz=

licher Ueberzeugung, daß Schuldfried sie anhörte ohne sich beleidigt zu fühlen oder sie mit ihrer vornehmen Miene oder ihrem bestimmten Ton zu unterbrechen; Tante Sara sah jedoch sehr bald ein daß sie mit all ihrem Gerede Nichts ausrichtete. Es mußte ein anderes Mittel angewandt werden. Was blieb noch zu thun? Ja, der Scandal mußte heraus. Schuldfried mußte erfahren was die Leute von ihr sagten; sie mußte aus dem Wahne daß sie Achtung genieße gerissen werden. Wenn vornehme Leute sie einluden, so bewies das ganz und gar nicht daß verständige Leute sie achteten. Tante Sara hatte überdieß die vollkommene Ueberzeugung daß es keinen Rauch ohne Feuer gebe; folglich mußte Schuldfried auf irgend eine Art zu all diesem Geschwaze Anlaß gegeben haben. Tante Sara hatte noch in frischer Erinnerung daß Schuldfried schon als junges Mädchen sich zu sehr freien Ideen bekannt hatte. Sie war ja mit dem jungen Manne spazieren gegangen von welchem Sara noch nicht bestimmt wußte ob er Canitz oder ein Anderer war. Diese Spaziergänge waren nach Saras Dafürhalten deutliche Beweise von einer leichtsinnigen Natur. Deßhalb wollte Sara bei der ersten passenden Gelegenheit der Tochter Enochs ernstlich die Augen öffnen. Es war ihre Pflicht die Verirrte zu retten.

Sonderbar genug verhielt sich Aberney ganz neutral. Tante Sara konnte unmöglich einen größern Widerwillen gegen Schuldfrieds Stellung als Sängerin haben als er. Seine Gründe zu dieser Abneigung waren indeß ganz anderer Art als die ihrigen. Er erblickte darin durchaus nicht einen Weg zum

Verderben, sondern eine Bahn auf welcher Schuldfried früher oder später von zwei Unannehmlichkeiten betroffen werden mußte: erstens als Opfer von Cabalen zu fallen die zum Zwecke hätten ihren Namen in den Koth zu ziehen. Dasselbe Gerücht das sie auf raschen Flügeln zu einer bekannten Künstlerin gemacht hatte, würde mit Begierde den ersten Scandal ergreifen der auf eine pikante Art einen Schatten auf dieselbe Person wärfe die man soeben gepriesen. Aberney kannte die Welt und wußte daß die Zeitungen in ihrem Hunger nach Neuigkeiten gerne Alles besprechen was interessiren kann und sich somit sehr häufig zu Herolden des Scandals machen. Er wußte auch daß alle Oeffentlichkeit gefährlich ist, zumal für eine Dame deren Ehre so leicht angegriffen werden kann. Zweitens konnte Aberney die dramatische Künstlerschaft unmöglich verstehen oder recht beurtheilen. Er erblickte darin Verstellung und Unwahrheit, nicht aber jene innere Hingebung, jene Fähigkeit sich in das hineinzuversezen was das Gefühl anregt. Er konnte nicht begreifen daß es in unserer Seele eine Eigenschaft gibt welche dem Echo gleicht und eine Antwort gibt auf dasjenige was der Sänger gedacht oder geträumt und der Componist geschaffen hat.

Der wahre dramatische Künstler gleicht einem Instrument. Sein Inneres besizt eine Antwort auf das Schöne und Häßliche, das Großartige und Kleinliche, das Lächerliche und Erhabene was der Autor gedacht hat. Er hat nicht die Fähigkeit erhalten diese Bilder zu zeichnen die aus den Schachten der Phantasie hervorkommen, aber er weiß sie

aufzufassen und ihnen Leben zu geben. Alles das konnte der gelehrte Mann nicht begreifen. Er fand daß die dramatische Kunst nur eine mühsam einstudirte Verstellungskunst, nur ein bis zur Virtuosität getriebenes Talent sei, Gedanken, Gefühle und Charactere zu lügen welche der darstellenden Person gänzlich fremd bleiben. Wenn es sich so verhielte, so müßte auch daraus folgen daß alles Wahre und Edle unter dem Bemühen mit Talent zu lügen erstickt würde.

Hätte Schuldfried nur gesungen, hätte sie zwar mit Wärme und Lebendigkeit gesungen, aber keinen dramatischen Vortrag gehabt, so wäre die Gefahr weniger groß gewesen. So aber mußten diese Abgötterei des Augenblicks, diese Beifallsstürme, dieser ephemere Glanz der Berühmtheit früher oder später einmal ihr Gemüth in jenen gefährlichen Taumel versezen der leicht in Selbstvergötterung übergeht. Nein, sie mußte allen diesen Gefahren entrissen werden. Und gleichwohl blieb Aberney passiv. Er verdoppelte bloß seine Zärtlichkeit und Sorgsamkeit um ihr Wohl. Er verlezte sie nie mit Angriffen. Er wußte daß die erste Bedingung, um einen Menschen zur Befolgung der Rathschläge zu bringen die man von ihm befolgt sehen möchte, darin besteht daß man sich sein Vertrauen erwirbt und ihn durch einen höhern Grad von Ergebenheit beherrscht.

Tage dagegen hatte nach Schuldfrieds viertem Auftreten ebenfalls beschlossen durch eine Erklärung einen entscheidenden Schlag in der Sache zu thun. Folglich stand sowohl von Tante Sara als von Tage ein Sturm bevor. Aberney seiner Seits be-

mühte sich durch die Macht des Einflusses zum Ziele zu gelangen.

Schuldfried hatte, während All das sich vorbereitete, Niemand als ihre Verwandten besucht. Natalie umfaßte sie mit einer enthusiastischen Bewunderung welche das Gepräge wahrer Hingebung annahm. Es schien offenbar daß sie Schuldfrieds Vertrauen gewinnen wollte. Täglich war Natalie bei ihr und Schuldfried mußte, troz aller ihrer Einwendungen, der bezaubernden Gräfin auf ihren Spaziergängen nach Haga und Karlberg Gesellschaft leisten. Bei allen solchen Gelegenheiten trafen sie mit Lothar zusammen, der ihnen gewöhnlich zu Pferd irgendwo begegnete, sodann eine Weile neben dem Wagen herritt und sich mit der Gräfin unterhielt, nachdem er Schuldfried achtungsvoll, aber kalt begrüßt hatte. Bei diesen kurzen Besprechungen geschah es zuweilen daß Schuldfried sich mit dem einen oder andern Wort hineinmischte, aber im Allgemeinen vermied sie es in Lothars Gegenwart zu sprechen.

Eines Tages, als sie Lothar im Thiergarten begegneten, rief Natalie ihm entgegen:

„Wahrhaftig, bester Baron, sieht es nicht aus als ob Sie noch immer den Aufenthalt einer gewissen Person zu ermitteln suchten? So hartnäckig lauern Sie mir auf.“

„Gräfin, ich betheure daß nur der Zufall mich in Ihren Weg führt,“ antwortete Lothar.

„Ich glaube Ihnen nicht. Sie täuschten mich gewiß als Sie sagten daß Sie die Gesuchte gefunden hätten.“

„Ich hatte sie gefunden, aber jezt wieder ver-

loren," sagte Lothar mit Bedeutung. Seine und Schuldfrieds Augen begegneten sich.

„Das heißt, Sie haben die Spur verloren," scherzte Natalie, „und Sie hoffen sie durch mich wieder zu finden."

„Gräfin! Ich hoffte so lange daß ich es nicht noch einmal zu thun wage." Lothars Augen ruhten auf Schuldfried, deren Herz ihre Brust zersprengen wollte.

„Nun, warum verfolgen Sie mich dann?" fragte Natalie lächelnd.

„Ich mache es wie der Stahl, der zum Magnet hingezogen wird; ich gehorche, meinem Willen und der Vernunft zum Troz, der Anziehungskraft."

„Sie sind göttlich. Auf diese Art kommen Sie am Ende noch dazu mir gegen Ihren Willen eine Liebeserklärung zu machen," scherzte Natalie.

„Gräfin! Ich komme nie dazu eine Liebeserklärung zu machen. Ich werde nie zu einem Weib die Worte sagen: Ich liebe Dich." Wiederum begegneten sich Lothars und Schuldfrieds Augen. In diesem Moment wandte sich Natalie gegen Lothar und fing den auf Schuldfried gerichteten Blick auf.

„Aha," dachte sie mit einem gewissen Verdruß. „Ich glaube die Worte sind an mich gerichtet, aber auf Frida gemünzt."

Ohne Etwas von ihrem minder angenehmen Gefühl merken zu lassen, sagte sie zu Schuldfried gewendet:

„Was sagst Du dazu? Der Baron war seit zwei Jahren der eifrigste von Allen die mir ihre Huldigungen schenkten. Bei Promenaden, Spazierfahrten, Soupers, Concerten, Soireen und Theatern, überall

hat er mir seine Aufwartung gemacht und bei allen Gelegenheiten sein ganzes Talent aufgeboten um liebenswürdig zu sein."

„Bitte um Verzeihung, gnädige Gräfin, Sie verleumden mich. Ich habe nie etwas so Unmögliches versucht wie liebenswürdig zu sein."

„Nehmen Sie sich in Acht, Baron, sonst könnte es mir einfallen Madame Dorbino die ganze Geschichte zu erzählen."

„Das ist nicht wahrscheinlich, Sie werden mich nicht verrathen," sagte Lothar.

„Werde ich nicht?" sagte Natalie trozig.

„Nein."

„Da Sie mir Troz bieten, so werde ich sogleich beweisen daß ich thue was mir gefällt. Weißt Du warum der Baron mir seine Aufwartung machte?" fuhr Natalie gegen Schuldfried gewendet fort. „Aus dem einfachen Grunde weil er von mir erfahren wollte ...."

„Gnade, Frau Gräfin, fahren Sie nicht fort, ich bitte um Alles," fuhr Lothar mit solcher Lebhaftigkeit fort daß sein ganzes Aussehen sich veränderte.

„Er will nicht daß sie sein Interesse für Fräulein Smith erfahren solle," dachte Natalie, „und eben darum soll sie es wissen." Laut sagte sie: „Ich gebe keine Gnade, und darum soll Frida erfahren daß Sie mich in der Hoffnung verfolgt haben den Aufenthalt eines gewissen Fräuleins Smith zu erfahren."

„Fräulein Smith!" wiederholte Schuldfried und drückte ihr Taschentuch auf ihr glühendes Gesicht.

Lothar ritt schweigend neben dem Wagen her

ohne einen Blick hineinzuwerfen. Die Gräfin fuhr fort:

„Und ich habe beschlossen daß ihm durch mich sein Wunsch nicht befriedigt werden soll.“

„Ihr Beschluß kommt daher daß Sie den Aufenthalt des Fräuleins selbst nicht kennen,“ fiel Lothar ein, nahm seinen Hut ab, verbeugte sich und sprengte davon.

Seit dem Abend wo Schuldfried und Lothar bei Natalie zum ersten Male zusammentrafen, war diese von einer heftigen Laune für ihn erfaßt worden. Noch war es nichts Anderes. Was daraus werden konnte, war noch unsicher. Ihre gewöhnlichen Bewunderer erschienen ihr fad, ihre tägliche Gesellschaft dumm und langweilig, die einzige Person außer Lothar von der sie sich angezogen fühlte war Schuldfried. Dieses Interesse war in der gegenwärtigen Periode ein wirkliches, wenn auch die Beweggründe egoistisch waren. Sie fand Vergnügen an Schuldfrieds lebhafter und geistreicher Unterhaltung, und sie hatte viel an ihr zu studiren und von ihr zu lernen. Natalie wußte daß sie in Bezug auf Anmuth, auf die unwiderstehliche Gabe zu bezaubern, weit hinter der Sängerin stand. Diese Eigenschaften die bei Schuldfried Natur waren, konnte und mußte Natalie durch Studium erwerben.

Am Tag nach der Spazierfahrt im Thiergarten, wo Lothar und Natalie die für Schuldfried bedeutungsvollen Worte gewechselt hatten, befand sich lez-

tere in ihrem Cabinet. Auf ihrem ganzen Wesen ruhte heute ein Gepräge von Hoffnung und Freude.

Die Gräfin trat bei Schuldfried ein, und nachdem sie über allerlei gleichgiltige Dinge gesprochen, sagte sie ganz plözlich:

„Wann und wo bist Du mit Canitz zusammengetroffen?"

„Beste Natalie, warum bestehst Du hartnäckig auf der Behauptung daß wir mit einander zusammengetroffen seien?" antwortete Schuldfried ausweichend. Aus dem Ton konnte Natalie ersehen daß sie mißvergnügt war.

„Ich bestehe ganz und gar nicht darauf, sondern mache bloß eine Frage. Sie scheint Dir zu mißfallen?"

„Ja wirklich."

„Nun wohl, dann will ich sie nicht wiederholen. — „Sie kennt ihn," dachte Natalie verdrießlich. „Sie gibt immer ausweichende Antworten, wenn ich in dieser Beziehung Etwas wissen möchte."

„Meine eigentliche Absicht," fuhr die Gräfin fort, „war Dir Vorwürfe zu machen daß Du mir einen meiner wärmsten und treuesten Anbeter geraubt hast; einen der wenigen an deren Ergebenheit ich beinahe glaubte."

„Und wer ist das?" fragte Schuldfried lächelnd. „Ich bin mir nicht bewußt daß ich einen Anbeter gefangen hätte, und kann also auch Dir keinen geraubt haben."

„Und Lieutenant Aberney?"

„Ah, Tage." — Schuldfried lachte. — „Hat

er sich in Dich verliebt, so magst Du ihn immerhin behalten. Er und ich sind ja bloß Jugendfreunde."

„Ganz schön und gut; aber seit Deiner Ankunft dahier hat er mich nicht mehr besucht, obschon ich ihn eingeladen habe, und überdieß ist er mir sichtlich ausgewichen. Gestehe daß er in die Jugendfreundin verliebt ist."

„Das verhüte Gott," sagte Schuldfried ganz andächtig.

„Sie fragt Nichts nach dem jungen Aberney," dachte Natalie; „sie ist sicher in den Granitmenschen verliebt."

Natalie stützte den Kopf auf ihre Hand und sah bei dieser Gelegenheit eine Blumenvase worin ein Strauß von Myrten und Pomeranzenblüthen stand.

„Von wem hast Du dieses Bouquet da?" fragte sie und zog die Vase an sich.

„Ich weiß nicht, es ist mir geschickt worden," antwortete Schuldfried, wurde aber dabei roth, denn sie dachte unwillkürlich an Lothar.

Die Gräfin sagte nichts, obschon sie den Farbenwechsel sehr wohl bemerkte. Sie betrachtete das Bouquet aufmerksam, als wollte sie es ausforschen.

Schuldfried war viermal aufgetreten. Jedesmal erntete sie gesteigerten Beifall und der Enthusiasmus des Publicums nahm fortwährend zu. Immer fand sie Lothar im Ochsenauge der ersten Reihe, und wenn sie aus dem Theater heimkam, erhielt sie einen Kranz von Cypressen und Lorbeern, statt der Myrten-

sträuße womit sie sonst jeden Tag regalirt worden war.

Am Tag vor Schuldfrieds fünftem Auftreten hatte die Gräfin sie beharrlich ersucht auf den Ball zu kommen welchen sie zum Abschied von den Wintervergnügungen gab. Schuldfried wußte daß sie dort wieder Lothar finden würde; sie wünschte dieß zwar nach der lezten Besprechung sehr; aber dennoch zögerte sie. Fürchtete sie ihn zu treffen? Nein; aber sie fürchtete die einzige Hoffnung die sie noch besaß vernichtet zu sehen. Seine eiskalte Achtung war ihr eine Qual, ein bitteres Leiden. Endlich entschloß sie sich jedoch den Wunsch der Gräfin zu erfüllen und auf dem Ball zu erscheinen. Während ihrer Toilette hielt sie in Gedanken folgenden Monolog:

„Ich muß heute Abend eine Besprechung mit ihm haben. Ich muß erfahren warum er Fräulein Smith suchte und dennoch Schuldfried ein Rendezvous verweigerte. Ich will Klarheit darüber haben was er mit den Worten meinte: Ich habe sie gefunden und wieder verloren." — Sie drückte ihre Hand gegen das Herz und betrachtete ihr wahrhaft schönes Bild in dem Spiegel, indem sie in Gedanken fortfuhr: „O daß ich nur an diesem einzigen Abend schön sein könnte, so schön, daß ich die Vergangenheit in seiner Seele zurückriefe!"

Schuldfried, die sonst eine gewisse Pracht in ihren Kleidern liebte, war diesen Abend äußerst einfach. Ganz weiß. Das Haar nur mit einigen Aehren und Kornb umen geschmückt. Sie trug keine blizenden Juwelen, sondern nur eine Garnitur von Kornblumen.

Auch jezt war Professor Aberney ihr Cavalier. Tage hatte, auf Schuldfrieds Aufforderung und um ihren Scherzen darüber zu entgehen daß er es nicht wage dem gefährlichen Anblick der Gräfin Troz zu bieten, beschlossen den Ball ebenfalls zu besuchen, um Schuldfried zu zeigen daß Natalie ihm gleichgiltig sei.

Schuldfried tanzte gern, denn sie tanzte gut. Der Ball war schon weit vorangeschritten als Lothar kam. Schuldfried entdeckte ihn während eines Walzers mit Tage. Es war das erste Mal daß Tage sie im Wirbel des Tanzes schwang. Gott und Schuldfried allein wissen wie es möglich war daß er nicht, bei dem Schwindel der ihn ergriff, Alles verrieth was sein Herz empfand. Gewiß ist daß Schuldfrieds kalte Miene ihn beinahe erschreckte und das Einzige war was seine Gefühle zügelte. Als der Walzer zu Ende war und Tage sie aus dem Tanzsaal führen wollte, kamen sie an Lothar vorbei. Er grüßte Schuldfried mit einer noch kälteren und höflicheren Verbeugung als gewöhnlich. Tage warf einen triumphirenden Blick auf Lothar, als hätte er damit sagen wollen: Sie gehört mir, sie ist für Dich verloren.

Tage hatte Anfangs gefürchtet daß Lothar durch eine Erklärung über sein Wegbleiben von dem Rendezvous in Neapel ihn gänzlich stürzen und dadurch auf einmal wieder seinen früheren Plaz in Schuldfrieds Herzen gewinnen würde; aber da diese Erklärung noch nicht stattgefunden hatte, obschon seit der ersten Begegnung Lothars und Schuldfrieds beinahe zwei Wochen verflossen waren, so hielt er es für ausgemacht daß Schuldfried ihr ausweiche.

Ueberdieß flüsterte ihm seine Eigenliebe so manche thörichte Hoffnung zu, daß er auf den Grund derselben Schuldfrieds sicher zu sein glaubte. War es wohl denkbar daß jezt, nachdem sie ihn, den Jugendfreund, wieder gefunden, ihr Herz von der Treue abweichen konnte die sie ihm schuldete? Nein! Um allen ungebührlichen Erklärungen zwischen ihr und Lothar zuvorzukommen, beschloß er schon am folgenden Tage mit einer solchen herauszurücken. Schuldfried sollte über die Zukunft entscheiden. Sie konnte nicht anders, sie mußte ihm ihr Wort halten. Dieß waren die Gedanken welche Tage in seinem Hirn wälzte, während er neben Schuldfrieds Stuhl stand und von gleichgiltigen Dingen sprach.

„Herr Lieutenant, wie soll ich Ihre Aufführung in den lezten Zeiten erklären?“ sagte eine scherzende Stimme hinter ihm mit einem solchen Tone, daß man sie für Schuldfrieds Stimme halten konnte. Tage erröthete und wandte sich um. Vor ihm stand Natalie mit drohend erhobenen Fingern. Ihr Blick war auf den jungen Mann mit einem gewissen Ausdruck gerichtet der ihn fesselte.

„Frau Gräfin, ich verstehe Ihre Meinung nicht,“ antwortete Tage, der mit innerem Entsezen fühlte daß nicht einmal Schuldfrieds Anwesenheit ihn vor dem gefährlichen Einfluß der Gräfin sichern konnte.

„Nicht?“ Natalie hing ihr Köpfchen schief und lächelte auf eine so bezaubernde Weise daß es Tage ganz bang ums Herz wurde. „Ihren Arm, Lieutenant Aberney, so will ich mich erklären.“ Damit entfernte sich die Gräfin an Tages Arm, nachdem sie Schuldfried mit den Worten zugenickt:

„Ich beraube dich auf einen Augenblick Deines Cavaliers.“

„Und ich, ich muß mit ihm sprechen,“ dachte Schuldfried. „Koste es was es wolle, das Eis muß gebrochen werden.“

Sie erhob sich um Lothar ausfindig zu machen, sezte sich aber sogleich wieder, denn er kam von der entgegengesezten Seite auf sie zu.

„Sie befinden sich doch recht wohl, Madame?“ sagte er auf französisch und sezte sich neben Schuldfried, indem er einen raschen, forschenden Blick auf die Personen in ihrer Nähe warf. Schuldfried beantwortete die Frage, aber mit einer Stimme welcher die Ruhe gänzlich abging, wodurch die seinige sich auszeichnete.

„Sind Sie zu dieser Polka engagirt?“ fragte er auf italienisch, als er entdeckte daß man ihn und Schuldfried neugierig beobachtete.

„Ja, sowohl zu dieser als zu allen übrigen,“ antwortete Schuldfried in derselben Sprache.

„Und Sie gedenken sie zu tanzen?“ Lothar betrachtete Schuldfried. In seinem Blicke stand: T a n z e n i c h t!

„Nein, ich will heute Abend nicht mehr tanzen.“ Schuldfried lächelte ganz schalkhaft.

„Wirklich?“ Lothar blickte mit gleichgiltiger Miene an den Plafond empor. „Sie wollen sich den Eindruck des lezten Walzers ungeschwächt bewahren?“

„Das nicht; aber der Tanz macht mir keine Freude mehr.“

In Neapel pflegt man eine Dame für den ganzen Abend entweder zum Tanz oder zur Conversa-

tion oder auch zu beidem zu engagiren. Genug, sie gehört über die Ballzeit dem Cavalier, und auf diese Art kann ein Ball auch ein wirkliches Interesse erhalten.

„Sie haben gesagt daß Sie heute Abend nicht mehr zu tanzen gedenken; es ist doch so?"

„Ganz gewiß, die Wärme ist so drückend."

„Gut, in diesem Fall nehme ich mir die Freiheit Sie zu einer Conversation während dieser Polka einzuladen. Nehmen Sie den Vorschlag an?"

„Gerne."

„Wenn die Musik anfängt, bin ich also wieder hier." Lothar stand auf und trat zu einer Dame die nicht weit davon saß. Er ließ sich neben ihr nieder. Schuldfried verabschiedete ihre Tänzer unter dem Vorwand daß es ihr zu warm sei und sie heiser zu werden fürchte. Lothar dachte, während er mit der Gräfin N. sprach:

„Sie hat meinen unausgesprochenen Wunsch verstanden. Sie besitzt also noch den Instinct des Herzens. Jezt, Schuldfried, gilt es zu sehen ob Du die Proben bestehst denen Du Dich unterwerfen mußt; ob Dein Gefühl wirklich an mich gefesselt ist, oder ob Du auch jezt Lothar für ihn aufopfern wirst. — Ja, ich muß auf meiner Hut sein, damit nicht meine Alles verschlingende Schwäche wiederum meinen Verstand beherrscht und mich zu ihrem Sclaven macht. O Schuldfried, Schuldfried! Wenn Du mir meinen Glauben an Dich wieder geben könntest, so würde ich alle Qualen vergessen die Du meinem Herzen bereitet hast. — Hoffe indessen nie daß ich derjenige sein werde der zuerst von Liebe spricht. Nein, das

Herz das Du einmal verstoßen hast, das mußt Du jezt nehmen, es kann Dir nicht mehr angeboten werden."

Die ersten Tacte ertönten. Der Cavalier der Gräfin N. kam um sie wegzuführen. Lothar ging um seinen Plaz bei Schuldfried einzunehmen.

„Wir Sterblichen können nie ohne Motiv handeln," begann Lothar mit etwas unsicherer Stimme, „und da dieß eine allgemein angenommene Regel ist, Madame, so hat ein solches auch zu Grunde gelegen als ich Sie um diesen Tanz ersuchte."

„Ich habe es verstanden," antwortete Schuldfried, „und wenn Sie nicht auf diese Art Gelegenheit zu einem Gespräche zwischen uns verschafft hätten, so hätten Sie mich genöthigt es zu thun. Sie waren mir eine Erklärung schuldig."

„Das ist wahr." Lothar bemühte sich die Bewegung zu bezwingen die ihn beherrschen wollte. „Ich hätte diese Erklärung schon bei unserm ersten Zusammentreffen geben sollen, aber . . ."

„Sie glaubten daß Schuldfried eine solche nicht verdiene?" flüsterte die junge Dame.

„Madame, wenn ich Schuldfried wieder gefunden hätte, so würde ich keine Minute mit einer Erklärung gezögert haben welche nicht geben zu können zwei Jahre lang mein größter Schmerz war."

Lothar fuhr mit der Hand über seine Stirne, heftete einen strengen Blick auf Schuldfrieds glühendes Gesicht und sprach also weiter:

„Eines Abends besuche ich das Theater um eine berühmte Sängerin zu hören, ein Frauenzimmer das in der Welt umhergereist ist um Beifall zu ernten,

um sich applaudiren zu lassen; mit einem Wort eine Schauspielerin. — Madame, in ihr konnte ich unmöglich Schuldfried erkennen. Es widerstrebte mir beinahe die Erklärung die auf meinem Herzen brannte gegen Madame Dorbino abzugeben. — Schuldfried konnte unmöglich die Wittwe des Componisten Dorbino sein." Lothar verstummte.

„Mag sein," sagte Schuldfried mit einem Tone, der vollkommen von der Bewegung frei war welche sich einen Augenblick zuvor in ihrer Sprache wieder gefunden hatte, „mag sein daß Sie, wie die meisten Menschen, nicht begreifen können oder wollen daß die Sängerin eine Künstlerin ist, sondern daß Sie sich von Ihrem Vorurtheil beherrschen lassen; aber auch in diesem Fall hätte die Ritterlichkeit Sie bestimmen müssen nicht zu vergessen was die Höflichkeit fordert, zumal da es sich um ein Frauenzimmer handelte." Schuldfried sprach jezt mit der ungezwungenen Aufrichtigkeit die sie als junges Mädchen ausgezeichnet hatte.

„Fordern Sie Höflichkeit von mir, Madame?"

„Ich verlange Etwas wozu jedes Frauenzimmer berechtigt ist."

„Auch das ist unmöglich. Da ich in Madame Dorbino Diejenige wieder fand welche einst Schuldfried gewesen, so konnte sie kein Gegenstand meiner Höflichkeit werden, sondern eine Person der ich meine Achtung bezeigte."

„Achtung?" wiederholte Schuldfried lächelnd. „Bewiesen Sie Ihre Achtung dadurch daß Sie mit Stillschweigen den Wunsch beantworteten den ich einst an Sie ergehen ließ? Sie schickten nicht ein-

mal einige Worte leerer Höflichkeit als Entschuldigung, sondern ließen die Dame die Sie um eine Besprechung bat vergebens warten. Sie erklärten ihr dadurch daß Sie sich ihr gegenüber der Pflichten der Höflichkeit überhoben glaubten. Sie wußten indeß damals nicht daß Schuldfried eine Bahn betreten hatte welche Sie nicht billigen. Nicht gegen Madame Dorbino zeigten Sie in Neapel Ihre Geringschäzung, sondern gegen . . ."

„Das Weib das ich einst anbetete," fiel Lothar mit aufgeregter Stimme ein. „Madame, möge Gott Sie davor bewahren das zu erfahren was ich empfand als ich Ihren Brief zu spät erhielt."

„Sie erhielten ihn also?"

„Ja, aber durch einen unglücklichen Umstand den ich nicht näher erklären will, erhielt ich ihn erst um sieben Uhr desselben Abends wo Sie mich zu sprechen wünschten. Ach! Sie hatten es mir ja unmöglich gemacht Sie wieder zu finden; konnten Sie einen Augenblick glauben daß ich nicht geeilt haben würde einem Rufe Schuldfrieds Folge zu leisten?"

„Dank für diese Worte." Eine Thräne zitterte in Schuldfrieds Wimpern und sie lächelte mild.

Eine Thräne in Schuldfrieds Augen! Lothar, Lothar, wie sollte es jezt mit Deinen stolzen Vorsäzen gehen? Warst Du bereit dieser Gefahr entgegenzutreten? Ganz sicher nicht! Lothar beugte sich hastig vor, als wollte er ihre Hand ergreifen, die Lippen öffneten sich um Worte zu sprechen die ganz anders lauteten als wie die kalte Vernunft sie dictirte; aber in diesem Augenblick schwärmten die Tän-

zer in den Salon herein, und gleich darauf stand Natalie, auf Tages Arm gestützt, vor ihnen.

„Ei wie, Herr Baron, Sie tanzen nicht?" rief Natalie.

„Ich warte auf den Walzer welchen Sie mir gütigst zugesagt haben," antwortete Lothar und erhob sich.

„Und inzwischen verhindern Sie Madame Dorbino am Tanzen?"

„Keineswegs; Madame wagt heute Abend nicht mehr zu tanzen, weil sie heiser zu werden fürchtet. Wir haben von Neapel gesprochen," fügte Lothar mit einem Blick auf Tage hinzu.

„Ja, Sie hielten sich gleichzeitig daselbst auf," fiel die Gräfin ein und fixirte Lothar. „Es war just damals als Frida einen der Offiziere der Fregatte Carolina nach Ihnen fragte."

„Gräfin, Sie sind allzu gütig, Sie belieben zu schmeicheln," sagte Lothar mit einer kalten Verbeugung vor Natalie.

„Ha, der Mensch macht mich noch rasend durch seine Unzugänglichkeit," dachte sie.

„Sie haben von Neapel gesprochen," dachte Tage und biß die Zähne zusammen. — „Aber was thuts? Schuldfried wird in meinem Benehmen nur einen Beweis dafür sehen wie wahnsinnig ich sie liebe. Morgen muß das Loos geworfen werden."

Etwas später kam Lothar auf Tage zu und sagte:

„Sie können ruhig sein, ich habe Madame Dorbino nicht gesagt und werde ihr auch nie sagen wer oder was mich verhindert hat Schuldfrieds Einla-

dung Folge zu leisten.“ — Ohne Tages Antwort darauf abzuwarten, entfernte sich Lothar von ihm.

In den übrigen Stunden des Abends konnte Lothar keine Gelegenheit mehr erhalten mit Schuldfried ein Wort zu wechseln, so sehr war sie umringt. Die Enthusiastischsten bestürmten Tage mit Lobsprüchen auf Madame Dorbino. Lothar hörte ihn darauf sagen daß er mit ihr verwandt sei.

Am folgenden Tag, als Tage beschlossen hatte daß sein Schicksal entschieden werden solle, hatte Schuldfried Morgens Probe und Abends mußte sie spielen; folglich wurde der junge Herr nicht empfangen und mußte also seinen Sturm auf einen andern Tag verschieben; aber wer weiß was die Zukunft in ihrem Schooße birgt?

Am Abend war das rechte Ochsenauge leer. Die klaren, kalten, düstern Augen blickten Schuldfried nicht entgegen. Als sie nach dem Theater heim kam, überreichte ihr Anaise nicht wie gewöhnlich einen Kranz von Lorbeern und Cypressen. Schuldfried vermißte ihn und war darüber bekümmert, wie auch darüber daß Lothar nicht im Theater gewesen. War er krank? Oder was veranlaßte ihn zum Wegbleiben?

Tage wurde auch am folgenden Tag verhindert Schuldfried zu besuchen. Der Dienst nöthigte ihn da zu bleiben wohin seine Pflicht ihn forderte. Schuldfried verbrachte ihren Tag bei Natalie, wie sie gewöhnlich that wenn sie nicht bei Aberney war oder allein zu bleiben wünschte.

Natalie hatte einige ihrer vertrauteren Freunde zum Diner eingeladen. Unter ihnen war Lothar.

Man schwazte munter über Tisch; Natalie war bezaubernd, Schuldfried heiter.

Obschon sie Lothar von ganzer Seele liebte, so hatte sie sich gleichwohl niemals durch den Schmerz oder Kummer den ihre Liebe ihr verursachte niederdrücken lassen und ihr von Natur lebensfrisches Gemüth stets vor einem liebesiechen Winseln zu bewahren gewußt. Nein, sie hatte ihre bittersten Kümmernisse, ihre schmerzlichsten Leiden mit einer Hülle von Zuversichtlichkeit bedeckt, so daß sie stets mit Glauben und Hoffnung der Zukunft entgegen sah. Fand sie daß ihre Hoffnungen sie täuschten, so beugte sie demüthig ihr Haupt vor dem Mißgeschick und richtete es dann wieder empor mit dem Gedanken:

„Was ich hoffte und wünschte war wohl nicht recht, und deßhalb wurde mir das Ziel versagt das ich zu erreichen wünschte; oder auch waren die Mittel die ich anwandte unrichtig. Ich will von Neuem anfangen mit Glauben und Hoffnung zu arbeiten."

Oft wenn Lothar Schuldfrieds strahlende und lebhafte Augen, ihre lächelnden Lippen sah und ihr gesundes Lachen hörte, bezweifelte er daß ihr Herz ein tieferes Gefühl bergen könne, oder daß es großer Freuden oder großer Schmerzen fähig sei; aber er brauchte bloß in einer unbewachten Minute ihren Augen zu begegnen um auf andere Gedanken zu kommen. Dann lag so viel tiefes Gefühl und eine solche Wärme in diesen Spiegeln der Seele, daß er im Hintergrund derselben zu erkennen meinte wie das Herz voll von starken und lebhaften Empfindungen schlug.

Aber nicht davon wollen wir sprechen, sondern von Natalie und ihren Gästen.

Man war von Tisch aufgestanden und der Cafe wurde umhergeboten. Bei einem der Salonfenster das offen stand saß Schuldfried, und vor ihr standen einige Herren, worunter Lothar. Man sprach von Musik, von Componisten. Einer der Herren äußerte gegen Lothar:

„Sie waren gestern Abend nicht im Theater, Herr Baron, um sich von Madames Tönen hinreißen zu lassen."

„Nein, ich wagte es nicht mich dieser Gefahr auszusezen," antwortete Lothar mit einer eigenthümlichen Betonung. „Ich hatte einen zu lebhaften Eindruck von dem lezten Mal bewahrt wo ich Madame hörte, um von Neuem dem Einfluß Troz bieten zu wollen welchen der Gesang ausübt."

„Sagen Sie lieber," fiel Schuldfried lachend ein, „daß Sie sich einer Qual entziehen wollten."

„Einer Qual, Madame?" fragten die Meisten mit Verwunderung.

„Allerdings; Baron Canitz ist kein Freund der Musik."

„Wie? das klingt sonderbar; der Baron besucht beinahe alle Concerte und ist bei jeder guten Oper im Theater zu finden."

„Man läßt sich zuweilen herbei der Mode ein Opfer zu bringen, nicht wahr, Herr Baron?" Schuldfried wandte sich direct an Lothar und heftete einen schalkhaften herausfordernden Blick auf ihn. Lothar, der stumm geworden war', sah sich jezt gezwungen zu antworten.

„Madame, man widerspricht einer Dame niemals, und was mich betrifft, so könnte ich mich nie so weit vergessen.“

Noch eine Weile ging das Gespräch in demselben Geiste fort. Schuldfried scherzte und zwang Lothar sich heiterer als gewöhnlich bei der Unterhaltung zu betheiligen.

Etwas später finden wir Schuldfried und Lothar allein am Fenster, da die Andern sich entfernt hatten ohne daß Schuldfried oder Lothar es sich erklären konnten. Aber die Ursache dürfte vielleicht darin gesucht werden daß Lothar beinahe ausschließlich den Faden des Gesprächs aufgenommen hatte, und zwar auf eine solche Art daß Schuldfried die einzige war die sich dabei betheiligte. Als der lezte Herr sich entfernte, sagte Lothar mit seinem ironischen Lächeln:

„Ich habe sie jezt Alle aus dem Felde geschlagen.“ Er nahm seinen Plaz gegenüber Schuldfried ein und fügte hinzu: „Sie glauben also, Madame, daß ich die Musik verabscheue?“

„Wenigstens diejenigen die sie treiben,“ antwortete Schuldfried.

„Habe ich Etwas von dieser Art ausgesprochen?“

„Ganz gewiß; Sie sagten es hier vor zwei Tagen.“

„Bitte um Verzeihung, ich sagte bloß daß ich Schuldfried nicht in Madame Dorbino zu erkennen vermochte.“

„Und darum wollten Sie gestern die leztere nicht hören?“

„Ich habe sie viermal gehört, und hätte ich sie

das fünfte Mal gehört, so liefe ich Gefahr Schuldfried zu vergessen."

„Das war so eingewickelt daß ich den Sinn nicht verstehe." Schuldfried sah unerschrocken in seine gefährlichen Augen.

„Die Beifallsäußerungen die Madame Dorbino umströmen entweihen das finnische Mädchen; so kommt es mir vor."

„Baron, Sie sind vorurtheilsvoll wie ein Weib oder ein Kind. Lassen Sie uns von diesem Gegenstand abgehen." Der Ton womit Schuldfried dieß sagte hatte etwas von der frühern übeln Laune, was Lothar gar zu lebhaft an das finnische Mädchen erinnerte.

„Sie beschuldigen mich vorurtheilsvoll zu sein, aber Sie haben Unrecht, ich bin bloß meinen einmal aufgestellten Principien getreu."

„Es heißt kein Princip wenn Sie gegen eine gewisse Classe oder eine gewisse Lebensbahn einen Widerwillen hegen, sondern dieß nennt man reines Vorurtheil. Sie gehören vielleicht zu denjenigen welche dafür halten daß das Weib kein Recht besize sich der von der Natur ihr verliehenen Vorzüge zu bedienen, um sich Unabhängigkeit zu verschaffen. Nach Ihrer Ansicht ist sie möglicher Weise etwas so Untergeordnetes daß sie ohne Leitung eines Mannes nicht einen einzigen Schritt thun darf."

„Ganz und gar nicht; ich stelle die Frau so hoch daß ich sie zu etwas Edlerem als zu einer Zerstreuung für die Menge geschaffen glaube. Sie ist den Männern an wirklichem Menschenwerth überlegen. Deßhalb ist es eine Qual, wenn sie sich auf

einen solchen Plaz stellt daß Jeder sie nach Belieben tadeln, rühmen, erheben oder herabsezen zu dürfen glaubt. Die Frau, Madame, ist die geheime Macht welche die Welt regiert; aber just wegen dieser Heimlichkeit paßt sie für keine Art von Oeffentlichkeit, denn dadurch wird der Zauber gebrochen und ihre Gewalt zerstört. Es gibt keine große und edle Handlung, keine Staatsumwälzung, keine einflußreiche Weltbegebenheit die nicht seinen ersten Ursprung von einer Frau ableitete. Sie ist die Mutter der Tugenden und des Heldenmuths, und darum ..."

„Soll sie Nonne werden," fiel Schuldfried lachend ein.

„Madame, ihre Aufgabe besteht nicht darin daß sie Lorbeeren für ihre eigene Eitelkeit, sondern daß sie Myrten in die Liebe flicht."

„Von was sprechen Sie?" rief Natalie und kam zu ihnen.

„Von Liebe und Ehre," antwortete Lothar. „Ich behaupte daß die Lorbeeren der Ehre für den Mann seien, die Myrtenkränze der Liebe aber für die Frau."

„Das heißt, Herr Baron, Sie stellen den Saz so daß wir Frauen unser Leben damit zubringen sollen Euch Männer anzubeten, während ihr Euch mit allen Auszeichnungen schmückt welche die Ehre schenken, und mit allen Vortheilen welche das Leben gewähren kann. Ihr wollt geliebt werden ohne daß Ihr Euch die Mühe nehmt zu lieben."

„Frau Gräfin, wir vergeuden in unserer ersten Liebe so viel Aufopferung und Vergötterung an

Euch Frauen, daß Ihr uns später niemals zurückschenken könnet was wir Euch damals gaben."

„Sie glauben das; aber ich fürchte daß diese Selbstaufopferung und Vergötterung nicht von der rechten Art ist; dazu ist sie zu egoistisch und veränderlich. Sie selbst zum Beispiel, wie oft sind Sie verliebt gewesen?"

„Ein einziges Mal." Lothars Blick flog zu Schuldfried hinüber.

„Das heißt, eine einzige Liebe und viele Gegenstände."

„Mein Herz besaß nur einen einzigen Gegenstand seiner Liebe."

„Besaß. Sie sprechen von einer entschwundenen Zeit?"

„Das ist wahr."

„Aber Sie können wohl noch einmal dazu kommen zu lieben?"

„Geliebt zu werden, meinen Sie?" sagte Lothar und warf wieder einen Blick auf Schuldfried.

„Das heißt, Sie haben beschlossen sich lieben zu lassen."

„Ganz richtig," fiel Lothar lächelnd ein; „ich wünsche nichts sehnlicher als recht herzlich geliebt zu werden."

„Aber wenn Sie das wünschen," bemerkte Schuldfried, „so müssen Sie doch auch selbst lieben."

„Ja," fuhr Natalie fort, „Sie können doch nicht hoffen daß ein Frauenzimmer zu Ihnen herkommen und sagen soll: Baron Canitz, ich bin in Sie verliebt."

„Gräfin, eben das ist es ja was ich hoffe.

Ehe man mir sein Herz gibt, werde ich niemals aussprechen was das meinige verbirgt; das habe ich mir selbst gelobt."

„Dann werden Sie das Geheimniß Ihres Herzens wohl bis zum Tode behalten müssen," meinte Natalie.

„Schwerlich wird wohl ein feinfühlendes Weib sich so erniedrigen daß sie Ihnen ihre Liebe erklärt ohne daß Sie es zuerst gethan haben," sagte Schuldfried.

„Madame, ich glaube Sie sagten sich erniedrigen," fiel Lothar lebhaft ein; „worin liegt die Erniedrigung, wenn ich fragen darf?"

„Darin daß sie ihre heiligsten Gefühle preisgibt und sich der Demüthigung aussezt sich von dem Manne vor welchem sie sich verräth verstoßen und mit Füßen getreten zu sehen," antwortete Schuldfried ebenfalls lebhaft.

„Warum sollte sie verstoßen und mit Füßen getreten werden? Ist es bei der Frau tadelnswerther wenn sie ein Herz besizt als bei dem Mann? Sie sagten mir eben, ich sei vorurtheilsvoll; erlauben Sie jezt daß ich die Anklage zurückwerfe. Es erscheint mir unnatürlich daß die Frau sclavisch den Augenblick abwarten soll, wo der Mann ihr erlaubt ihre Gefühle in Worte zu kleiden. Würde es nicht mit ihrer Menschenwürde besser zusammen stimmen, wenn sie gleich dem Manne das freie Recht hätte ihr Herz zu verschenken, ohne den Augenblick abwarten zu müssen wo es ihm beliebt dasselbe zu nehmen? Eine Frau sieht leichter und sicherer ob ihre Liebe erwiedert wird als der Mann. Sie läßt

sich nicht durch eine Alles verschlingende Eigenliebe bethören, sondern sie beurtheilt ihre Gefühle mit der raschen und sichern Auffassung die ihr angehört. Sie ist also weniger leicht Mißgriffen unterworfen als der Mann, und sie würde nicht Gefahr laufen ihre Hoffnung getäuscht zu sehen. So viel ist sicher," fuhr Lothar fort, „daß über meine Lippen nie die Worte gehen werden: Ich liebe, bevor ich dieselben gegen mich aussprechen hörte. Nie werde ich sagen: Werde mein, bevor sie gesagt hat: Ich gehöre Dir.. — Einmal opferte ich mein Herz einem Weibe. Ich bot es ihr, sie verstieß es und jezt . . ."

„Jezt verlangen Sie daß diejenige welche Sie zunächst mit Ihrer Aufmerksamkeit beehren Ihnen ihr Herz zu Füßen legen soll?" fragte Natalie.

„Nein, sie soll es mir schenken ohne daß ich darum bitte."

„Unter solchen Bedingungen erhalten Sie es sicherlich nie," meinte Schuldfried.

Natalie war gezwungen Schuldfried und Lothar zu verlassen. Sie mußte einen neuen Gast begrüßen.

Lothar sagte jezt mit vibrirendem Ton:

„Sie glauben also daß ich nicht erhalten werde was ich wünsche? Und gleichwohl habe ich beschlossen daß ich sie, wenn ich sie auch zum Aeußersten treiben muß, so daß sie im Kampfe ermattet, endlich doch dahin bringen muß mir freiwillig ihr Herz zu schenken und mir zu sagen daß ich ihr theuer sei."

„Aber wenn sie das zuerst von Ihnen hören wollte?"

„Dann muß ihr Wille dem meinigen nachgeben.“

„Sie verlangen das Abgeschmackte.“

„Bemerken Sie wohl, Madame, daß ich Nichts verlange; ich spreche bloß davon daß ich beschlossen habe die Sprache der Liebe niemals gegen eine andere Frau zu reden als diejenige die mir zuerst bewiesen daß Sie mich liebt.“

„Ich fürchte daß Sie dann diese Sprache nie reden werden.“

Schuldfried erhob sich von ihrem Plaze. Eine eigenthümliche Röthe des Verdrusses bedeckte die Wangen der jungen Frau.

„Ich theile diese Befürchtung nicht mit Ihnen. Das Schicksal schuldet mir den Ersaz daß es mir eine Frau in den Weg führt die heroisch genug ist um wahr zu sein. Mein ganzes Leben will ich ihr opfern, wenn sie mir eine Ergebenheit geschenkt hat die zu verlangen ich niemals wagen würde.“

„Baron Canitz, Sie werden vergebens ein stolzes Weib suchen das sein Herz auf dem Altar Ihrer Eigenliebe opfern wird. Eher läßt sie es brechen.“

„Und in diesem Fall das meinige mit. Sie wird dann der Henker ihres eigenen und meines Glückes.“

„Daß sie Ihr Glück zerstört hat kann sie nicht wohl wissen, da Sie ihr nicht zu erkennen gaben daß sie es in ihren Händen hatte.“

Lothar, der sich ebenfalls erhoben hatte und vor Schuldfried stand, blickte sie fest an und sagte:

„Madame, Sie werden wohl nicht behaupten

daß die liebende Frau nicht sehe und verstehe ob ihr Gefühl erwiedert wird. Liebe bedarf keiner Worte; sie spricht durch Handlungen."

„In diesem Fall braucht sie sich auch nicht zu erklären, sondern kann es den Handlungen überlassen."

Schuldfried ging von Lothar weg. Er schaute ihr nach und murmelte vor sich hin:

„Schuldfried, Du kennst Lothar, so wie er jezt ist, schlecht — Du mußt ihm schlechterdings sowohl durch Worte als durch Handlungen beweisen daß seine Liebe das Opfer Deines Stolzes verdient."

Am nächsten Morgen stellte sich Tage bei Schuldfried ein. Sein Beschluß hatte sich in der lezten Zeit etwas modificirt. Er wünschte seinen Einfluß auf Schuldfried dadurch zu erproben daß er sie zu bestimmen suchte die Bühne zu verlassen. Er glaubte, seine Liebe gebe ihm ein Recht dieses Opfer zu fordern, und ehe dasselbe gebracht war, wollte er nicht die Erfüllung eines Versprechens verlangen das sie, seiner Anschauungsweise zu Folge, an ihn band.

Dieß war der Mantel welchen Tage über eine andere Schwachheit seines aus so vielen widerstreitenden Elementen zusammengesezten Herzens warf. Sonst war ein kleines Geheimniß da welches bewirkte daß er nicht seiner ersten Eingebung zu Folge plözlich mit seiner Bewerbung hervortrat, und dieses Geheimniß hieß — Natalie.

Tage liebte sie nicht; in seiner Neigung gegen

sie lag nichts was mit dem tiefen starken Gefühl verglichen werden konnte das ihn an Schuldfried fesselte; aber deßungeachtet übte sie einen starken Einfluß auf sein Gemüth und seine Einbildungskraft aus. Er hatte der Gräfin zwei Jahre lang eifrig den Hof gemacht, war neidisch auf Alle gewesen die sie mit ihrem Wohlwollen erfreute, und besonders hatte er seine Eifersucht auf Lothar gerichtet, der stets ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen wußte, wenn er in einer Gesellschaft erschien wo Natalie war. Tage hatte ihr Anfangs seine Huldigungen in der festen Ueberzeugung zugewendet daß sie, ein thörichtes Weltkind, eine leichte Eroberung werden und ihn sehr bald mit einer für seine Eitelkeit schmeichelhaften Gunst belohnen würde; aber zu seiner großen Ueberraschung fand er daß Natalie mit ihren Liebhabern nur spielte und keinem einen eigentlichen Vorzug vor dem andern gab.

Der Reiz der in dem Gedanken lag eine Frau zu besiegen die sich von keinem andern besiegen ließ, hatte in den lezten zwei Jahren Tage zu mancher Thorheit getrieben und ihn zu Aeußerungen veranlaßt die große Aehnlichkeit mit Liebeserklärungen hatten. Alles das machte daß Tage, als er Schuldfried wieder fand, einen wahren Widerwillen gegen weitere Begegnungen mit Natalie faßte und ihr auswich. Das schlaue Weib hatte ihn indeß gezwungen auf dem Ball zu erscheinen, und während des Walzers hatte ihm Natalie einige freundliche Vorwürfe über sein Ausbleiben gemacht, so daß er die kühne Hoffnung schöpfte Gegenstand ihres warmen Interesses zu sein, zumal da die Vorwürfe von ein Paar Thrä-

nen in den wunderbaren Augen begleitet waren. Er war ihr nicht gleichgiltig, das las er in allen ihren Zügen. Er war ihr lieb, das sagten ihm die bethränten Wimpern.

Unser armer Tage war, trotz seines finnischen Blutes, ein echter Adamssohn, schwach als er die Zärtlichkeit der Frau zu besitzen glaubte die er zwei Jahre lang zu gewinnen gesucht hatte. Sie bethörte seine Vernunft, sie berauschte sein Gemüth, und obschon er ihretwegen keine Stunde lang das Wohlwollen Schuldfrieds hätte opfern mögen, so war doch seine Eigenliebe dadurch geschmeichelt. Als der erste Tag nach dem Ball vorbeiging ohne daß er sich gegen Schuldfried erklären konnte, wollte das Schicksal daß er Abends mit Natalie im Theater zusammentraf, und daß sie ihn auf eine Art behandelte welche ihm den festen Glauben eingab daß er geliebt werde. Jezt, da der Sieg ihm zufallen zu wollen schien, wurde es ihm schwer sie von seiner Liebe zu Schuldfried zu unterrichten und ihr theilnehmend zu erklären daß er sie nie geliebt habe u. s. w. Noch war er Schuldfrieds nicht sicher genug um ein Glück wegzuwerfen das ihm so zauberisch und schön entgegenlächelte. Wenn jezt Schuldfried ihr Versprechen nicht hielt, wenn sie, verdorben durch das Theaterleben, leichtsinnig mit seinem Herzen spielte und seine treue Hingebung opferte, was sollte dann seine Verzweiflung hindern, ihn in seinem Schmerz trösten, wenn er das Herz von sich stieß das ihm entgegenkam? Tage wollte Schuldfried prüfen, er wollte ihr Gelegenheit geben zu beweisen ob sie einige Ergebenheit gegen ihn hätte. Er wollte beständig an ihrer

Seite sein, ihr tausend Gelegenheiten bieten seine innige Liebe zu sehen, aber sie an das einst gegebene Versprechen erst dann erinnern, wenn er sich überzeugt hätte ob sie noch denselben festen Character besize den sie als junges Mädchen gezeigt.

Der Brief an Lothar in Neapel hatte seinen Glauben an ihre Liebe auf eine furchtbare Weise erschüttert. Ja es gab Augenblicke wo seine Vernunft ihm sagte, jedes Wort darin sei ein deutlicher Beweis daß ihr Herz Lothar gehöre. Aber da kam der Egoismus, brachte die Vernunft zum Schweigen und erklärte daß er, Tage, schon seit sechs Jahren das Versprechen ihrer Hand habe, daß sie als Frau von Ehre demselben nicht untreu werden könne. Ueberdieß hatte Lothars Kälte gegen Schuldfried ihm die Ueberzeugung eingegeben daß seine Gefühle gegen sie seinem Stolz untergeordnet seien, und daß er selbst mit einiger Beharrlichkeit den ersten Plaz in Schuldfrieds Liebe wieder erobern könnte.

Diesem Räsonnement gemäß richtete auch Tage sein Benehmen ein. Bei seinem Besuch sprach er wie ein zärtlicher Bruder mit Schuldfried. Er bat sie im Namen ihrer Kinderfreundschaft, eine Bahn zu verlassen wo sie bereits Ruhm genug für die Befriedigung ihrer Eitelkeit und überdieß die Mittel zu ihrer öconomischen Unabhängigkeit gewonnen habe. Er sprach von den Gefahren, von den Intriguen und allen Arten von Bosheit denen ein ausgezeichnetes Talent ausgesezt sei. Schuldfried sei zwar bis jezt diesen Unannehmlichkeiten glücklich entgangen, aber es sei immer besser sich von dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, so lange sie auf der Mittagshöhe ihres

Künstlerrufes stehe, als wenn derselbe sich zu verlieren anfange. Schuldfried hörte ihn mit derselben schalkhaften Miene an wie einst seinen Moralpredigten zur Zeit wo sie noch ein ganz junges Mädchen war. Sie ließ ihn aussprechen ohne zu unterbrechen, und obschon ihr schalkhafter Ausdruck nicht gerade bewies daß seine Worte ihr sonderlich zu Herzen gingen oder daß sie ein großes Gewicht darauf legte, so freute es ihn doch daß sie ihn in seinen Vorstellungen nicht unterbrach.

„Jetzt, beste, geliebte Schuldfried," schloß Tage, indem er ihre Hand ergriff, „jetzt habe ich Dir meine Ueberzeugung und Anschauung von Deiner Stellung gesagt." Tages Augen ruhten mit einem so warmen Ausdruck auf ihr, daß sie gar zu deutlich aussprachen was seine Lippen noch verschwiegen. Schuldfrieds Antwort sollte entscheiden ob diese Erklärung bis auf Weiteres in seinem Innern verschlossen bleiben oder ob er den Impuls des Augenblickes siegen lassen sollte. Ein einziges Wort der Zustimmung und Nachgiebigkeit gegen seine Vorstellungen, und Tage hatte Natalie vergessen, um sich zu Schuldfrieds Füßen zu werfen; aber Schuldfried, die in jedem Zuge las was in seinem Innern vorging, hütete sich wohl die mindeste Veranlassung zu einer Erklärung zu geben die nothwendig für Beide schmerzlich werden mußte.

„Dank für Dein Wohlwollen, lieber Tage," sagte sie, „aber Du mußt verzeihen wenn ich über all die Gefahren lache die Du mir vormalst. Die Bahn die ich betreten habe ist nicht so dornenvoll wie Du Dir vorstellst, und deßhalb, mein Freund, gedenke

ich sie nicht zu verlassen. Ich liebe meinen Künstlerberuf von ganzem Herzen. Ich bin erst drei und zwanzig Jahre alt — Schuldfried lächelte so hoffnungsvoll — und da ist es viel zu früh sich von der Welt zurückzuziehen, Philosoph zu werden und in irgend einem verborgenen Winkel der Erde auf seinen Lorbeern auszuruhen. Nein, mein rechter Plaz ist auf der Bühne und da bleibe ich. Wenn Du mir einen Gefallen thun willst, so verlieren wir kein Wort mehr über die Sache."

„Du verachtest also meine Rathschläge?"

„Ganz und gar nicht; aber ich finde Deine Rede pedantisch und, erlaube mir es zu sagen, zu vorurtheilsvoll und einseitig. Sie schmeckt ein wenig nach Kleinstädterei."

Schuldfried hatte ihre Worte mit vollkommener Kenntniß von Tages empfindlicher Eitelkeit gewählt und war mit der Schonungslosigkeit zu Werk gegangen, wie auch die besten Frauen sie gegen einen Mann zeigen der sie liebt ohne ihre Gegenliebe zu besizen. Sie wünschte Tage zu ärgern, um ihn von allem Gerede über Gefühle abzuhalten die sie nicht theilte.

Tage ging dießmal tief verlezt und mit weit geringerem Glauben an sein Glück als je von Schuldfried. Dieß wirkte niederschlagend auf sein Gemüth, und vergebens suchte er durch einen Besuch bei Natalie aus dieser Stimmung zu kommen.

Tage gehörte indeß nicht zu Denjenigen die sich durch Widerstand so leicht ermüden lassen. Nein er beschloß jezt fester als je so viel wie möglich bei Schuldfried zu sein, sie auf Promenaden, in's Thea-

ter und aus demselben zu begleiten, sie zu besuchen so oft sie daheim wäre, und es so einzurichten daß sie so viel wie möglich in Aberneys Haus käme. Er führte seinen Vorsaz auch ganz consequent aus.

Einige Tage später sang Schuldfried zum sechsten Mal und zwar mit steigendem Erfolg. An diesem Abend fand sie Lothar im Ochsenauge und bei ihrer Heimkehr erhielt sie einen Kranz von Lorbeeren und Cypressen.

„Der ist von ihm," dachte Schuldfried und küßte den Kranz.

Tags darauf traf Natalie mit Lothar zusammen, als sie auf dem Markt Karls XIII. spazieren ging.

„Sie waren gestern im Theater; wie gefiel Ihnen Madame Dorbino?" fragte Natalie.

„Sie sang zum Entzücken wie immer," lautete die Antwort.

„Sie haben Recht, und es wäre Schade wenn es dem jungen Aberney gelänge ihre Hand zu gewinnen; denn dann könnte sie als seine Frau nicht nach Paris und London zurückkehren, sondern müßte hier bleiben. Unsere schwedische Bühne ist zu unbedeutend um sich ein Talent ersten Ranges anzueignen."

„Es ist wohl nicht glaublich daß Madame Dorbino sich verheirathet."

„Im Gegentheil, es ist höchst wahrscheinlich. Haben Sie nicht gesehen mit welcher Beharrlichkeit Lieutenant Aberney ihr folgt?"

„Was beweist das? Daß er als Verwandter seine Ansprüche geltend macht."

„Sie wollen an ihre bevorstehende Verlobung nicht glauben. Sie mißfällt Ihnen, scheint mir's?"

„Gräfin, das Glück Anderer mißfällt mir nie.“

„In diesem Fall kann ich Sie versichern daß der junge Aberney Madame Dorbino sein Herz anzubieten gedenkt, und aus zuverläßiger Hand weiß ich daß sie das Anerbieten nicht mit Nein beantworten wird.“

In diesem Augenblick wandten sich die Gräfin und Lothar am Ende der Allee um und befanden sich einer Dame und einem Herrn gegenüber.“

„Ah, sieh da, Frida!“ rief Natalie. „Guten Tag, Lieutenant Aberney!“ fügte sie gegen diesen gewendet mit ihrem bezauberndsten Lächeln hinzu.

„Wir wollten Sie aufsuchen, Gräfin,“ sagte Tage. „Schuldfried behauptete Sie hätten ihr hier ein Rendezvous gegeben.“

„Ja, aber Ihnen nicht,“ antwortete die Gräfin lachend.

„Ich begleitete Schuldfried.“ Tage verbeugte sich.

Lothar nahm mit einer ganzen Welt von Zweifeln in seiner Brust Abschied.

Am folgenden Morgen kam Natalie in aller Frühe, als Schuldfried noch im Bette lag, zu ihr herauf.

„Auf, auf, Frida, mach Dich schnell fertig!“ rief sie. „Ich habe beschlossen daß Du und ich den heutigen Tag in Rosenvik, unserer Sommerwohnung, draußen zubringen müssen.“

„Nein, das ist unmöglich,“ versicherte Schuldfried; „ich habe mich bereits versagt.“

„Ohne meine Erlaubniß? Und wohin?“

„Zum Onkel.“

„Dieß Versprechen kann nicht gehalten werden. Ich beabsichtige den Professor zu entführen, und was sogar noch schlimmer ist, ich habe bereits seine Einwilligung. Also schnell heraus und mach eine ländliche Toilette. Ich will Deine Kammerjungfer vorstellen.“

Sie gab keine Gnade. Schuldfried mußte sich von Natalie ankleiden lassen und zwar so wie diese wollte. Das Resultat war daß beide Damen gleich gekleidet waren. Als Schuldfried in Ordnung war, stellte sich Natalie neben sie vor den großen Trümeau und sagte:

„Du bist um ein gutes Stück schöner als ich, und dessenungeachtet habe ich beschlossen Deinen Anbeter, den jungen Aberney, für mich zu behalten; ein hübscher Vorsaz, da er gänzlich in Dich vernarrt ist.“

„Ich trete ihn unendlich gerne ab,“ versicherte Schuldfried.

„Ferner habe ich mir vorgenommen daß . . . Natalie sah Schuldfried an ...“ daß diese Marmorstatue von Canitz sich in mich verlieben soll.“

Hätte es Schuldfrieds Leben gegolten, so hätte sie es! nicht verhindern können daß sie die Farbe wechselte.

„Ei wie, mein Engel, ich glaube Du wirst roth? Solltest Du möglicher Weise selbst Absichten auf ihn haben?“

„Liebe Natalie, thu mir den Gefallen und sprich nicht von Canitz,“ sagte Schuldfried.

„Gerne, meine Liebe, obschon Du entschuldigen

wirst daß ich Dein Benehmen etwas sonderbar finde; aber seze jezt nur Deinen Hut auf und fort in den Thiergarten!"

Die Equipage der Gräfin wartete vor dem Hause, und ein großer schlanker Herr stand am Schlage. Schuldfried erkannte Lothar.

„Der Baron begleitet uns nach Rosenvik," sagte Natalie. Im nächsten Augenblick saßen die beiden Damen und Lothar in dem bequemen Sufflette das über den Gustav-Adolphs-Markt, am Theater vorbei und nach dem Thiergarten rollte. Als sie an Thaliens Tempel vorbei kamen, sagte Natalie die an diesem Tag besonders aufgeräumt war:

„Hier hat das Stockholmer Publicum Dir seine enthusiastische Huldigung geschenkt; hier hast Du es mit Deinen Tönen hingerissen, mit Deinem Spiele bezaubert und mit Deiner Schönheit verrückt gemacht. Es muß doch eine berauschende Freude darin liegen eine so exaltirte Bewunderung hervorrufen zu können. Warst Du in solchen Augenblicken nicht recht stolz auf Dich selbst?"

Lothar sah Schuldfried an als sie antwortete:

„Nein, nicht stolz, wohl aber dankbar gegen Gott der es mir gelingen ließ."

„Aber wie ist es möglich daß eine junge Dame aus eigenem Antrieb Sängerin wird?" fiel Lothar ein. „Woher schöpfen Sie den Muth, Madame, vor Hunderten von Menschen aufzutreten?"

„Sie stellen zwei Fragen auf einmal an mich," sagte Schuldfried lächelnd.

„Beantworte eine um die andere, liebe Frida," meinte Natalie.

„Nun wohl, so will ich meine erste Frage mit einer Gegenfrage an Sie beantworten: Wie konnten Sie Seemann werden, Herr Baron?"

„Aus Beruf. — Es war das Einzige wozu ich Lust hatte, das Einzige wozu ich taugte."

„Nun wohl, diejenige die Sängerin wird folgt auch ihrem Beruf, und was noch mehr ist, sie benützt diesen Beruf um ihr Auskommen zu finden. Ich war ein armes Mädchen; Gott hatte mir Stimme verliehen; man sagte: mit dieser kannst Du Dir Dein Auskommen erwerben; ich wurde Sängerin."

„Und die Kunst und die Welt machten eine Eroberung," fiel Natalie ein, die mit innerem Verdruß bemerkte daß Lothar nicht einen Blick von Schuldfried abwandte. Eine Pause entstand während welcher Schuldfried in tiefen Gedanken dasaß. Nach einer Weile begann sie wieder:

„Sie fragen wie ich den Muth haben könne aufzutreten? Was ich jezt sagen will werden Sie vielleicht nicht glauben, und dennoch ist es eine Wahrheit. Wenn der Vorhang aufgeht und ich auf die Bühne trete, habe ich bloß einen einzigen Gedanken der meine Seele erfüllt, nämlich die Idee des Componisten dessen Musik ich singen werde. Ob im Theatersaal ein einziger Mensch ist oder Tausend, das gilt mir gleich; das Publicum ist vergessen, all diese lauschenden Ohren sind nicht für mich vorhanden, es ist mir als hätte ich den Geist des Componisten an meiner Seite um darüber zu wachen daß ich nicht seine schönsten Gedanken schlecht wiedergebe."

„Aber die Applause, die Bravorufe, der Blu-

menregen, alles das muß Dich wohl in die Wirklichkeit zurückführen," meinte Natalie.

„Ganz gewiß." Jezt lächelte Schuldfried mit demselben kindlichen Lächeln womit sie so oft in früheren Jahren Lothars düstere Gedanken verscheucht hatte, einem Lächeln das Natalie so treffend nachahmte.

„Und Dein Herz schlägt vor Freude?"

„Ich wage dann zu glauben daß ich das schöne Werk nicht verpfuscht habe."

Das Gespräch drehte sich eine Weile um Künstlerleben, Musik und dramatische Kunst. Man sprach von berühmten Schauspielerinnen und Sängerinnen, ihrem Glück und Erfolg. Lothar äußerte sich im Allgemeinen mit einem gewissen Vorurtheil über die Bühnenkünstler, und in Folge dessen entstand eine lebhafte Debatte. Nataliens Verdruß darüber daß Lothar so beständig Schuldfried betrachtete verschwand, wenn er sich in ihrer Gegenwart so über die Personen äußerte die sich der Bühne widmeten. Natalie trat auf Schuldfrieds Seite und Lothar mußte also gegen zwei kämpfen. Nachdem alle Beweise Für und Wider vorgebracht waren und man auf beiden Seiten seine Mittel erschöpft hatte, sagte Lothar endlich:

„Mit zwei Gegnerinnen wie Sie sind, meine Damen, kann ich unmöglich den Kampf länger fortsezen. Eines weiß ich, nämlich daß meine Ansicht, wenn sie auch noch so unrichtig sein mag, dennoch auf meiner Ueberzeugung beruht. Ich würde es nie wagen an eine Dame zu glauben die sich mit der Leichtigkeit einer Schauspielerin in die Gefühle

Anderer hineinversezen und fingirten Empfindungen ein so naturwahres Gepräge geben kann, daß sie den Zuschauern Thränen auspreßt. Unwillkürlich muß man fragen: Wo hört die Kunst auf und wo beginnt die Wahrheit?"

„Bei einer solchen Auffassung des Characters der dramatischen Künstler ist es natürlich daß sie auch eine untergeordnete Idee von ihrem moralischen Werth haben müssen," sagte Schuldfried.

„Es sei ferne von mir, Madame, daß ich in diesem Fall etwas Verlezendes aussprechen möchte: was ich gesagt habe ist nur meine individuelle Ansicht."

Natalie brachte etwas Anderes aufs Tapet. Etwas später stieg man in Rosenvik aus, wo Professor Aberney, Tage, einige Cousinen von Natalie und etliche Herren ihnen bereits entgegen kamen.

Tage wurde blaßgelb als er Lothar in Gesellschaft Schuldfrieds und Nataliens erblickte. Er murmelte einen stillen Fluch über den Einfall der Gräfin ihn zu ihrem Cavalier zu nehmen.

Natalie bemerkte Tages mißvergnügtes Aussehen. Die Gräfin wußte jedoch seinen finstern Blick wegzuscherzen, und die kleine Gesellschaft die sich im Pavillon versammelte plauderte eine Weile recht munter.

Professor Aberney war ganz besonders belebt. Er sagte Natalie tausend schöne Sachen, zeigte sich eben so geistreich als angenehm, wußte auch der alltäglichsten Unterhaltung Leben und Interesse zu verleihen.

Der Professor erzählte von einigen Verrücktheiten

der Engländer. Der Gegenstand wurde von der übrigen Gesellschaft aufgenommen, und Jeder brachte Etwas von Britanniens höchst eigenthümlichen Söhnen zu Markte.

Es ist offenbar eine Krankheit von den Engländern originell sein zu wollen," sagte Natalie, nachdem sie recht herzlich über eine der Anecdoten gelacht hatte. „Ich wollte wetten daß Frida einen Engländer zum Bewunderer hat und daß er es ist der ihr die närrischen Bouquets schickt. Was hältst Du selbst davon, meine Liebe? Denken Sie sich, meine Herrschaften," fuhr die Gräfin, ohne Schuldfrieds Antwort abzuwarten, fort, „jeden Abend findet Madame Dorbino einen schwarzumwundenen Strauß von Myrten und Orangeblüthen auf ihrem Nachttisch."

„Das ist ein seltsames Geschenk," rief man in die Runde.

„Und dabei bedeutungsvoll," fiel der Professor lächelnd ein. „Die Myrte bedeutet Liebe."

„Und das schwarze Band Kummer," meinte Natalie. „Also ist es ein Britte der eine unglückliche Liebe für Dich gefaßt hat und Dir auf diese Art seine Gefühle mittheilen will. Gestehen muß man daß Frida die traurigen Myrtenzweige mit besonderer Freundlichkeit behandelt hat."

„Wie so?" fragte Lothar.

„Madame Dorbino hat sie in eine eigene Vase auf ihrem Tisch im Cabinet gestellt. Die andern armen Bouquets werden sammt und sonders in eine Athenienne im Salon einquartirt. Anaise versicherte mich dieser Tage, dieses närrische Geschenk mache sie

ganz ärgerlich und sie habe nie etwas Dummeres gesehen, besonders da es jeden Abend wo Madame Dorbino auftrete mit einem Kranz von Lorbeeren und Cypressen vertauscht werde."

„Lorbeeren und Cypressen bedeuten die Vergänglichkeit aller Ehre," meinte der Professor. „Das ist ein allegorischer Anbeter."

„Und dabei verschwiegen; denn Anaise sagt sie habe sowohl Bouquet als Kränze genau durchsucht, ohne auch nur einen einzigen geschriebenen Buchstaben zu finden."

„Man merkt wohl daß Anaise wenigstens nicht verschwiegen ist," fiel Schuldfried ein und erhob sich. Sie ging in den Garten hinaus; die Andern leisteten ihr Gesellschaft.

„Bieten Sie Madame Dorbino den Arm, Baron Canitz," rief Natalie, die sich vom Professor führen ließ, „so wollen wir eine Tour im Garten machen."

Tage warf einen wüthenden Blick auf Natalie. Sie fuhr lachend fort;

„Sie, Lieutenant Aberney, werden Sie der Cavalier von Tante A."

„Wollen Sie meinen Arm nehmen, Madame," sagte Lothar zu Schuldfried, „oder fürchten Sie sich etwa noch immer eine Stüze von einem Russen anzunehmen?"

„Sie haben aufgehört ein Russe zu sein, und ich habe . . ."

„Aufgehört das finnische Mädchen zu sein," fiel Lothar ein.

„Sie täuschen sich; ich bin noch immer Finnin," versicherte Schuldfried lachend und nahm seinen Arm.

„Unmöglich! Madame Dorbino muß Französin sein, sonst würde sie nicht einer gedankenlosen Freundin Dinge mittheilen die eine ernste Bedeutung haben."

„Ah! Sie meinen die Cypressen und Lorbeern."

„Haben Sie den Sinn derselben überlegt?"

„Onkel Aberney deutete ihn mir."

„Und Sie haben keinen andern gesucht?"

„Nein."

„Soll ich Ihnen einen geben?"

„Lassen Sie hören!"

Lothar blieb auf einem Plaz der eine freie Aussicht bot stehen, wie wenn er sie betrachten wollte; dann fuhr er fort:

„Es kann ja bedeuten daß Ihr Ruhm den Kummer eines Andern ausmache. Sie erkaufen Ihre Lorbeern auf Kosten des Friedens eines Andern."

„Und wessen?"

„Was weiß ich? Vielleicht des Gebers."

„Kann er mich vielleicht um meinen Erfolg beneiden?"

„Gibt es denn keinen andern Schmerz als den des Neides?"

„Allerdings; aber ich verstehe nicht was dieß hier sagen soll."

„Sezen Sie sich und erlauben Sie daß ich Ihnen ein Mährchen erzähle. Es war einmal ein Junge, der hatte einen Rosenbusch der seine Freude, sein Glück und seinen ganzen Reichthum ausmachte. Der Busch wuchs unbemerkt vor allen Blicken in einem wilden Walde; die üppige Schönheit seiner schneeweißen Blumen erfreute kein anderes Auge als das

seinige; seine balsamischen Düfte umschwebten keinen Andern als ihn. Jeden Tag kniete er dort nieder und schenkte dem Rosenbusch seine Huldigung und seines Herzens heiligste Bewunderung. Der Rosenbusch war sein Heiligthum, die unschuldsvolle Reinheit desselben seine Freude, und so oft er sich ihm näherte, war es ihm als müßte er erst sein Herz und seine Gefühle erforschen bevor er vor ihn träte. Der Rosenbusch wurde ein Verbindungsglied zwischen ihm und Gott. Diese Blume muß mein bleiben, dachte er, und nur meine Liebe und meine Liebkosungen sollen sie berühren; sie soll niemals von dem Bösen was die Welt hat besudelt werden. Sie soll wie sie gelebt hat, in Unschuld, Liebe und Frieden sterben. So träumte der Junge, als er eines Tags erwachte und den Busch verschwunden fand."

Lothar verstummte. Er blickte traurig vor sich hin.

„Und dann, wie ging es dann weiter?" fragte Schuldfried.

„Dann verfloßen mehrere Jahre, und als er den schönen Rosenbusch wieder fand, war er nicht mehr im Schooße der Natur; er prunkte umgeben von Bewunderern seiner Schönheit, in einer zierlichen Vase in einem eleganten Salon. Er war noch gleich schön, aber er war nicht mehr derselbe. Madame, ein Anderer hatte ihn besessen und angepflanzt. Die Heilige des Knaben war kein Wesen mehr das nur von ihm angebetet wurde, sondern eine prunkende Zierpflanze der Jedermann huldigte. Der magische Traum war zerstört, der glückliche

Wahn gebrochen und die Heilige des Knaben in einen der Abgötter des Tages verwandelt die man in einem Augenblick mit Lorbeern bekränzt und in einem andern vergißt. Der Beifall den man dem frühern Abgott des Jungen schenkte schloß eine Quelle bitteren Kummers für sein Herz in sich; er erinnerte ihn daran was er besessen und was er verloren hatte, um es nie wieder zu erhalten. Auf diese Art, Madame, kann die Berühmtheit des Einen dem Andern seinen Frieden kosten."

Lothar erhob sich.

„Jetzt," fügte er hinzu, „wollen wir, wenn Sie Lust haben, die Andern aufsuchen, sonst verfallen wir den Spöttereien der Gräfin."

Schuldfried stand auf. In ihrer Brust war ein eigenthümliches Gemisch von Gefühlen. Verlezter Stolz, bitterer Schmerz beim Gedanken an die Vergangenheit, und dennoch ein festerer Glaube an die Zukunft als je. Als sie Lothars Arm ergriff, sagte sie:

„Sie haben den Sinn der Lorbeern und Cypressen auf Ihre Weise gedeutet; welche Erklärung wollen Sie den Myrten und Orangeblüthen geben?"

„Sie bedürfen keiner Auslegung," antwortete Lothar.

„Und dem schwarzen Bande?"

„Schwarz, Madame, bedeutet entweder Kummer oder Tod."

„Tod!" wiederholte Schuldfried.

„Ja, eine todte Liebe. Halten Sie jezt Alles zusammen, so finden Sie: Ihr Künstlerruhm hat einen Schmerz verursacht der so groß war daß er die Liebe tödtete."

Lothar spürte daß Schuldfrieds Arm zitterte; er fühlte den zuckenden Schmerz den seine Worte verursachten, und dabei schlug sein eigenes Herz voll Freude.

„Das war eine theuer erkaufte Berühmtheit,“ stammelte Schuldfried.

„Aber sie wird ganz gewiß über den erlittenen Verlust trösten?“ Lothars düstere Augen ruhten forschend auf Schuldfrieds bleichen Wangen.

„Ich hoffe es,“ antwortete sie steif.

„Wenn ich ein Weib liebte das Schauspielerin oder Sängerin wäre und sie sagte mir daß ich ihr Herz besize, wissen Sie was ich antworten würde?“

„Daß Sie sie vergessen haben, daß ihr Künstlerruf Ihre Liebe getödtet habe. Das Vorurtheil wäre Ihnen mehr als die wärmsten Gefühle des Herzens,“ antwortete Schuldfried nicht ohne Bitterkeit.

„Sie täuschen sich, Madame; wenn Sie mich liebte, so würde ich sagen: Opfere mir Deinen Künstlerruf als Beweis Deiner Liebe und ich werde an die Wirklichkeit derselben zu glauben wagen.“

„Sie verlangen viel.“

„Es ist wahr, aber dieß kommt daher daß ich früher Alles gab und beinahe Nichts verlangte.“

„Jezt verlangen Sie Alles und geben Nichts.“

„Sie haben Recht; sollte ich noch einmal das Herz glühen und die Seele von dem allmächtigen Gefühl beherrscht fühlen das wir Liebe nennen, dann mögen meine Handlungen sprechen und nicht meine Worte, und ich werde niemals ihr Herz fordern. Sie muß das meinige nehmen.“

Jezt kamen der Professor und Natalie ihnen ent-

gegen. Etwas später nahm man ein ausgesuchtes Diner auf der Veranda ein.

Natalie war bezaubernd. Lothar beschäftigte sich beinahe ausschließlich mit ihr. Schuldfried war heiter und scherzte wie ein Kind; Tage blickte finster drein wie ein Herbsthimmel; der Professor zeigte sich liebenswürdig gegen Alle und achtete auf Alles.

Nach dem Mahle saß man im Salon und plauderte. Tage sezte sich hinter Schuldfried. Er schwieg beharrlich.

„Ich gedenke Ihnen heute Mittag eine Ueberraschung zu bereiten, Herr Baron," bemerkte Natalie, indem sie sich an Lothar wandte.

„Welche, wenn ich fragen darf?" sagte Lothar.

„Ich habe eine Person eingeladen für welche Sie sich sehr interessiren."

„Doch nicht Diejenige deren Aufenthalt Sie mir so hartnäckig verschwiegen?" lächelte Lothar ironisch.

„O nein, einen sehr, sehr alten Bekannten."

„Ich erlaube mir nicht zu rathen, sondern lasse es lieber auf die Ueberraschung ankommen die Sie mir so gütigst zugesagt haben."

„Gut; apropos, wann singst Du das nächste Mal wieder, mein Engel? Der Jemand der hieherkommt sagte mir daß er die schöne Stimme sehr gerne von der schwedischen Bühne aus hören möchte."

„Ich weiß selbst nicht," antwortete Schuldfried ganz gleichgiltig.

„Du hast erst sechs Mal gesungen und Dich auf acht Mal versprochen."

„Ich habe kein bestimmtes Versprechen abgegeben wie oft ich auftreten wolle."

„Aber mein Gott, Frida, Du wirst damit doch nicht sagen wollen daß . . ."

„Daß ich gestern zum lezten Mal aufgetreten sei," fiel Schuldfried lachend ein. „Nein meine Liebe, das will ich gewiß nicht."

„Du kannst einen doch erschrecken."

Tage äußerte mit einem nicht unbedeutenden Anstrich von Bitterkeit im Tone:

„Schuldfried liebt ihre Künstlerlaufbahn und ihren Ruhm zu sehr, um den Lorbeern entsagen u wollen die das schwedische Publicum zu ihren Füßen niederlegt."

„Ja, Du hast Recht, Tage, ich liebe wirklich meine Künstlerlaufbahn sehr, und was mich jezt veranlassen könnte sie aufzugeben müßte mächtiger sein als alle meine andern Gefühle in der Brust. Du hast auch darin Recht daß ich stolz auf den Beifall bin den meine Landsleute mir schenken. Dieß wird immer die kostbarste Erinnerung aus meinem Künstlerleben bleiben wenn es einmal zu Ende ist. Ich trete in einigen Tagen in der weißen Frau auf," fügte sie mit einem stolzen Blick auf Tage hinzu.

„Der wahnwizige Junge," dachte der Professor, „er wird sie mit seinen Angriffen zur Zeit und Unzeit so reizen daß er dem entgegenarbeitet was andere vernünftige Leute ausrichten. Ich habe nie

einen unbesonneneren Narren gesehen als er ist, sobald es sich um Weiber handelt."

„Schuldfried," sagte er, „sing uns einige der finnischen Lieder die Du als Kind sangest, wenn Du sie nicht vergessen hast."

„Etwas vergessen was an Finnland erinnert, an die Heimath, an meine glückliche Kindheit, unmöglich!"

Ohne sich weiter bitten zu lassen ging Schuldfried ans Clavier. Einige Minuten später erklang diese wunderbar schöne Stimme im Salon. Sie sang eine von Aberneys Compositionen, just diejenige womit sie ihn als Kind zu ihrem Zuhörer gemacht hatte.

Der characterfeste, ruhige und verständige Aberney wurde bei diesem Gesang dermaßen von seiner Erinnerung überwältigt, daß er aufstand und an eines der Fenster vortrat um seine Bewegung zu verbergen. Wehmuth, tiefe Wehmuth lag in seinen Blicken, und obschon dieser Gesang manche bittere und süße Erinnerungen in seiner Seele hervorrief, so war doch die Erinnerung an Schuldfried als Kind die lebhafteste. Ach! er meinte noch immer das bezaubernde Kind an seiner Seite sizen zu sehen wie sie sein Ohr mit ihren Tönen liebkoste. Wie manchen holden und dennoch thörichten Traum hatte nicht die Stimme des Kindes in der Brust des damals 38jährigen Professors geweckt! — Die Töne verklangen, aber die dadurch hervorgerufenen Erinnerungen standen lebhaft vor Aberneys Innerem. Plözlich schlug Schuldfried einige glühende Accorde an, und wiederum erklang ihre Stimme, aber es

war keine nordisch-schwärmerische Melodie die jezt das Ohr mit ihrem Zauber umfing, sondern eines der feurigen Lieder des Südens. Es war eine Barcarole. War Jemand da der sich jezt erinnerte wann sie dieselbe gesungen hatte? Als die lezten Töne erstorben waren, verließ sie das Instrument, ging zu Aberney und sagte leise:

„Lieber Onkel, ich konnte nicht mehr als dieses einzige singen. Es wurde mir so voll ums Herz.“

„So ging es auch mir.“ Die Lippen des Professors berührten Schuldfrieds Stirne ganz leicht; dann ging er von ihr weg.

„Wann singen Sie in der weißen Frau?“ fragte Jemand Schuldfried, als sie, wie es schien, in Gedanken versunken dastand.

„Nie,“ antwortete sie und entfernte sich von dem Frager.

„Nie! Dieses Wort hast Du schon einmal gegen mich ausgesprochen, und gleichwohl führst Du jezt den Namen Dorbino,“ dachte Lothar.

Eine Weile später meldete Nataliens Bedienter daß ein Herr die Gräfin zu treffen wünsche. Mit einem bezaubernden Lächeln verließ sie den Baron, während sie im Vorbeigehen Lothar zuflüsterte:

„Jezt kommt die Ueberraschung.“

„Jemand aus Rußland,“ dachte Lothar.

Als Natalie wieder eintrat, brachte sie einen ältern ganz schwarz gekleideten Herrn mit. Sie präsentirte:

„Doctor Wagner.“

Der Name machte auf die meisten einen lebhaften Eindruck. Lothars Brauen runzelten sich, Schuld-

frieds Wangen wurden etwas bleicher, in Tages Augen blizte es wie von Freude.

Der Doctor war nicht der am wenigsten Ueberraschte, als er hier alle diejenigen beisammen fand die er mit den Fäden seiner Intriguen umschnürt hatte. Natalie lachte und machte mit ihren gewöhnlichen übermüthigen Ausdrücken einige pikante Bemerkungen über die Wirkung welche das Auftreten des Doctors verursachte .

Wagner trat dann auf Schuldfried zu und sagte ihr einige verbindliche Worte, wie man sie für eine ausgezeichnete Persönlichkeit immer bereit hat. Es schien Lothar als ob Schuldfried, während der Doctor mit ihr sprach, ihren schönen Kopf ungewöhnlich stolz trüge, und als ob ihre Antworten, obschon höflich, gleichwohl etwas kalt Zurechtweisendes hätten.

„Ah! ich glaube Sie kennen Madame Dorbino von früher, Doctor?" rief Natalie.

„Ja, Frau Gräfin, ich hatte die Ehre Madames Bekanntschaft in Finnland zu machen als ich Arzt auf Kronbrück war."

„Kronbrück," wiederholte die Gräfin, gerade wie wenn sie in ihrer Erinnerung gesucht hätte.

„Kronbrück gehörte dem Baron Canitz," erklärte der Doctor.

„Ah!"

Natalie sezte das Gespräch nicht fort, aber sie beschloß den Doctor um nähere Mittheilungen über Schuldfried und Canitz anzugehen. Ihre Brust hob sich unruhig, da eine instinctmäßige Ahnung ihr gleichsam zuflüsterte daß es ihr nie gelingen würde

Lothar einzunehmen, daß zwischen ihm und Schuldfried irgend ein Geheimniß liege.

„O mein Gott, ich glaube daß ich zum ersten Mal in meinem Leben Neid und Bitterkeit kennen lerne," dachte Natalie, indem sie Schuldfried betrachtete. „Sie ist ja mein Ebenbild, aber schöner und einnehmender. Ich glaube daß ich sie verabscheuen könnte wenn ... wenn ... er sie vorzöge. Er ... aber ist er denn etwas für mich? In diesem Augenblick Alles."

„So gedankenvoll, meine Gnädige," sagte Lothar, der sich der Gräfin genähert hatte.

„Ich dachte an Sie."

„Das war ein höchst unwürdiger Gegenstand für die Gedanken einer so liebenswürdigen Dame."

„Liebenswürdig sagten Sie?"

„Ja und ich wiederhole es noch einmal."

„Ein leeres Wort, Herr Baron, wer liebt denn mich?"

„Ganz sicher Derjenige dem Sie einmal Ihr Herz schenken."

„Sind Sie davon überzeugt?"

„Vollkommen."

„Wenn ich es jezt Aberney schenkte, glauben Sie daß er mich lieben würde?"

„Gewiß, wenn er nicht vorher eine Andere liebt."

„Sie glauben also daß ich eine Nebenbuhlerin nicht überwinden könnte?"

„Frau Gräfin, Sie können das Unmögliche möglich machen; Sie siegen wo Sie nur wollen."

„Dank, ich werde Ihrer Worte gedenken, und

ich hoffe daß, falls ich einmal im Ernst ein Herz erobern wollte, dieses auch mein werden wird."

„Sie ist eifersüchtig," dachte Lothar; „sollte sie wirklich an Aberney denken?"

„Canitz hat etwas zu sagen gewagt was Natalie mißfiel," dachte Tage; „sie ist mißvergnügt. Warum kann ich sie nicht lieben, dieses bezaubernde Wesen? Warum werde ich an ihrer Ergebenheit den Verräther spielen müssen um mein Herz Schuldfried zu Füßen zu werfen? Die eine liebt mich, die andere liebe ich . . . ha dieser verdammte Canitz!"

Tage warf einen wüthenden Blick auf seinen Nebenbuhler.

Spät Abends begab man sich heim. Als man bei Nataliens Haus aus dem Wagen stieg und Lothar von den Damen Abschied nahm, sagte er ganz leise zu Schuldfried:

„Heute Abend erhalten Sie keine Myrten mit schwarzem Band."

„Ich weiß es," antwortete Schuldfried. „Für mich blüht ja keine Myrte mehr."

„Nein, es ist wahr, Sie sind Wittwe."

Nach einer qualvollen Nacht begrüßte Tage den Morgen mit düsterem Blick. Der ländliche Ausflug hatte seine Leidenschaft für Schuldfried in demselben Maße gesteigert wie seine Eifersucht aufgereizt. Die Befriedigung welche die eingebildete Eroberung an Natalie seiner Eitelkeit gewährte war verschwunden, und mit leidenschaftlicher Ungeduld erwartete er den morgenden Tag um zu Schuldfried zu stürzen und im Namen der Liebe und Ehre ihre Hand zu begehren. Er mußte sich um jeden Preis das Recht

erkaufen zwischen Schuldfried und den verhaßten Lothar zu treten. Sie mußte die Seinige werden, und sollte er sie zur Erfüllung des Versprechens das ihre Mutter und sie ihm einmal gegeben hatten zwingen müssen. Lieber den Tod für Schuldfried und ihn selbst, als den Augenblick überleben wo Lothar der Besizer des Weibes wurde das er bis zum Wahnsinn liebte. So ungefähr dachte Tage, während die wilde Jagd seiner stürmischen Gedanken ihn wach erhielt. Der Morgen kam und mit ihm wieder der Entschluß auf eine Entscheidung seines Schicksals zu dringen.

Er wollte sich eben ankleiden, als der alte Diener des Professors ihm einen Brief überreichte. Es war ein rosenrothes, parfümirtes und elegantes Billetchen dessen Zierlichkeit andeutete daß es von Damenhand kam. Die sorgfältige und schöne Schrift auf der Adresse gab zu erkennen daß eine Dame von Bildung die Feder geführt hatte.

Tage erbrach es auch sogleich. So betrübt ein junger Lieutenant sein mag, so interessirt er sich immer für eine solche Offenbarung, die ihn ahnen läßt daß die Hand welche den Inhalt geschrieben schön sei. Das cokette Billetchen lautete wie folgt:

„Bester Lieutenant Aberney!

„Vor den Augen einer zärtlichen Freundin sucht man vergebens Etwas zu verbergen was die Welt des Herzens berührt. Ich kenne Ihr Geheimniß, obschon Sie es vor mir verborgen haben; vielleicht haben Sie es mir darum verschwiegen weil Sie das meinige ahnten. — Besuchen Sie mich heute früh um zwölf, so werde ich Ihnen als Ihre beste Freundin in Etwas zu rathen suchen was sich auf Ihr

Glück bezieht, wobei ich gänzlich vergessen werde was Ihre Seligkeit kosten mag.

Natalie."

O Ausbund von Weiberlist! Wie gut kannte nicht Natalie das Instrument auf dem sie spielte! Das Herz des Mannes ist im Allgemeinen ein wunderliches Gemisch von Hoheit und Niedrigkeit. Großsinnigkeit verträgt sich ganz freundschaftlich mit Kleinlichkeit; die crasseste Eitelkeit geht Hand in Hand mit dem umfassendsten Ehrgeiz. Natalie wußte das, und darum verstand sie es auch Tages Eitelkeit zu gleicher Zeit zu schmeicheln und sie zu reizen; sie wußte sich mit ihrer erheuchelten Ergebenheit eine große Macht über seine für die Winde der Leidenschaften offene Seele zu erwerben. Die Freundschaft gegen einen jungen Mann ist ein Mittel wodurch eine reizende Frau sich Einfluß auf ihn erwirbt. Warum? Weil die Freundschaft zu Nichts verpflichtet. Sie ist nicht, wie die Liebe, ein Wucherer der hundert Procent fordert. Nein, die Freundschaft verlangt selten einen Gegendienst und ist im Ganzen eine große, unverständige Verschwenderin. Die Freundschaft eines Weibes ist immer Etwas was dem Manne zugleich schmeichelt, ihn erfreut und beruhigt. Sie verschafft Zärtlichkeit ohne daß er selbst der Geberin solche zu bieten braucht. Der Egoismus des Mannes befindet sich immer wohl dabei, wenn er nehmen kann ohne geben zu müssen. So auch bei Tage. Er fühlte gleichsam einen Hauch von Frieden und Trost über seiner Seele, nachdem er das Billetchen gelesen hatte. Diese so gefeierte, so gesuchte, so umschmeichelte

Natalie sprach zu ihm von ihrer Ergebenheit, nannte sich seine zärtliche Freundin; sie deutete darauf hin daß sein Glück mit einer Andern ihr selbst Schmerz bereiten könnte. Tage warf einen Blick in den Spiegel und fand daß er, troz der durchwachten Nacht, ein recht hübscher Bursche war, und daß sein Aussehen ihn vollkommen zu einer solchen Eroberung berechtigte.

Nun wohl, wenn Natalie ihn liebte, wenn es ihm gelang ihr Liebe einzuflößen, warum sollte er die innige Jugendneigung nicht auffrischen können die Schuldfried für ihn gehegt hatte? Wiederum lächelte die Hoffnung, wiederum flüsterte das Selbstvertrauen seinem Herzen manches schmeichelnde Versprechen zu, und als Tage nach einer sorgfältigen Toilette sich zur Gräfin begab, war sein Gesichtsausdruck nicht mehr niedergeschlagen, sondern seine Augen leuchteten von Zuversicht.

In einem reizenden Boudoir fand er Natalie in einer einfachen, aber geschmackvollen Morgentoilette. Als er eintrat, reichte sie ihm mit einem einnehmenden Lächeln voll Zärtlichkeit und Wehmuth die Hand und sagte:

„Willkommen, treuloser Ritter, der ganz und gar nicht verdient daß man sich für ihn interessirt. Sie sind undankbar, man sollte Sie den Mißhandlungen des Schicksals überlassen."

Tage ergriff die Hand und küßte sie mit einer Wärme die durchaus nicht gespielt war. Er war leider ein allzu williger Sclave der Eindrücke des Augenblicks um anders als nach ihrem Impuls handeln zu können.

„In welchem Fall, Gräfin, habe ich mich gegen Sie vergangen?“ sagte Tage und sezte sich in einen Lehnstuhl, welchen er ganz nahe zu dem Sopha zog worauf das einnehmende Weib saß.

„Und das fragen Sie?“ Natalie sah ihn mit wohlgespieltem Ernste an. „Wie oft haben Sie im Verlauf der zwei lezten Jahre gesagt daß Sie mich lieben? Wie manchen Brief haben Sie nicht geschrieben, worin Sie sagen daß ich der einzige Stern an Ihrem Lebenshimmel sei, daß Sie mich anbeten?“ Tage sah etwas genirt aus; Natalie fuhr fort:

„Dachten Sie was Sie schrieben? Fühlten Sie was Ihre Worte zu erkennen gaben? Lieutenant Aberney, antworten Sie mir ehrlich und aufrichtig wie es einem Manne zukommt. War es ein Spiel das Sie mit mir trieben?“

„Nein, Gräfin, es war kein Spiel.“

„Es war also Ernst: es war also Wahrheit daß Sie mich liebten?“

„Wahrheit in dem Augenblick wo ich es sagte,“ antwortete Tage, der sehr wohl einsah daß Ehrlichkeit hier das Beste war.

„Sie wollten also wegen einer plözlichen Aufwallung mein Herz zum Besten halten und, wenn es Ihnen gelang, es liegen lassen wie ein Spielzeug das Ihnen keinen Spaß mehr machte.“ Die Gräfin senkte ihr Haupt und verbarg das Gesicht in ihren Händen. Es sah aus als ob sie weinte. Tages Lage war nichts weniger als angenehm, besonders da Natalie Schuldfrieds beste Freundin zu sein schien. Ueberdieß auf solche Art eine Frau weinen zu sehen die lange ein gesuchter Gegenstand seiner Aufmerk-

samkeit gewesen, das war Etwas was Tage gänzlich aus dem Concept brachte. Diese Thränen sagten ihm ja daß er den Preis gewonnen habe wornach er so eifrig gestrebt. Daß derselbe jezt nicht mehr den gleichen Werth hatte wie früher, war nur Etwas was seine Stellung noch peinlicher machte. Er beugte ein Knie vor der Gräfin und stammelte mit aufgeregter Stimme:

„Hören Sie und beurtheilen Sie mich dann."

„Ich will nichts hören," flüsterte Natalie und erhob ihr gebeugtes Haupt mit einem zärtlichen Blick auf Tage. „Ich weiß ja Alles, ich weiß daß Sie von ganzer Seele Madame Dorbino lieben. Ihr Lebensglück besteht ja doch in einer Verbindung mit ihr?"

Tage ergriff die Hände der Gräfin und küßte sie, indem er flüsterte:

„Verzeihen Sie, aber ich habe Schuldfried seit meinem vierzehnten Jahre geliebt."

„Und werden Sie wieder geliebt?" fragte Natalie, indem sie ihre Hände wegzog.

„Einst that sie es; einst gelobte sie mir ihre Hand und ihre Treue; seitdem waren wir mehrere Jahre getrennt und jezt —"

„Jezt fürchten Sie ihr Herz verloren zu haben?"

„Es gibt Augenblicke wo Zweifel und Kleinmüthigkeit meine Seele erfüllen."

„Stehen Sie auf." Natalie stüzte den Kopf mit einer schmerzlichen Bewegung in ihre Hand, als könnte sie ihn nicht hoch halten. „Ich habe schon im ersten Augenblick als ich Sie mit Frida beisammen sah das Geheimniß errathen. Gestern stand es mir vollkom-

men klar vor Augen.“ Natalie seufzte. „Die Entdeckung war schmerzlich; ich hatte an Ihre Liebe geglaubt; ich war glücklich in meinem Glauben. Still, unterbrechen Sie mich nicht. Wer die Hoffnung auf eigenes Glück verloren hat, dem bleibt nur noch übrig das Glück desjenigen zu bereiten der ihm das seinige gestohlen; auch erbiete ich meinen Beistand zur Beförderung Ihrer Verbindung mit Schuldfried. Ich bin jezt die Bundesgenossin Ihres Glückes, nachdem Sie mir die Freude geraubt haben selbst Ihr Glück zu sein.“ Die Augen der Gräfin verschleierten sich wie durch eine Thräne.

Jezt folgten einige Fragen von Seiten Nataliens über das Verhältniß zwischen Tage und Schuldfried, ob eine Erklärung stattgefunden habe u. s. w. Tage vertraute ihr was die Gegenwart betraf, verschwieg aber Alles was sich auf die Vergangenheit bezog, wie auch die Rolle die Lothar in Schuldfrieds Leben gespielt hatte. Er nannte nicht ein einziges Mal den Namen seines Nebenbuhlers und deutete auch nicht auf ihn an. Er sprach ausschließlich von dem was zwischen Schuldfried und ihm seit ihrer Ankunft in Schweden stattgefunden hatte, wie er sie zu überreden versucht habe das Theater zu verlassen, und wie er die Erfüllung der gegebenen Versprechen noch nicht habe verlangen wollen, ehe Schuldfried durch ein längeres Zusammensein mit ihm in ihrer Erinnerung die frühere gegenseitige Ergebenheit wieder gefunden. Natalie hörte ihn aufmerksam an, aber als er endlich davon sprach daß er beim Empfang ihres Briefchens fest entschlossen gewesen sei zu

Schuldfried zu gehen und eine Entscheidung seines Schicksals auszuwirken, da fiel sie lebhaft ein:

„Damit würden Sie Alles verderben. Eine übereilte Erklärung könnte Sie nur Schuldfried entfremden. Nein; Ihr Entschluß zuerst ihre Zärtlichkeit wieder zu gewinnen ist der richtige. Ich will inzwischen für Sie arbeiten. Undankbarer, Sie sollen demnach mir für Ihr Glück verpflichtet sein."

Das Gespräch währte noch eine Weile, und als Tage sich von Natalie entfernte, betrachtete er sie als seinen guten Engel. Seine Ergebenheit gegen sie war jezt bedeutend größer und fester begründet als vorher.

Lamartine sagt irgendwo, ich weiß nicht an welchem Ort:

„Durch Hingebung und Güte erobert die Frau unsere Herzen, durch Schönheit und Talent berauscht sie nur unsere Sinne. Die Schönen und Talentvollen müssen sich hingebend und gut stellen, falls sie mit der Allmacht der Liebe über uns herrschen wollen."

Wir glauben daß Lamartine Recht hat. Natalie hatte wenigstens durch die Rolle die sie jezt ausführte mehr gewonnen, als durch alle andern die sie bisher gespielt hatte. Sie hatte sich Tages Achtung, Bewunderung und Ergebenheit erworben. Ob sie wohl diesen Gewinn behaupten konnte? Ja, so lange er an das glaubte was sie scheinen wollte.

Kurz nach dem ländlichen Ausflug kam einer von denjenigen Tagen wo die Menschen von einer

wahren Wuth ergriffen scheinen einander das Leben möglichst unangenehm zu machen. Tante Sara erwachte mit dem Vorsaz zu Schuldfried zu gehen und ihr in Betreff des Theaterlebens Vernunft zu predigen. Hatte sie nicht wieder die allerschrecklichsten Gerüchte hören müssen? Fräulein G., Mamsell Q. und Frau F., alle hatten dazu beigetragen Sara darüber aufzuklären daß Madame Dorbino ein mehr als zweideutiges Leben geführt hatte, und daß nur ihre Verwandtschaft mit der Gräfin Reinstein sie einiger Maßen in der allgemeinen Achtung erhielt, so daß sie noch in die vornehmeren Kreise eingeladen wurde. Genug; Sara legte ein zierliches Promenadecostüm an und begab sich ganz frühe, ehe noch Aberney sichtbar geworden, zu Schuldfried.

„Madame, ein älteres Frauenzimmer wünscht Sie zu sprechen," sagte Anaise zu Schuldfried, indem sie den Kopf durch die Cabinetsthüre hereinstreckte.

„Wie heißt sie?" fragte Schuldfried ohne aufzuschauen.

„Fräulein Ehrmann."

„Tante Sara!" Schuldfried erhob sich sogleich und legte ihr Schreibzeug weg. „Sag ihr sie möge hereinkommen."

„Welchem glücklichen Ereigniß darf ich die Freude zuschreiben Dich in meiner Wohnung zu erblicken, Tante?" rief Schuldfried lächelnd und ging Sara entgegen.

„Meine Ergebenheit führt mich hieher," antwortete Sara, die troz ihrer großen Vorsäze streng zu sein nicht umhin konnte gegen das schöne Kind zu lächeln das ihr heute schöner als je erschien.

„Komm und seze Dich, geliebte Tante! Herzlichen Dank dafür daß Du Dich doch entschließen konntest die Wohnung einer Sängerin zu betreten.“ Schuldfried hob drohend den Finger. „Es war gar zu böse von Dir nicht über meine Schwelle gehen zu wollen so lange ich Schauspielerin bin.“

„Es war vielmehr ganz recht,“ versezte Sara scharf; „wenn ich jezt dennoch hieher gehe, so geschieht es bloß weil ich fest beschlossen habe daß Du keine Theaterdame bleiben darfst.“ Die Alte sprach mit solchem Nachdruck daß ihr Kopf wackelte.

„Du willst mir also eine Schlacht liefern, Tante,“ rief Schuldfried heiter; „aber das ist nicht ritterlich einen Gegner so unvorbereitet anzugreifen. Bedenke doch, wenn ich in Folge dieser Ueberrumpelung das Gewehr strecken müßte!“

Sara wurde durch diese Munterkeit ganz aus dem Concept gebracht und sah Schuldfried eine Weile starr an. Gewöhnlich antwortete leztere, wenn Sara ihre kleinen Angriffe machte, entweder gar nicht oder auch in einem kalten und abweisenden Tone.

„Du scherzest,“ fuhr Sara fort, „aber ich muß Dir nur sagen daß ich nicht des Scherzes wegen hieher gekommen bin, sondern um reinen Ernst mit Dir zu sprechen und von Dir Rechenschaft für das Leben zu fordern das Du geführt hast und noch führst.“

„Ueber was in meinem Leben soll ich Rechenschaft geben?“ Noch lächelte Schuldfried ganz schalkhaft.

„Wie Du nur fragen kannst!“ Tante Sara glät-

tete heftig an ihrer Schürze. „Bist Du nicht von Deinem Manne geschieden? Hast Du Dir nicht seitdem verschiedene Abweichungen vom Wege der Sittlichkeit erlaubt?"

Schuldfried brach in ein schallendes Lachen aus.

„Um Gotteswillen, was sagst Du da, Tante? Bin ich von meinem Manne geschieden? . . ." Sie konnte vor Lachen nicht weiter sprechen.

O Gipfel des Leichtsinns! Ein solches Benehmen konnte ein noch frommeres Gemüth als Sara reizen; auch rief diese mit einer vor Aerger zitternden Stimme:

„Ah so, Enoch Aberneys Tochter bewahrt ihre Ehre so daß sie über die Schändlichkeiten lacht die man ihr vorwirft! Du warst gleichwohl dem Namen Deines Vaters mehr Achtung schuldig, und Du hättest nie vergessen sollen welchen unverwischbaren Schatten das Verbrechen Deiner Mutter darauf geworfen hat, Du . . ."

„Genug!" rief Schuldfried und ergriff heftig Saras Arm. Sie war todtenbleich; ihr ganzer Körper zitterte, und mit einer Stimme die etwas Hohles hatte sagte sie: „Sprich den Namen meiner Mutter nicht aus; nenne ihn nie wenn Du mich nicht aus dem Lande treiben willst." Schuldfried faßte ihren Kopf und murmelte schmerzlich: „O lieber Heiland, sollte selbst ihr Staub keinen Frieden bekommen? Hat die Aermste denn nicht durch so manche bittere Leiden ihr Verbrechen gesühnt?" Dann erhob Schuldfried stolz ihr gesenktes Haupt und fügte hinzu: „Tante, die Tochter von Harm Aberney weiß daß sie vor Gott schuldfrei dastehen muß

um zur Sühnung dessen beitragen zu können was ihre Mutter verbrochen hat; aber sie weiß auch daß sie sich kein Unrecht hat zu Schulden kommen lassen, daß ihr Leben rein und fleckenlos ist wie das Tageslicht. Mit diesem Bewußtsein glaubt sie das Recht zu besitzen allein über ihre Zukunft zu verfügen. Und jezt, Tante, laß uns von diesem Gegenstand abgehen."

„Monsieur Aberney," hörte man Anaise sagen, und wieder zeigte sich der Kopf der würdigen Französin in der Thüre.

„Er ist willkommen," antwortete Schuldfried kurz und kalt.

Tante Sara war beim Namen Aberney etwas erschrocken. Sie fürchtete es möchte Victor sein, und dann wäre es gar zu verdrießlich gewesen, wenn er erfahren hätte was sie so eben gesagt; aber ihre Besorgnisse verschwanden bald als Tage eintrat. Nachdem er Schuldfried begrüßt und einen mißvergnügten Blick auf die im Sopha thronende Tante Sara geworfen, sagte er zur leztern gewendet:

„Hast Du Schuldfried etwas Besonderes zu sagen, Tante? In diesem Fall entferne ich mich und komme wieder, wenn die Herrschaften ausgeredet haben."

„Was ich zu sagen hatte, scheint nicht nach Schuldfrieds Sinne zu sein; deßhalb thue ich wohl am Besten wenn ich gehe." Sara erhob sich. „Du willst auf keinen verständigen Rath hören," fügte sie mit einem Blick auf Schuldfried hinzu, die bleich und kalt vor ihr stand.

„Jezt nicht," antwortete Schuldfried. „Deine

Aeußerungen von vorhin thun mir noch weh." Sie legte die Hand aufs Herz.

„Du bedenkst nicht was ich empfand als ...."

„Tante, sprich nichts mehr; spanne den Bogen nicht noch höher!"

Schuldfried sah so aus, daß Tante Sara es fürs Rathsamste hielt sich zu entfernen.

Tage wollte Schuldfried einen Spaziergang vorschlagen, aber sie lehnte es ab mit der Erklärung daß sie der Einsamkeit bedürfe. An diesem Tage empfing Schuldfried Niemand, sondern blieb in ihre Zimmer eingeschlossen.

Als Tage von Schuldfried herabkam, traf er in Nataliens Hausflur mit Lothar zusammen. Lothar sah ihm nach und dachte:

„Er kommt von ihr — wenn Natalie Recht hätte! Unmöglich, das Schicksal kann mir nicht so gräßlich Glück, Glauben und Hoffnung rauben." Er klingelte an Nataliens Vorsaal.

Während Tante Sara sich rüstete um zu Schuldfried zu gehen und ihr mit ihrer Strafpredigt aufzuwarten, hatte Natalie zwei Briefe abgeschickt; den einen an Doctor Wagner folgenden Inhalts:

„Herr Doctor!

„Sobald Sie dieß erhalten, besuchen Sie

„Natalie Reinstein."

Der andere war an Lothar und lautete also:

„Herr Baron!

„Wenn Ihre Zeit es erlaubt, so besuchen Sie mich heute Vormittag. Sie treffen mich um ein Uhr zu Hause. Mit aller Achtung

„Natalie Reinstein."

Den Doctor traf der Brief just als er ausgehen wollte, und die Folge war daß er sogleich zur Gräfin eilte.

Als Natalie die beiden Billete abgeschickt hatte, begann sie in ihrem Bibliothekzimmer auf und ab zu gehen. Sie sah aufgeregt aus. Die Wangen bleich und die Augen bald wehmüthig verschleiert, bald blizend vor Verdruß. Nachdem sie ihre Wanderung eine Weile fortgesezt, blieb sie vor einem Spiegel stehen und betrachtete ihr eigenes Bild, während sie in Gedanken folgenden Monolog hielt:

„Sollte es wirklich möglich sein daß ich, die ich so viele Jahre lang nicht an Liebe geglaubt, sondern die für mich glühenden Thoren ausgelacht und sorglos mit Herzen gespielt habe, jezt meinerseits dieser elenden Seuche verfallen sein und wirklich für einen Mann fühlen sollte — einen dieser Herren der Schöpfung die beim Lichte besehen Marionetten gleichen! Wir schönen Weiber brauchen ja bloß die Fäden zu ziehen, so bekommen wir sowohl Helden als Genies, sowohl große Männer als Pygmäen, die allesammt nach unsern Launen tanzen und sich zu unsern Sclaven erniedrigen. Und einen solchen Hampelmann, der vom Manne weiter nichts als den Namen hat, sollte ich — ich lieben! Ha! das wäre erniedrigend! — Ist er wirklich wie diese andern? Nein. Er hat sich zum Sclaven keines Weibes gemacht; und eben das hat mich bezaubert. Aber weiß ich es denn so genau? — Diese Gleichgiltigkeit, diese Ueberlegenheit kann ja auch bloß gespielt sein, und er kann ein eben so schwaches Herz haben wie alle andern. Zwei Jahre lang hat er mich un-

terhalten, interessirt, gereizt und gequält, aber doch nicht, wie jezt, meine ganze Seele in Aufruhr gebracht. — Aufruhr, ja das ist das rechte Wort. Verdruß, Zorn und Erbitterung ist es was ich empfinde; nichts Anderes. Mein Stolz kann es nicht ertragen daß er allein mir widerstehen soll. Ich ertrug es so lang ich ihn unnahbar glaubte; aber jezt . . ."

„Doctor Wagner," meldete der Bediente. Der Doctor trat ein.

„Willkommen, Herr Doctor, ich habe Sie mit Ungeduld erwartet," sagte Natalie.

„Sind Sie krank, Frau Gräfin?" fragte Wagner mit einem feinen Lächeln, indem er die schöne kleine Hand ergriff und den Puls fühlte. „Ihr Puls schlägt beinahe hundertmal in der Minute. Sie haben Fieber."

„Möglich; deßhalb habe ich auch nach Ihnen geschickt; aber lassen wir mein Fieber bis auf Weiteres." Die Gräfin sezte sich und winkte dem Doctor Plaz zu nehmen.

„Erinnern Sie sich unserer ersten Bekanntschaft?" begann Natalie.

„Am Bord der Fregatte Carolina; nur gar zu gut. Ich hatte das Glück während der Reise der Arzt des Herrn Grafen zu sein."

„Es sind seitdem mehr als zwei Jahre verflossen, und inzwischen haben Sie sich in Schweden aufgehalten?"

„Ja, und im vergangenen Sommer hatte ich das Glück mit Ihnen in Schoonen bei dem Gra-

fen M. zusammenzutreffen, als Sie bei der gräflichen Familie auf Besuch waren."

„Ich war krank und Sie curirten mich."

„Was sie wohl mit dieser Wiederholung von Dingen beabsichtigt die ich weiß? Wenn sie lieber einen directen Ausfall machte, so könnte ich besser sehen was sie im Schilde führt," dachte der Doctor. Laut sagte er:

„Ihre Krankheit war nur eine Folge übler Laune, aber anders verhielt es sich mit dem jungen Aberney. Er sezte beinahe sein Leben an die Rettung Ihres — Handschuhes."

„Erinnern Sie mich nicht an all die Thorheiten die er damals beging," sagte Natalie ungeduldig.

„Es gilt nicht ihm," dachte der Doctor.

„Wann kamen Sie in der Hauptstadt an?" fragte die Gräfin, indem sie das Gespräch rasch abbrach.

„Vor einem Monat."

„Wie lange bleiben Sie hier?"

„Entweder für immer oder verlasse ich Schweden um nie wiederzukehren."

„Warum ließen Sie mich nicht früher wissen daß Sie in Stockholm waren?"

„Sie stellt ein förmliches Verhör mit mir an. Es wird ihr schwer zur Sache zu kommen," fiel der Doctor in Gedanken ein. Er antwortete:

„Weil Geschäfte meine Zeit in Anspruch nahmen. Ueberdieß, schöne Gräfin, hörte ich daß Sie gesund seien und meine ärztliche Hilfe nicht bedürfen. Ich erinnere mich lebhaft Ihrer Aeußerung vom vorigen Sommer."

„Ah! ich weiß. Ich sagte: Lassen Sie sich in

der Hauptstadt nieder, so sollen Sie mein Arzt werden. Sie sind es auch von heute an; darum schickte ich nach Ihnen. Ich bin krank."

Der Doctor machte eine Verbeugung die so gedeutet werden konnte: Da Sie es sagen, so muß ich es wohl glauben.

„Verstehen Sie mich recht; ich bin so ärgerlich daß ich mich unwohl fühle."

„Kann ich da Etwas zur Milderung Ihres Aergers beitragen?"

„Sie können meine Neugierde befriedigen."

„Ah!"

„Sie kennen Madame Dorbino. Wo und wie lernten Sie dieselbe kennen?"

„Endlich sind wir an der Sache," dachte der Doctor. „Laß sehen, Wagner, daß Du Nichts verräthst bevor Du die Gründe weißt die das schlaue Weib leiten." Laut sagte er mit rückhaltsamer Miene:

„Gräfin, ich sagte Ihnen bei meinem Zusammentreffen mit Madame Dorbino daß ich sie in Finnland kennen gelernt habe."

„Als unverheirathet?"

„Ja, Sie wissen ja selbst daß sie sich als unverheirathet in Frankreich und England aufgehalten hat."

„Wo oder bei wem machten Sie ihre Bekanntschaft?"

„Bei ihrer Mutter."

„Hieß ihre Mutter Aberney?"

Der Doctor machte eine bejahende Verbeugung und nahm seine rückhaltsamste Miene an.

„Aufrichtigkeit ist nicht seine schwache Seite," dachte Natalie mit innerer Ungeduld. „Ich muß den Angriffsplan verändern."

„Dank für Ihre Aufschlüsse. Meine ausgezeichnete Cousine ist so verschlossen daß man sie niemals von ihrem vergangenen Leben reden hört. Ich weiß noch nicht wie nahe sie mit dem Professor verwandt ist, sondern nur daß sie zur Familie Aberney gehört, und ich vermuthe daß sie als ledig diesen Namen führte." Die Gräfin legte sich in die Sophalehne zurück und sagte mit scheinbarer Gleichgiltigkeit: „Sie haben sich längere Zeit in Finnland aufgehalten, und zwar, wenn ich mich recht erinnere, in der Nähe von Abo?"

„Sowohl dort als in Helsingfors."

„Ein sonderbares Volk, diese Finnen." Natalie schwazte lang und breit von dem finnischen Volk, von dem lezten finnischen Kriege und den finnischen Verhältnissen. Der Doctor ging mit einer eigenthümlichen Behutsamkeit auf das Gespräch ein, und achtete auf jedes Wort der Gräfin ohne es sich jedoch anmerken zu lassen. Nachdem Natalie von gewissen adeligen Familien in Finnland gesprochen die sie kannte, sagte sie ganz gleichgiltig:

„Baron Canitz hat ja ein größeres Gut dort?"

„Also von Canitz will sie etwas wissen," dachte der Doctor. „Der Baron hat ein Gut dort gehabt," sagte er, „aber er hat es verkaufen müssen."

„Gab es nicht in der Nähe eine Familie Namens Smith?" fragte Natalie.

„Frau Gräfin, in Finnland gibt es viele Familien dieses Namens."

„Doctor," rief Natalie halb scherzend, halb ungeduldig, „Sie geben mir nichts als ausweichende Antworten."

„Darum, Frau Gräfin, weil Sie so sonderbare Fragen an mich stellen." Der Doctor sah die junge Dame mit einem durchdringenden Blick an, während er mit Nachdruck hinzufügte: „Sie wünschen von mir Etwas zu erfahren was Baron Canitz betrifft, aber Sie wollen es ausforschen ohne das Interesse verrathen zu müssen das Ihren Erkundigungen zu Grunde liegt. Warum nicht lieber geradezu fragen?"

„Ich traue Ihnen nicht; Sie sind ein sehr schlauer und gefährlicher Mann."

„Gräfin, ich wage in aller Demuth zu versichern daß ich über Sie dieselbe Ansicht habe." Der Doctor verbeugte sich.

„Nun wohl, wenn dem so ist, so werden wir wohl einander belauern müssen." Natalie lachte.

„Unmöglich. Hier gibt es bloß eine einzige Art und Weise: Wir müssen uns einander auf Gnade und Ungnade ergeben und ehrlich spielen. Was wollen Sie von mir wissen?"

„Ich will wissen ob Sie ein gewisses Fräulein Smith aus Finnland kennen."

„Ja."

„War Baron Canitz in sie verliebt?"

„Ja."

„Wo hält sie sich gegenwärtig auf?"

„Hier."

„In der Hauptstadt?"

„Ja."

„Ich muß wissen wo?"

„Sie sollen es erfahren; aber zuvor müssen Sie sich mir anvertrauen und mir sagen ob Ihr Herz an Baron Canitz gefesselt ist."

„Doctor, Sie überschreiten die Grenze welche die Delicatesse steckt."

„In diesem Falle trete ich zurück, und habe also weder von Fräulein Smith noch von Baron Canitz, noch von Madame Dorbino etwas zu sagen."

Natalie schwieg. Der Doctor fuhr nach einer Weile fort:

„Ich bin der Einzige der Aufschlüsse über diese Person geben kann; also, Gräfin, wenn Sie Aufrichtigkeit von mir verlangen, müssen Sie mir mit gutem Beispiel vorangehen. Lieben oder verabscheuen Sie Canitz? das ist es worüber ich Klarheit haben muß."

„Ich verabscheue den Baron Canitz."

„Das heißt Sie lieben ihn," fiel der Doctor lächelnd ein. „Was ist Ihre Absicht, was verlangen Sie mit Ihrem Abscheu?"

„Ihn zu demüthigen."

„Ich verstehe: ihn zu Ihren Füßen zu bekommen. Gräfin, das ist schwer, wo nicht geradezu unmöglich."

„Nichts ist unmöglich," fiel Natalie heftig ein.

„Ich fürchte gleichwohl daß hier der Fall eintreten wird. Ich kenne Canitz, er verändert seine Gefühle nicht."

„In diesem Fall mag er sich in Acht nehmen. Ich werde es nie verzeihen wenn er mich verschmäht."

„Seit sechs Jahren ist sein Herz an eine Person

gefesselt die er bis an seinen Tod lieben wird. Es gibt nur ein einziges Mittel ihn von dieser thörichten Liebe abzubringen."

„Und dieses ist?"

„Wenn man sie in seiner Achtung stürzt. Und das ist nichts Leichtes. Sie ist keusch und rein wie eine Vestalin."

„Und diese Vestalin, wer ist sie?"

„Fräulein Smith."

„Wo sie finden?"

„In diesem Hause."

„Doctor!"

„Madame Dorbino und Fräulein Smith sind eine und dieselbe Person."

„O meine Ahnung!"

„Baron Canitz wünscht die Frau Gräfin zu besuchen," meldete der Bediente.

„Sie sehen aufgeregt aus, Madame," sagte der Doctor auf Französisch.

„Ich bin krank." Natalie warf sich gegen die Sophalehne zurück und sagte zu dem Bedienten: „Der Herr Baron möge eintreten!"

Wagner ergriff den Arm der Gräfin, wie wenn er den Puls untersuchte, und als Lothar eintrat, hörte er den Doctor sagen:

„Ich werde mich morgen erkundigen ob meine Verordnungen gefruchtet haben." Er erhob sich, machte eine höfliche Verbeugung vor Natalie, eben so vor Lothar, und verließ das Zimmer.

„Sie sind unpäßlich, Frau Gräfin?“ sagte Lothar, als sie allein waren; „kann meine Anwesenheit Sie belästigen?“

„Ich habe Sie ja um Ihren Besuch gebeten,“ antwortete Natalie mit etwas unsicherer Stimme.

„Wie Sie sehen, habe ich der Aufforderung Folge geleistet.“

„Meine Absicht war Ihre Artigkeit in Beschlag zu nehmen.“ Natalie hielt ihren Kopf schief à la Schuldfried und lächelte gegen Lothar, der bei dieser Bewegung ganz unbemerkt seine Brauen runzelte. Er antwortete indeß in verbindlichem Tone:

„Sie haben über mich zu befehlen.“

„Am Montag wird die Weiße Frau gegeben; ich wollte Sie bitten mir für diesen Abend Ihr Ochsenauge abzutreten. Sie werden sich wohl für alle Vorstellungen der Madame Dorbino darauf abonnirt haben?“

„Ich trete es Ihnen mit Vergnügen ab, Frau Gräfin. Ich benüzte es das lezte Mal nicht.“

„Nicht? Sie wollen es aber doch benüzen wenn die Weiße Frau gegeben würde?“ Sie sah ihn an.

„Ich glaube kaum, und jedenfalls, Gräfin, kann jezt nicht mehr die Rede davon sein. Will ich die Weiße Frau hören, so kann ich immer im Saal einen Plaz bekommen. Wünschen Sie sonst noch etwas?“

„Ja!“ Natalie reichte ihm mit einem beinahe bittenden Blicke die Hand. Die ausgezeichnetste Schauspielerin hätte ihre Sache nicht besser gemacht. „Ich wünschte daß Sie mir und der russischen Gesandtin an diesem Abend Gesellschaft leisteten. Sie wissen daß die Gräfin P. kränklich ist. Sie hat sich

bei keiner der frühern Vorstellungen ins Theater gewagt. Sie bat mich daher ihr ein Ochsenauge in der ersten Reihe zu verschaffen. Ich versprach ihr sowohl dieß als auch meine Begleitung. Nun wohl, die Gräfin ist schrecklich langweilig; kommen Sie daher und helfen Sie mir die langen Zwischenacte aushalten. Sie verrichten damit zwei gute Thaten: Sie erheitern die kranke Gräfin deren Günstling Sie sind, und zerstreuen mich."

Lothars Stirne verfinsterte sich. Natalie hatte einen wahren Hinterhalt gestellt: sie erkundigte sich zuerst ob er entschlossen war das Theater nicht zu besuchen, und machte es ihm dann unmöglich sich zu weigern.

„Wenn die Weiße Frau aufgeführt wird," antwortete Lothar, „so werde ich die Ehre haben die Damen zu begleiten."

„Dank, bester Baron, und jezt ein Schlußwort. Verzeihen Sie daß ich mir zwei Jahre lang den Spaß gemacht habe Sie glauben zu lassen daß ich Fräulein Smith kenne. Ich bereue jezt diese Posse und gestehe aufrichtig daß sie eine mir gänzlich unbekannte Persönlichkeit ist."

„Ich glaube daß sie es war, Gräfin; aber zugleich bin ich fest überzeugt daß Sie gerade jezt wissen wer diesen Namen geführt hat."

„Welche Voraussezung! Auf was gründen Sie dieselbe?"

„Auf meine Kenntniß Ihres Characters. Sie sind nie gefährlicher als wenn Sie mild sind. Dann gebietet die Klugheit daß man auf seiner Hut ist."

„Gefährlich? Was meinen Sie damit?"

„Gefährlich ist wer die Mittel zu besizen glaubt einen Andern zu verlezen."

„Und dieß sagen Sie mir?"

„Ja, Frau Gräfin, just Ihnen; denn hinter diesem offen ausgesprochenen Geständniß daß Sie Fräulein Smith nicht kennen verbergen Sie Ihre genaue Kenntniß dieser Persönlichkeit. Sie wissen jezt daß Madame Dorbino diesen Namen geführt hat. Doctor Wagner hat Sie darüber aufgeklärt. Sie wissen auch daß die einzige Dame der ich je meine ganze Bewunderung und Hochachtung geschenkt habe Schuldfried Smith ist. — Jezt, nachdem ich dieß selbst bestätigt habe, werden Sie ganz sicher einsehen daß alles weitere Gerede in dieser Sache nicht an seinem Plaze wäre."

Es gibt Nichts was Intriganten so sehr überrumpelt wie ein aufrichtiges Bekenntniß der Wahrheit. Natalie war beinahe ganz aus der Fassung gebracht. Gleichwohl war sie eine zu geübte Schauspielerin um sich Ueberraschung oder Verdruß anmerken zu lassen. Sie versezte daher lachend:

„Sie haben mich entwaffnet, bester Baron, und zwar so gründlich daß Sie mir alle meine Waffen geraubt haben. Womit soll ich Sie künftig angreifen?"

„Mit Ihrer liebenswürdigen Heiterkeit, Ihrem Wiz und Ihrer Genialität," sagte Lothar artig. „Darin besizen Sie Waffen die man Ihnen nie rauben kann. Sie sind so reich ausgerüstet, daß Sie stets ein für unsere Herzen gefährliches Weib bleiben."

„O, ich bin nicht sehr gefährlich!“ Natalie seufzte. „Ich bin es für Sie nie gewesen.“

„Sie sind es für Alle denen Sie gefallen wollen.“

„So; das war eine ausweichende Antwort.“

„Ganz und gar nicht. Ich wollte damit sagen daß Sie mich mit nichts Anderem als Ihrer Ungnade beehrt haben. Sie haben es nicht der Mühe werth gefunden mir zu gefallen.“

Begriff Natalie die Feinheit in dieser Antwort? Wir glauben es, denn sie wechselte unmerklich die Farbe.

„Sie haben Recht und sicherlich werden Sie niemals ein Gegenstand meiner Gefallsucht. Nach dieser Erklärung können wir ja einander die Hand reichen.“

„Meine gnädige Gräfin, ich versichere daß es mir nie einfallen kann etwas Anderes als ein ritterlicher Freund der Damen im Allgemeinen und der liebenswürdigen im Besondern zu sein.“ Lothar führte die Hand der Gräfin an seine Lippen und nahm Abschied.

„Ha! der Vermessene! er wollte nicht einmal meine Freundschaft haben; aber das sollst Du bereuen!“ murmelte Natalie.

Am Abend desselben Tages, als Lothar nach Hause kam, warf er sich auf den Sopha, um die Zeitungen zu lesen. Mit der theilnahmlosesten Miene von der Welt schlug er eine von ihnen auf. Ganz mechanisch warf er seine Augen auf die erste Seite

und die Theateranzeigen. Mit Cursivschrift stand darin zu lesen:

„Am Donnerstag unterbleibt die Vorstellung der Weißen Frau wegen Heiserkeit der Madame Dorbino.“

Lothar sprang auf und rief:

„Was bedeutet das? Ist sie heiser oder . . .“

Er warf sich wieder auf den Sopha und drehte das Blatt um, ob vielleicht noch nähere Aufschlüsse darin standen. Es fand sich wirklich eine lange Tirade vor. Das Abendblatt beklagte den Verlust des Publikums das darauf verzichten müsse Madame Dorbino in der Weißen Frau zu hören. Referent hoffte indeß daß die Heiserkeit nur zufällig sei und daß man in der nächsten Woche das Vergnügen habe von ihrer schönen Stimme umkost zu werden.

„Also nur ein Aufschub,“ dachte Lothar und warf das Journal weg. In diesem Moment sah er einen Brief der auf dem Tisch lag. Beim ersten Blick darauf fuhr er zusammen. Er riß ihn an sich, in der nächsten Minute war der Brief erbrochen; er las:

„Madame Dorbino ist nicht heiser, sie tritt nie in der Weißen Frau auf.“

Ein Name war nicht unterzeichnet. Dessen bedurfte es auch nicht. Lothar hätte unter hundert Schriften die Hand erkannt die diese Worte aufs Papier geworfen. Hätte das Papierchen die Ernennung zu den höchsten Ehrenstellen, zu den größten Auszeichnungen enthalten, es hätte keine innigere Freude, keine wahrere Wonne hervorrufen können als er jezt empfand. Jeder Zug in Lothars Gesicht trug ein Gepräge von Glück und Befriedigung, so

daß es wahrhaft schön war. Einige Augenblicke später verließ Lothar seine Wohnung.

Schuldfried verbrachte ihren Mittag mit Aberney; sie hatten eine Fahrt nach Drottningholm gemacht. Sie kamen etwas spät nach Hause. Anaise reichte ihr da ein Bouquet von Myrten und Immortellen, mit einem rosenrothen Band umwunden. In der Mitte steckte ein Papier. Schuldfried führte die Blumen mit einem strahlenden Lächeln an ihre Lippen, und flüsterte, indem sie das Billetchen öffnete:

„Er hat mich verstanden.“ — Jezt warf sie ihre Augen auf das entfaltete Papier; es enthielt ein einziges Wort und dieses lautete:

„Dank!“

„Ah! sein gekränktes Selbstgefühl verlangt also daß ich ihm beweisen soll wie grenzenlos theuer er meinem Herzen ist. Ja, beweisen werde ichs; aber er soll den Triumph nicht haben daß ich mein Herz als Geschenk in seine Hand lege. Nein, Lothar, dieses Herz verdient wirklich daß Du für seinen Besiz etwas von Deinem Stolze opferst. — Ich weiß daß er mich liebt. — Seine Kälte, seine bittern Worte haben mir nur bewiesen daß er die warmen und starken Gefühle verbergen will die ihn an mich ketteten.“ Wiederum wurde das Bouquet geliebkost, wiederum lächelte sie es mit einem Ausdruck von Hoffnung und Glauben an, wie er nur demjenigen eigen ist welcher liebt.

Als Aberney heimkam, ging Tage ihm im Saal mit einer Zeitung in der Hand entgegen und rief:

„Hast Du das heutige Abendblatt gelesen, Papa?“

„Nein, ich komme von Drottningholm. Schuldfried und ich waren den ganzen Mittag dort.“

„Warum durfte ich nicht mitkommen?“

„Du antwortetest ja, Du seiest beschäftigt, als ich Dich fragte.“

„Ich wußte da nicht ...“

„Daß Schuldfried mich begleiten würde?“ Aberney lächelte. „Nun warum wolltest Du wissen ob ich das Abendblatt gelesen habe?“

„Eine einzige Frage zuvor, bester Papa.“

„Gerne.“

„War Schuldfried heute heiser? Sprach sie mit Dir davon?“

„Ganz und gar nicht; sie sang auf meinen Wunsch, ehe wir uns nach Drottningholm begaben, einige Volkslieder. Ihre Stimme war klar, voll und hinreißend wie immer.“

„O mein Gott, laß mich nicht vor Wonne verrückt werden!“ rief Tage mit einem Ton und Gesichtsausdruck der die heftigste Freude verkündete.

„Darf ich vielleicht wissen um was es sich handelt?“ fragte Aberney.

„Hat Schuldfried Nichts in Bezug auf die Weiße Frau am Donnerstag gesagt?“

„Nicht ein Wort. Aber endlich dürftest Du mit Deinen Fragen aufhören und mich über ihre Bedeutung aufklären.“

„Da lies sie selbst, Papa.“ Tage reichte dem Professor die Zeitung.

„Höchst sonderbar,“ bemerkte Aberney, als er die Stelle in Betreff Madame Dorbino's gelesen hatte. „Schuldfried war nicht im Mindesten heiser

und sprach kein Wort davon daß die Weiße Frau aufgeschoben werden soll; ich verstehe das nicht."

„Aber ich, ich verstehe es," rief Tage voll Freude.

„Dann mußt Du mich aufklären." Der Professor sezte sich in den Sopha.

„Schuldfried hat Heiserkeit vorgeschüzt um sich vom Theaterleben zurückzuziehen."

„Worin willst Du die Ursache zu diesem Benehmen finden?"

„In ihrer Ergebenheit gegen mich."

„Kindische Illusionen, mein lieber Tage. Ich bezweifle ganz und gar nicht daß Schuldfried Dich lieb hat, aber ihre Freundschaft gegen Dich ist nicht von der Art daß sie solche Opfer brächte. Ich habe Dich schon mehrere Male gewarnt sie nicht zu überschäzen."

„Aber dießmal dürfte ich gegründete Ursache haben zu glauben daß ihre Freundschaft zärtlicherer Natur ist als Du vermuthest. Ich bin es der sie bestimmte die Bühne zu verlassen. Ich habe mit Schuldfried darüber gesprochen. Ich habe ihr die Gefahren vorgestellt denen sie ausgesezt sei, und ich habe sie bei unserer Kinderfreundschaft beschworen eine Bahn aufzugeben, auf welcher sie früher oder später in Unannehmlichkeiten kommen würde."

„Was antwortete sie?" fragte Aberney, indem er gedankenvoll vor sich hinschaute.

„Sie wies Alles unter Scherzen zurück, aber dieß ist ja ihre Gewohnheit. Sie behandelt Alles in heiterer Weise und scherzt sogar in ernsten Dingen.

Folglich müssen nicht ihre Worte reden, sondern ihre Handlungen."

„Ich glaube inzwischen daß Du auf diese Handlung Schuldfrieds kein gar zu großes Gewicht legen darfst. Sie hat dadurch ganz und gar nicht zu erkennen gegeben daß sie das Theater verlassen will, und selbst wenn sie das thäte, so fürchte ich daß dieser Schritt nicht von dem Wunsche Dir gefällig zu sein, sondern von ganz andern Motiven herrührt."

„Von welchen denn?"

„Es könnte ja noch eine andere Person geben die ebenfalls einen Widerwillen gegen ihr Künstlerleben hätte und der sie dieses Opfer brächte."

„Wer sollte diese andere Person sein?"

„Ich," fiel eine Stimme hinter Tage ein. Es war Sara die einer alten Gewohnheit gemäß belauscht hatte was im Saale gesprochen wurde.

„Die Tante!" riefen Tage und Aberney zugleich.

„Ja, just die Tante," versezte Sara. „Das wundert euch. Weil ihr Beide nichts darnach fraget was ich sage, so glaubet ihr daß auch alle Andern meine Worte gering schäzen. Schuldfried hat jezt bewiesen daß sie mir wirklich Vertrauen und Achtung schenkt. Ich war es die in vollem Ernst mit ihr sprach und ihr aus einander sezte daß sie es dem Andenken ihrer Eltern schuldig sei eine so sündhafte Lebensbahn zu verlassen. Mit ihrem wahren und guten Herzen hat Schuldfried auch meinen Rathschlägen gemäß gehandelt; das hat sie jezt bewiesen."

Aberney erhob sich und sagte lächelnd:

„Selig sind die glauben! Dieß gilt für euch

Beide. Jedes von euch hegt die Ueberzeugung auf Schuldfried eingewirkt zu haben. Ich meinerseits möchte meine Ehre nicht daran wagen daß ihr irgend einen Theil an ihrem Entschlusse hättet. Es wird sich wohl bald zeigen wer von uns Dreien Recht hat."

„Du willst vielleicht Dir selbst das Verdienst zurechnen?" fiel Sara spizig ein. „Wie könnte wohl etwas Vernünftiges zu Stande kommen wenn Du nicht die Finger dabei hättest?"

„In meinem Hause wenigstens geschieht nichts Kluges wenn ich nicht dabei bin," antwortete Aberney lachend. „Was Schuldfried betrifft, so habe ich sie nie zu bereden gesucht daß sie die Bühne verlassen solle. Gute Nacht!"

Tage legte nicht das mindeste Gewicht auf Aberneys Worte; er erblickte darin nur die gewöhnliche pedantische Predigt eines alten Mannes gegenüber einem Jüngling. Was Tante Sara betraf, so dachte er keinen Augenblick daran daß sie auf Schuldfried eingewirkt habe. Nein, er selbst, Tage, war es allein der Schuldfried vermocht hatte von diesen Triumphen der Eitelkeit abzustehen, und jezt, nachdem er diesen Beweis ihrer Zärtlichkeit empfangen, jezt hielt er jeden Aufschub für überflüssig. Der morgende Tag mußte die Bestätigung des Glückes bezeugen von welchem er so lange geträumt hatte.

Tage schrieb noch vor Schlafengehen folgenden Brief:

„Meine edle Freundin!

„Sie die Sie mich in den lezten Tagen mit so hoher Huld umfaßt und so lebhaft an Allem Theil genommen haben was mein Glück betrifft, Sie werden es ganz sicher natürlich finden, wenn ich mich beeile Ihnen mitzutheilen daß ich jezt am Ziele meiner Wünsche stehe.

„Gräfin, Schuldfried liebt mich! Sie hat es mir heute Abend bewiesen. Ich bin der glücklichste Sterbliche auf Erden. Morgen ist sie vor der ganzen Welt die Meinige.

„Theure, anbetungswürdige Gräfin, verzeihen Sie mir meine Seligkeit, und daß ich im Besize einer andern Liebe als der Ihrigen glücklich sein kann. Wäre Schuldfried und meine an ihrer Seite verbrachte Kindheit nicht, so hätte die Erde keine Frau die so geliebt zu werden verdiente wie Sie. Sicherlich haben Sie auf Schuldfried so eingewirkt, daß sie sich beeilte mir diesen sprechenden Beweis ihrer Liebe zu geben.

„Leben Sie wohl, Schöpferin meines Glückes! Morgen sehen Sie zu Ihren Füßen Ihren dankbaren Sclaven

„Tage Aberney."

Als Natalie Morgens erwachte, wurde ihr Tages Brief überreicht, der noch spät Abends dem Portier übergeben worden war. Nachdem sie ihn durchlesen, sprang sie mit einem Freudenschrei aus dem Bette. Sie ließ sich in größter Hast ankleiden und schickte nach Doctor Wagner.

Er stellte sich ungesäumt ein. Bei seinem Eintritt in Nataliens Boudoir wurde er von der Gräfin

mit einem verbindlichen, aber rückhaltenden Lächeln empfangen. Natalie hatte beschlossen ihrerseits in das Vertrauen des Doctors einzudringen und auszumitteln warum er der Neigung Schuldfrieds und Lothars entgegenarbeitete. Sie war zu ränkevoll und berechnend um zu glauben daß Jemand etwas thun könne ohne durch egoistische Beweggründe geleitet zu werden.

Der Doctor, ein scharfer Beobachter, bemerkte die verschlossene Miene der Gräfin, und ahnte sogleich einen Angriff gegen welchen er auf seiner Hut sein müsse.

„Sie haben mich rufen lassen, Gräfin," sagte er. „Sind Sie jezt wieder unwohl?" Diese Worte wurden mit einer gewissen Ironie ausgesprochen.

„Nein, lieber Doctor, ich wollte Ihnen nur mittheilen daß ich vollkommen wieder hergestellt bin."

„Wirklich?" Der Doctor legte seinen Zeigefinger an ihren Puls und fixirte die Gräfin. „Erlauben Sie mir das zu bestreiten. Sie haben noch einen zu vollen Puls als daß ich Sie für gesund erklären dürfte. Sie leiden an einer heftigen Entzündung."

„Glauben Sie das?" Die Gräfin lächelte mit einem gewissen Uebermuth. „In diesem Fall habe ich ein abkühlendes Mittel in meiner Gewalt." Natalie zeigte ein Papier das sie in ihre Hand geschlossen hielt. „Aber was mein Uebel heben kann, dürfte möglicher Weise das Ihrige vergrößern." Natalie legte ihren rechten Zeigefinger auf den Puls des Doctors und sagte ihn nachäffend: „Sie leiden an einer heftigen Entzündung."

„Vollkommen wahr," fiel Wagner ein, „aber so gewandt Sie auch sein mögen, meine gnädige Gräfin, um das Uebel zu entdecken, so fürchte ich doch daß Sie nicht errathen können woher es kommt. Ich dagegen weiß daß das Ihrige seine Wurzel im Herzen hat. Können Sie wohl sagen wie meine Krankheit entstanden ist?" Der Doctor sah so heiter und freundlich aus daß Natalie vergebens die feine und geschmeidige Maske zu durchdringen suchte, die sein düsteres und ränkevolles Gemüth verbarg.

„Ich habe ganz und gar keine Lust zu der Herculesarbeit Sie auszuforschen. Sie haben sich mit einer so glatten Hülle umgeben, daß es mir mein ganzes Leben lang nicht gelingen wird Sie festzuhalten, wofern Sie mir nicht dazu helfen wollen. Gerade das ist es wozu ich Sie jezt bestimmen möchte."

„Sie glauben sehr fest an Ihre Macht über uns Männer."

„In Bezug auf Sie glaube ich nur an meine Schlauheit."

„Wollen Sie dieselbe mit der meinigen messen? In diesem Fall, Frau Gräfin, betrachte ich mich bereits als überwunden."

„Heuchler! Sie wollen damit sagen daß es mir nicht gelingen werde. Lassen wir allen Streit. In einer Stunde ist Baron Canitz hier. Er darf Sie nicht treffen. Ich will wissen welchen Grad von Ergebenheit Sie gegen den Baron hegen."

„Welchen Grad?" wiederholte der Doctor und sah zur Decke hinauf; „die Gradzahl ist sehr schwer zu bestimmen."

„Keine solche Wortverdrehungen," rief Natalie

ungeduldig. „Kurz und gut: haben Sie Freundschaft für Canitz?"

„Viel, Frau Gräfin; ich war ja sein Lehrer."

„In diesem Fall haben wir einander nichts zu sagen. Ich will und werde dem Freund und Lehrer des Barons nicht eine Sache anvertrauen die einen schmerzlichen Schlag für Canitz enthält." Die Gräfin erhob sich mit dem Bemerken: „Sie müssen entschuldigen daß ich Sie bemüht habe; aber ich glaubte, Sie wären aus der einen oder andern Ursache ein Feind des Barons, und in diesem Fall hätte ich Ihnen Etwas anzuvertrauen gehabt."

„Verdammt!" murmelte der Doctor in Gedanken. „Dieses Weib ist beinahe so schlau wie ich selbst. Es bleibt mir nichts anderes übrig als sie in meinen Haß einzuweihen."

„Leben Sie wohl, Doctor," fuhr Natalie nach einer kurzen Pause fort; „ich muß Toilette machen bis der Baron kommt." Sie ging auf die Thüre zu.

„Aus Gnade ein Paar Worte, Frau Gräfin," rief der Doctor, der sich ebenfalls erhoben hatte und auf sie zutrat. „Sie haben mich mißverstanden."

„Nein, Doctor, ich habe Sie im Gegentheil verstanden. Ich erkläre jezt: Ehe Sie mir sagen welches Interesse Sie haben Schuldfried und Canitz von einander trennen zu wollen, erfahren Sie nichts von dem Schlag der den Baron schon in einer Stunde treffen wird."

„Nun wohl, Gräfin, meine Freundschaft für den Baron hat sehr große Aehnlichkeit mit dem Gegentheil. Ich habe Gründe sein Glück nicht zu wünschen."

„Und welcher Art sind diese Gründe?"

„Ich kann und will sie Ihnen nicht sagen. Sie müssen sich mit der Erklärung begnügen daß Alles was des Barons Glück befördern kann mir verhaßt ist. Koste es was es wolle, so werde ich sein Glück in Unglück, seine Freude in Schmerz zu verwandeln suchen. Sind Sie mit dieser Erklärung zufrieden, Gräfin? Es ist die einzige die ich Ihnen geben kann."

„Vollkommen. Lesen Sie das." Natalie reichte dem Doctor den Brief Tages.

„Welchen Gebrauch gedenken Sie davon zu machen?" fragte der Doctor als er ihn zurückgab.

„Ich habe den Baron hieher gebeten; er wird diesen Brief lesen."

„Auch die lezten Zeilen?"

„Ja, allerdings; mag er glauben daß ich in Aberney verliebt sei; das paßt ganz in meinen Plan."

„Gut. Erlauben Sie mir jezt eine Frage. Warum haben Sie mir die Sache mitgetheilt?"

„Darum weil Sie mir einige Aufklärungen geben müssen. Ich will wissen in welchem Verhältniß der junge Aberney und Schuldfried zu einander standen; ob Canitz in Aberney einen Nebenbuhler erblickte u. s. w. Ich habe mich gehütet an Lezteren Fragen zu richten, um nicht den Verdacht zu erregen daß ich ein anderes Interesse habe als Tages Glück."

Eine halbe Stunde später wurde Baron Canitz angemeldet.

„Es ist das zweite Mal im Verlauf von zwei Tagen daß Sie von mir einen Brief erhalten worin

ich um Ihren Besuch bitte," begann Natalie. „Hat das Sie nicht in Verwunderung gesetzt?"

„Gräfin, was von einer schönen Dame kommt setzt mich nie in Verwunderung."

„Warum glauben Sie wohl daß ich Sie zu sprechen gewünscht habe?"

„Ich habe der Aufforderung Folge geleistet ohne eine Vermuthung über die Ursache zu wagen."

„Sie haben wohl gelesen daß die Weiße Frau zurückgestellt ist?"

„Ja. Madame Dorbinos Heiserkeit wird wohl bald vorübergehen, und in diesem Fall steht meine Loge immer zur Verfügung, Frau Gräfin."

„Das war es auch nicht worüber ich mit Ihnen zu sprechen wünschte."

„Ich vermuthe ebenfalls eine andere Veranlassung."

„Madame Dorbino ist nicht heiser," versetzte die Gräfin. „Ich hörte sie gestern droben auf ihrem Zimmer mit klarer und voller Stimme singen."

„Dann hat sie wohl Heiserkeit vorgeschützt," antwortete Lothar kalt; „aber Sie luden mich doch wohl nicht ein um darüber zu sprechen?"

„Nicht so ganz, aber doch auf eine gewisse Art. Wissen Sie, Baron, ich vermuthe daß Frida die Bühne zu verlassen beabsichtigt."

„Haben Sie einen Grund zu dieser Befürchtung?"

„Ja; doch davon später. Erinnern Sie sich daß ich Ihnen vor einigen Tagen sagte daß Frida im Begriff stehe sich zu verloben?"

„Ja, ich will mich erinnern daß Sie etwas Aehnliches geäußert haben."

„Sie glaubten nicht an meine Worte."

„In diesem Augenblick bin ich noch ungläubiger," antwortete Lothar lächelnd.

Natalie bemerkte mit Verwunderung daß Lothars Gesicht nicht sein gewöhnliches Gepräge von Kälte und Gleichgiltigkeit hatte. Die warmen Flammen des Blutes hatten alle seine Züge mit Farbe und Leben übergossen.

„Schade daß ich Ihre Ueberzeugung erschüttern muß. Wir Frauen wollen uns nicht gerne beschuldigen lassen falsche Gerüchte verbreitet zu haben, und deßhalb glaube ich mich berechtigt meine Worte vor Ihnen zu bestätigen. Haben Sie daher die Güte und lesen Sie das."

Natalie reichte Lothar den Brief Tages. Mit sichtbarem Widerwillen empfing und las ihn Lothar. Ein heftiges Zucken der Augenbrauen, eine plötzliche Blässe über der Stirne und eine unwillkürliche Zusammenziehung der Gesichtsmuskeln bewiesen daß die Lesung des Briefes ihm einen gewaltsamen Schmerz verursachte. Den Augen der Gräfin entging diese Bewegung nicht. Sie empfand selbst ein so bitteres Gefühl daß sie unwillkürlich die Hand an ihr Herz legte und dachte:

„Er liebt innig, von ganzer Seele. Ha! wie verabscheue ich sie!"

Lothar gab den Brief zurück und sagte mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Aberney ist zu beneiden im Fall er wirklich Madame Dorbinos Hand erhält."

„Im Fall, sagen Sie; das klingt als ob Sie noch zweifelten."

„Es ist ein Fehler von mir, Gräfin, daß ich nichts Anderes glaube als was ich sehe. Das Schicksal ist so launisch.“

„Wissen Sie denn nicht daß Tage Aberney schon seit langer Zeit Fridas Versprechen hat, ein Versprechen das sie ihm schon vor ihrer Abreise aus Finnland gegeben haben soll?“

„In diesem Fall hat sie Recht dem Gebote ihres Herzens und der Ehre zu folgen. Haben Sie mir sonst Etwas zu sagen, Gräfin?“

„Nur noch das daß der junge Aberney als eine Bedingung ihrer Verbindung Schuldfrieds Abschied vom Theater verlangt haben soll. Dieß veranlaßt mich die Vermuthung hinzuwerfen daß sie nie mehr auftreten werde.“

„Die Kunst erleidet einen Verlust und das Familienleben macht eine Eroberung, Frau Gräfin.“ Lothar erhob sich und nahm Abschied.

„Ha! dieser Mensch ist geschaffen mich wahnsinnig zu machen. Er gönnte mir nicht einmal den Triumph seinen Schmerz bezeugen zu dürfen. Nur den ersten Ausdruck desselben vermochte er nicht zu beherrschen; aber hernach diese unerhörte Kaltblütigkeit, diese Unnahbarkeit die mich mehr reizt als die gröbsten Beleidigungen.“

Als Lothar die Gräfin verließ, ging er geraden Wegs zu Schuldfried hinauf, indem er dachte:

„Ich muß von ihr selbst die Bestätigung hören. Ich kann nicht glauben daß ihre Brust so viele Falschheit verbirgt. Wozu sollten die geschriebenen

Worte dienen, wenn sie das Theater verläßt um seine Frau zu werden? Sie würden dann ein abscheuliches Spiel mit fremden Gefühlen enthalten, ein Spiel das mit Schuldfrieds Character ganz unvereinbar ist. Wenn sie aus Neigung oder andern Beweggründen ihm ihre Hand reicht, so ist es nicht denkbar daß sie sich den Schein geben wollte als ob sie mich liebte. Nein, tausendmal nein; es ist da irgend ein Mißverständniß oder ein Spiel das die Gräfin mit mir treibt.“ Er streckte die Hand aus und klingelte an Schuldfrieds Vorsaal. Er, der beschlossen hatte ihre Schwelle nicht zu betreten bevor sie ihn riefe, jezt stand er gleichwohl im Begriff es zu thun.

Anaise öffnete.

„Ist Madame zu Hause?“ fragte Lothar.

„Ja Monsieur.“

„Hat sie Besuche?“

„Messieurs Aberney sind bei Madame.“

Lothar meinte sein Blut werde zu Feuer; nur mit der größten Anstrengung vermochte er zu erklären daß er wiederkehren würde. Dann eilte er, ein Raub der stürmischsten Gefühle, die Treppen hinab. Tages Worte: „Morgen ist sie vor der ganzen Welt die Meinige,“ kehrten in sein Gedächtniß zurück.

Inzwischen fand bei Schuldfried folgender Auftritt statt.

Tage hatte sich schon ganz früh bei ihr eingefunden. Schuldfried begrüßte ihn herzlicher als gewöhnlich, und Tage erblickte in dem freundlichen Gruß eine weitere Bestätigung der Thatsache daß sie ihn lieb habe.

„Schuldfried, ich komme, um Dir dafür zu danken daß Du nicht in der weißen Frau auftrittst," begann Tage mit einer so zärtlichen Stimme, daß schon der Ton dollmetschte was er in Worte kleiden wollte.

„Du bist mir keinen Dank schuldig," versicherte Schuldfried und sah ihn mit ihren ehrlichen Augen an. „Was Du gegen das Theater sagtest hat nicht auf meinen Entschluß eingewirkt, der von ganz andern Gründen ausging. Laß uns daher nichts mehr von diesem Gegenstand sprechen."

„Wie Du willst."

Tage ergriff Schuldfrieds Hand und schloß sie zwischen die seinigen. In diesem Augenblick schlug sein Herz von demselben Gefühl wie in seinen Jünglingsjahren, wenn er an ihrer Seite saß, ehe noch seine selbstsüchtigen Wünsche vorherrschend wurden. Tage meinte ein besserer Mensch zu sein als er seit Jahren gewesen. Alles kam ihm vor wie zur Zeit als er das lezte Mal Finnland verließ und seine Brust voll war von Hoffnung und Zuversicht, sein Herz nur einen einzigen Wunsch hegte, nämlich an Schuldfrieds Seite leben und sterben zu dürfen.

„Laß mich eine Weile so dasizen," flüsterte Tage. „Vielleicht werde ich nie mehr die friedlichen und seligen Gefühle haben die mich jezt beherrschen. O laß mich einige Augenblicke glauben daß Alles sei wie früher."

„Nein, Tage, eine solche Einbildung darfst Du nicht nähren, Alles ist jezt anders."

„Wenn nur Du nicht verändert bist, so bin ich zufrieden."

„Ich bin nicht verändert, Tage; aber ich verstehe heute die Gefühle die mein Inneres beherrschen; das that ich früher nicht.“

„O, sage mir daß Du mich eben so lieb hast wie früher.“ Tage blickte sie an und fuhr leidenschaftlich fort: „Die Zärtlichkeit die Du einst gegen mich hegtest hat nicht ersterben können, sie muß in Deinem Herzen noch wohnen wie in dem meinigen. Ach, Schuldfried, ich habe ja schon als Knabe keinen andern Menschen geliebt als Dich. Du allein hast meine ganze Seele beherrscht. Für den Jüngling warst Du der schönste und lieblichste seiner Träume; für den Mann das einzige Ziel seiner Sehnsucht, die Quelle seiner bösen und seiner guten Gedanken. Verzweiflungsvoll streckte ich die Arme nach Dir aus als Du verschwunden warst; mit dem Tod im Herzen fürchtete ich daß Du einen Andern liebest, und mit verdoppelter Liebe frage ich Dich jezt: Hast Du Deine erste Jugendneigung, Deine Treue gegen den Freund Deiner Kindheit verrathen? Ist es möglich daß Du sie treulos auf einen Anderen übergetragen? Ist es möglich daß Du jezt, nachdem das Schicksal uns wieder zusammengeführt, und Du aus jedem Blick, aus jedem Zug meines Gesichtes, aus jedem Wort von meinen Lippen ersehen mußtest wie theuer Du mir bist, Dein Herz dennoch für das Gefühl verschließen konntest das einst darin herrschte? Sprich, Schuldfried, sage daß Du dem Tage dem Du einst Deine Hand versprochen treu geblieben bist.“ Tage ergriff ihre beiden Hände und fügte mit Heftigkeit hinzu: „Du hast

kein Recht die Braut eines Andern zu werden als die meinige."

„Tage, Du mußt ruhig sein und mich anhören," sagte Schuldfried. „Durch diese leidenschaftliche Sprache, diese Berufungen auf längst entschwundene Zeiten und durch diese Ansprüche kannst Du nicht zu einem klaren Bild unserer beiderseitigen Stellung kommen. Du mußt mich mit vollkommener Besinnung und mit Verstand anhören. Kannst Du das nicht, lieber Tage, so laß uns die Erklärung verschieben bis Du ruhiger geworden bist."

„Ich werde Dich anhören," sagte Tage mit gedämpfter Stimme und ließ ihre Hände los.

„Monsieur Aberney," meldete Anaise.

„Bitte ihn einzutreten," antwortete Schuldfried.

„Papa!" rief Tage indem er aufsprang; „warum muß er gerade in diesem Augenblick kommen!" Er preßte mit krampfhafter Heftigkeit seine Hände zusammen. Schuldfried sah ihren besinnungslosen Vetter verwundert an.

Der Professor trat ein.

„Ah, Du hier, lieber Tage?" sagte er und nickte dem Sohne zu.

„Tage und ich waren in einem ernsten Gespräch begriffen," sagte Schuldfried und reichte dem Professor die Hand; „Du kommst wie vom Himmel gesandt um eine Erklärung anzuhören die ich zu machen habe und dann über mich zu urtheilen."

„Schuldfried, was willst Du thun?" fiel Tage ein.

„Ich will Deinen Vater und meinen besten Freund zum Richter zwischen Dir und mir machen. Er war in jüngeren Jahren der Vertraute Deiner Gefühle;

er ist es sicher auch jezt; mag er also auch mit all der Schwachheit bekannt werden die meinem Herzen anklebt."

Schuldfried zog den Professor neben sich auf den Sopha, legte, wie einst als Kind, ihre geschlossenen Hände auf seine Schulter und sagte mit tiefer, ernster Stimme:

„Onkel, Du und ich wissen wozu eine Ehe ohne gegenseitige Liebe führen kann. Nicht wahr, wir könnten bei der Erinnerung daran Blut weinen? Du wirst nie wünschen daß eines von uns beiden, Tage oder ich, eine solche Verbindung eingehe."

„Nein, möge Gott euch bewahren!" sagte der Professor.

„Nun wohl, als Du und meine Mutter vor sechs Jahren wünschten daß Tage und ich ein Paar werden sollten, da glaubtet ihr unser beiderseitiges Glück dadurch zu fördern. Ihr glaubtet daß mein Herz Tage angehöre. War es nicht so?"

„Deine Mutter glaubte es und ich hoffte, nachdem Du von Demjenigen getrennt worden der damals Deine Phantasie beschäftigte, so würde Deine ganze Ergebenheit sich auf Tage concentriren."

„Du argwöhntest schon damals, Papa," rief Tage, „daß . . ."

„Still!" sagte der Professor mit befehlendem Tone; „laß Schuldfried mittheilen was sie zu sagen hat, dann magst Du sprechen."

„Ich meinerseits," fuhr Schuldfried fort, „war damals mit der Welt des Herzens viel zu unbekannt, um meine eigenen Gefühle recht beurtheilen zu können. Eben so unbekannt war ich mit dem Leben

und dem unheimlichen Drama das darin aufgeführt wird. So kam es daß ich nur auf zwei Stimmen in meinem Innern lauschte: auf den innigen Wunsch den Willen meiner Mutter zu thun und auf meine Hoffnung Tage glücklich zu machen. Damals versprach ich mit der Zeit Tages Braut zu werden; aber kaum war das Versprechen gegeben, als ich es auch schon bereute; ich entdeckte daß ..."

Schuldfried hielt inne. Sie lehnte ihr glühendes Gesicht an Aberneys Schulter, ihre Brust hob sich unruhig. Es entstand eine kurze Pause, während welcher das Blut wie Feuer in Tages Adern brannte.

„Was entdecktest Du?" fragte endlich der Professor.

„Daß ich Tage nicht liebte."

„Sage lieber daß Du einen Andern liebtest, daß Du treulos mein redliches Herz verriethest," rief Tage, indem er aufsprang.

„Nimm Deinen Plaz wieder ein und verhalte Dich still," befahl der Professor. „Bemerke daß alle Vorwürfe übel angebracht sind, wenn sie von einem Manne gegen das Weib ausgesprochen werden das ihm ehrlich die Wahrheit sagt."

„Tage hat Recht, Onkel; ich liebte wirklich einen Andern. Ich liebte ihn auch in den Augenblicken wo ich ihn verachten zu müssen glaubte. Er hatte mein ganzes Herz festgenommen." — Schuldfried drückte die Hände gegen ihre Brust. — „Und gleichwohl reiste ich weg und floh von ihm und von euch. Man hatte die Decke weggerissen die längst vergangene Ereignisse enthüllte. Beim Anblick dessen was

sie verbarg entfloh ich, bebend vor den Folgen dieser Vergangenheit. — Jahre kamen und vergingen, aber weder Zeit noch Entfernung vermochten sein Bild zu bleichen. Ich liebte ihn mit jedem Jahre mehr. Die ruhige Prüfung seiner Handlungen, Alles lehrte mich den Mann immer höher achten den ich verachten zu müssen geglaubt hatte. Nachdem ich die traurige Ehestands-Geschichte erfahren die das Leben so vieler Menschen verdüstert und so viel Böses, so viel bittere Leiden verursacht hatte, that ich bei Gott ein heiliges Gelübde mein Schicksal niemals mit einem Andern als mit Demjenigen zu vereinigen den mein Herz liebte."

„Du bist gleichwohl jezt Wittwe. Liebtest Du den Mann dessen Namen Du führst?" fiel Tage mit Bitterkeit ein.

„Er war mein Wohlthäter, ich verpflegte ihn in kranken Tagen und erhielt dafür seinen Namen und den Titel seiner Frau," antwortete Schuldfried ernst.

Sie schlang ihren Arm um Aberneys Hals und fügte hinzu: „Jezt, Onkel, gerade ehe Du kamst, sagte Tage zu mir daß er mich noch liebe, daß er die Erfüllung meines einst von mir gegebenen Versprechens von mir verlange. Er fordere dieß im Namen seines Glückes und meiner Ehre."

„Was antwortetest Du?" fragte der Professor.

„Ich hatte ihm noch keine Antwort gegeben als Du kamst. Was ich jezt euch Beiden mitgetheilt habe bildet meine Antwort. — Ich liebe Tage nicht, mein Herz hat dem Freunde meiner Kindheit nur eine schwesterliche Ergebenheit zu schenken. Verzeih

mir das, Tage," fügte sie hinzu und reichte ihm die Hand.

„Soll ich Dir verzeihen daß Du mich in einen Elenden ohne Zukunft, ohne Hoffnung, ohne Ziel für meine Gegenwart verwandelt hast? O Schuldfried, möge der Höchste Dich nicht bestrafen! Du hast mich schrecklich betrogen."

Tage stürzte aus dem Zimmer. Schuldfried sprang auf um ihm nachzueilen, aber Aberney hielt sie auf mit den Worten:

„Bleib! Der Schmerz macht ihn ungerecht und verwildert sein Gemüth. Morgen wird er sein Benehmen und seine eigene Stellung mit mehr Ruhe und Besonnenheit beurtheilen."

„Onkel, kann ich anders handeln?"

„Nein, mein Kind, das kannst Du nicht. Nur gegenseitige Liebe erbaut häusliches Glück. Wo sie nicht zu finden ist, da hofft man vergebens auf Freude. Besser also, Tage leidet jezt unter seinen vernichteten Hoffnungen; er wird sich einst darüber trösten. Es gibt keinen Ersaz für ein Leben ohne Liebe, an der Seite einer Gattin hingeschleppt welche nicht liebt."

Etwas später entfernte sich der Professor.

Nie ist der Mensch ein größerer Egoist als wenn er verliebt ist. Alle seine Gedanken und Gefühle concentriren sich dann um einen einzigen — Gegenstand. Schuldfried vergaß den peinlichen Eindruck von Tages Worten, das Gefühl des Kummers den sein Schmerz hinterlassen hatte, über Gedanken an Lothar und ging, um sich an dem Bouquet zu laben das sie am vorhergehenden Abend empfangen.

Als Tage verzweiflungsvoll von Schuldfried hinwegstürzte, ging er zu Natalie. Es war eine halbe Stunde nachdem Lothar sie verlassen hatte. Bei Tages Eintritt hatte die Gräfin ihr Gesicht mit einem sanften wehmüthigen Ausdruck bekleidet, aber dieser verschwand augenblicklich als sie ihn zu sehen bekam.

„Was in Gottes Namen ist geschehen?“ rief Natalie mit unverstellter Bestürzung. Eine Ahnung sagte ihr daß es Etwas sei was auch auf sie einen weniger behaglichen Eindruck machen würde.

„Sie hat mich verstoßen!“ rief Tage. „Sie hat erklärt daß — — — daß — — — sie mich nicht liebe, daß sie einen Andern liebe.“

Tage vergaß die Geseze der Höflichkeit und warf sich ohne Weiteres in einen Stuhl, die Hände vor sein Gesicht haltend. Bei seinen Worten wechselte Natalie die Farbe, behielt jedoch eine vollkommene Herrschaft über sich selbst.

„Was sagen Sie, Lieutenant Aberney? Hat Frida Sie verstoßen? Sie die Ihnen gestern ihre Liebe bewies, wie Sie mir schrieben, und die heute vor der Welt die Ihrige werden sollte?“

„Ach ja, das glaubte ich.“

„Sie glaubten es; Sie waren also Ihrer Sache nicht gewiß?“

„Doch, vollkommen.“

„Sagte sie Ihnen gestern daß ihr Herz Ihnen gehöre, und hat sie heute diese Erklärung zurückgenommen?“

Tage erzählte was vorgefallen war. Er weinte wie ein Kind, indem er wiederholte daß er sie ver-

loren habe, die er nie aufhören könne zu lieben. Mit gedankenvoller Miene hörte Natalie ihn an. Sie vergaß wie jämmerlich es war einen Mann wie ein schwaches Kind über seine eigenen Leiden weinen zu sehen. Endlich unterbrach sie ihn mit den Worten:

„Wer ist denn derjenige den Frida liebt?“

„Das ist dieser verabscheute, dieser erbärmliche und verhaßte Canitz!“

„Ich wußte es,“ dachte Natalie und preßte ihre Lippen zusammen; zu Tage sagte sie mit einem freundlichen Blick und einem aufmunternden Lächeln: „Noch ist nicht Alles verloren; ich habe Ihnen meinen Beistand versprochen. Sie können darauf rechnen.“

Sie sprach Worte des Trostes zu Tage, der sie mit einem Strahl von Hoffnung anhörte, während er die schönen Hände der Gräfin küßte und sich unglücklich geberdete.

Natalie ersuchte ihn am folgenden Tag wieder zu kommen, wo sie ihm mittheilen würde welche Resultate ihre Bemühungen für sein Glück zu arbeiten gehabt hätten.

Am Abend desselben Tags war ein großes Fest am blauen Thor, das die Offiziere der Flotte einigen Mitgliedern der brittischen Marine zum Besten gaben. Daß sowohl Tage als Lothar dabei waren, versteht sich von selbst. Man trank aus Herzensgrund, und die Stimmung war eine höchst aufgeräumte. Das Gespräch fiel natürlich auf Frauenzimmer — dieses ewig neue und doch so ausgenützte

Thema. Von den Damen im Allgemeinen kam man auf einige insbesondere zu sprechen, und da mußten auch die beliebtesten Bühnenkünstlerinnen sich einer Critik unterwerfen, die je nach der verschiedenen Auffassung bald tadelnd bald lobend ausfiel.

„Sie hörten wohl Madame Dorbino, als sie in London war?“ fragte einer der schwedischen Offiziere die brittischen.

„Ja, bei ihrem lezten Besuche in London hatte ich das Glück,“ antwortete einer. „Sie besizt eine wunderbar hinreißende Stimme und dabei eine seltene Schönheit.“

„Und ist bei alledem uneinnehmbar wie eine wohlverschanzte Festung,“ fiel ein anderer ein.

„Wirklich? Das Gerücht will gleichwohl das Gegentheil behaupten,“ meinte einer der Lieutenants.

„Goddam! Was kann das Gerücht von Mistreß Dorbino anders sagen als daß sie ein ausgezeichnetes Talent ist?“

Dieß wurde mit der derben englischen Bestimmtheit gesagt, welche zu erkennen gab daß der Britte auf eine entgegengesezte Ueberzeugung nicht zu achten beabsichtigte.

Wir Schweden haben bei unsern sonst vortrefflichen Eigenschaften den Fehler daß wir mit kleinstädtischer Leidenschaft Klatschereien lieben, ihnen bereitwillig unser Ohr leihen und sie mit einer furchtbaren Unbesonnenheit nachschwazen. Dieß gilt sowohl von den Männern als den Frauen. Die Herren schneiden beim Punsch- und Toddyglas, die Frauen bei der Thee- oder Cafetasse ihren Nebenmenschen die Ehre ab. Die Uniform birgt ebenso oft wie die

Mantille ein tadelsüchtiges Herz. Dieß zeigte sich auch jezt. Die schwedischen Offiziere ließen sich von dem bestimmten Ton des Engländers nicht abspeisen, sondern einer von ihnen rückte mit einer höchst interessanten Geschichte von Madame Dorbino heraus. Es war ein Absud derjenigen womit Frau ** die Theaterkünstler tractirt hatte, nur in bedeutend verbesserter und vermehrter Auflage. Ein englischer Lord spielte darin die Hauptrolle. Dieß gab den Jüngeren und Leichtsinnigeren in der Gesellschaft Veranlassung mit einigen pikanten Anspielungen darauf einzufallen, daß, da die schöne Sängerin sich gegen die Engländer schwach gezeigt habe, es in der Ordnung wäre wenn diese jezt ihre Parthei ergriffen. Zwei Mitglieder beobachteten während der scandalösen Erzählung ein gänzliches Stillschweigen, nämlich Lothar und Tage. Ersterer stand an einer Stuhllehne dem Erzähler gerade gegenüber und betrachtete ihn scharf; lezterer hatte sich in eine Sophaecke geworfen, als wünschte er sich aller Einmischung in den Gegenstand zu entziehen. Die beiden Engländer unterbrachen die Geschichte häufig und erklärten Alles für unwahr. Als das scandalöse Mährchen zu Ende war, sagte Lothar mit seiner wunderbar klaren und wohllautenden Stimme:

„Wir sind hier ungefähr dreißig Schweden und zwei Engländer. Von meinen dreißig Landsleuten, welche auch die Landsleute von Madame Dorbino sind, hat nicht ein Einziger seine Stimme zu ihrer Vertheidigung erhoben, sondern dieß haben die beiden Fremdlinge übernommen. Meine Herren, erblicken Sie darin nicht einen Schimpf für die Schwe-

den, besonders da die Dame deren Ehre so unverschämt angegriffen worden ist einen Vetter unter uns besizt?"

Die schwedischen Offiziere sahen einander etwas verblüfft an.

„Lieutenant Aberney," fuhr Lothar fort, „treten Sie als Vetter von Madame Dorbino vor und vertheidigen Sie sie, sonst könnten Sie mich zwingen es zu thun und Ihnen die Erfüllung einer theuern und heiligen Pflicht zu rauben."

Auf diese Worte folgte eine grabähnliche Stille. Tage rührte sich nicht vom Fleck.

„Ei wie, mein Herr," rief Lothar mit flammenden Augen, „muß ich Sie nochmals ermahnen die Forderung der Ehre zu erfüllen! Hörten Sie nicht daß es der Ruf einer achtungswerthen Dame ist womit man leichtsinnig zu spielen gewagt hat?" Er trat einen Schritt gegen Tage vor.

Dieser erhob sich gänzlich beherrscht von den Dämonen in seinem Innern. Er sah Lothar mit eiskaltem Hohne an und sagte:

„Sie täuschen sich, Lieutenant Canitz, ich bin mit Madame Dorbino nicht verwandt, wenigstens werde ich in Zukunft eine solche Verwandtschaft nie anerkennen. Ich kann und will eine Person nicht vertheidigen deren Schicksale und Abenteuer ich kenne, und an deren Ehre sich so viele Flecken vorfinden."

Lothar hatte einmal zu Tage gesagt: Geschehe was da wolle, so werde ich mich nie an Ihrer Person vergreifen, und gleichwohl versezte er Tage jezt einen schimpflichen Schlag ins Gesicht. Der Schall davon bildete den Punkt des ausgesprochenen Sazes.

Auf diese, man konnte wohl sagen bewußtlose Handlung folgte ein wahrer Tumult. Die Engländer traten auf Lothars, die Verläumder Madame Dorbinos auf Tages Seite. Lothars Handlung erheischte Genugthuung. Bei den Worten Waffen, Genugthuung u. dgl. erwachte Lothar wie aus einem Traum. Was hatte er gethan? Einen Vorsaz gebrochen, ein Duell hervorgerufen, und zwar obschon er einmal erklärt hatte daß er sich nie dazu bestimmen lassen würde. Er hatte sich vergangen, einen Cameraden tödtlich beleidigt, und dieser Camerad war Tage. Er hatte diese Fremden zu Zeugen eines solchen Auftrittes zwischen zwei schwedischen Offizieren gemacht. Gerne hätte er ein Jahr seines Lebens dafür gegeben um den unbesonnenen Schlag zurücknehmen zu können. Dabei hatte er Schuldfrieds Ehre schlecht vertheidigt, indem er Veranlassung zu einem solchen Scandal gab der unwillkürlich auf die eine oder andere Art bekannt werden mußte. Es war lange her seit Lothar eine Uebereilung zu bereuen gehabt hatte. Er sah jedoch sogleich ein daß er für den Augenblick nichts zur Versöhnung des Geschehenen thun konnte, und er sagte daher mit vollkommen wiedergewonnener Ruhe zu den Engländern:

„Für diesen unangenehmen Auftritt dessen Zeugen Sie geworden muß ich mir Ihre Nachsicht erbitten. Ich will und werde mein Benehmen nicht entschuldigen, sondern kann bloß beklagen daß Lieutenant Aberney und ich Ihnen einen so geringen Begriff von der Einigkeit unter den Offizieren der schwedischen Flotte beigebracht haben. Es galt die Ehre einer

achtungswürdigen Dame, das ist meine einzige Entschuldigung."

„Keine Entschuldigungen, Master Canitz, Sie haben als ein Mann von Ehre gehandelt."

„Da nur die Waffen unsern Zwist beilegen können, so habe ich gleichwohl eine Aufforderung an alle unsere Cameraden, nämlich daß das Geschehene unter der hier versammelten Gesellschaft bleibe."

„Unser Ehrenwort darauf!" lautete die Antwort.

Lothar verbeugte sich vor der Gesellschaft. Darauf wandte er sich an den Erzähler der scandalösen Geschichte mit den Worten:

„Herr Lieutenant, Sie haben Sachen nachgesprochen die Sie von Andern gehört hatten und deren Wahrheit Sie nicht verbürgen konnten. Dieß ist, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, unbedachtsam, besonders da es sich um eine Dame handelt. Die Ritterlichkeit gebietet die Ehre der Frau zu vertheidigen, nicht sie anzugreifen. Die unangenehmen Folgen die Ihre Erzählung mit sich geführt hat, werden Sie ganz sicher mehr Behutsamkeit lehren, wenn Sie sich wieder einmal zum Gewährsmann fremden Geredes machen."

Der arme Erzähler sah äußerst verlegen aus. Er fühlte daß er eine klägliche Rolle spielte. Dieses Bewußtsein verstimmte ihn gegen Lothar, der jezt nur noch mit einigen Worten beifügte daß er und Aberney als die Friedensstörer sich zu entfernen hätten, um den Andern ihre Freude nicht länger zu verderben.

Als Lothar sich von der Gesellschaft getrennt hatte, schritt er langsam über die Ebene hin und ließ sich nach dem Holm hinüberrudern. Sein Gemüth war düster; er dachte mit bitterem Schmerz daran daß er sich der Uebertretung eines Vorsazes schuldig gemacht hatte. Wenn er sich mit Tage duellirte, brach er ein Gelübde, und gleichwohl blieb ihm kein anderer Ausweg. Er hatte Tage beschimpft; er hatte sich von seinem Zorn so beherrschen lassen daß er sich zu einer Grobheit erniedrigte; aber war es denn auf der andern Seite möglich mit kaltem Blut anzuhören wie Schuldfried von Tage gleichsam gebrandmarkt wurde? Nein, das war unmöglich.

Lothar kannte Schuldfrieds Leben und ihre Schicksale in den lezten Jahren nicht; aber sie war seines Herzens heiligster Schaz, und er glaubte an sie wie an das Gute und Edle. So schmerzlich es ihm gewesen sie als Schauspielerin und Wittwe wiederzufinden, so war doch seine Liebe allzu wahr und wirklich, als daß er die Frau die er anbetete mit einem schimpflichen und erniedrigenden Argwohn hätte beschmuzen mögen.

„Tages Benehmen," dachte Lothar, „beweist gar zu deutlich daß Schuldfried den Hoffnungen die er in seinem Brief ausgesprochen nicht entgegengekommen ist. Läßt es sich wohl annehmen daß er einen so erbärmlich schwachen Character haben sollte, daß diese Erzählung auf ihn hätte einwirken können? Unmöglich, denn bei allen seinen Fehlern hat er sie doch auf seine Art geliebt. Sein Benehmen konnte also bloß von verschmähter Liebe und einem einge-

wurzelten Haß gegen mich herrühren. Er hat meinen Character zu gut begriffen, um nicht einzusehen daß eine Niederträchtigkeit gegen sie das sicherste Mittel war um mich aus allem Gleichgewicht zu bringen."

Lothar trat in seine Wohnung und in den kleinen Salon der das erste Gemach bildete. Auf dem Tisch lagen einige Briefe; Lothar warf sich in einen Lehnstuhl, nahm den ersten den er in die Hand bekam, erbrach und durchlas ihn ganz flüchtig. Jezt griff er nach dem zweiten und beim ersten Blick darauf veränderte sich seine Miene. Der Umschlag wurde mit wilder Hast weggerissen und er las:

„Die morgigen Zeitungen werden die Nachricht bringen daß Madame Dorbino für immer die Bühne verläßt, daß die beliebte Sängerin nie mehr auftreten wird.

„Schuldfried bringt Lothar also ihren Künstlerruf zum Opfer; und sie glaubt daß jezt die rechte Stunde zu der Besprechung gekommen ist die in Neapel nicht stattfinden konnte. Morgen früh wird Lothar erwartet von

„Schuldfried."

Was dachte, was empfand Lothar als er dieß las? Ihr die ihr liebet, ihr wißt es allein.

Während all diese merkwürdigen Ereignisse sich zutrugen, legte Tante Sara mit großer Sorgfalt die Winterkleider Tages und des Professors zurecht, wobei sie es an wohlriechenden Kräutern nicht fehlen ließ, damit die Motten nicht den Sommer über Schaden thun konnten. Sara sah ganz mild und zufrieden aus.

Schuldfried, das gottgesegnete Kind, sollte ja das

Theater verlassen, davon war Sara fest überzeugt, obschon Schuldfried allerdings nur gesagt hatte daß sie bis auf Weiteres nicht auftreten würde.

Sara hatte soeben die Leinwand zusammengenäht in welche sie die Winterkleider gepackt, und summte vor sich hin:

„Komm, schöner Mai und blicke u. s. w.“

als es klingelte. Im Augenblick darauf wurde die Saalthüre aufgerissen, und Tage kam mit dem Hut auf dem Kopf ganz verstört herein.

„Ist Papa daheim?“ fragte er ohne zu grüßen.

„Nein, das ist er nicht; aber um Gotteswillen, was hast Du denn?“ rief Sara, indem sie Nadel und Fingerhut fallen ließ.

Tage warf sich auf den Sopha, schleuderte seinen Hut weit von sich, fuhr mit den Händen durch sein Haar und rief:

„Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Erde; ich besize nicht ein einziges Wesen das an meinem Schmerz, an meinem Unglück, an meiner Verzweiflung theilnimmt.“ Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Herr mein Gott, wie sündhaft Du sprichst!“ sagte Sara, ging auf Tage zu, legte ihre kleine Hand auf sein gesenktes Haupt und fügte zärtlich bei:

„Mein lieber, lieber Junge, Du besizest ja immer mein Herz, das so schwach gegen Dich ist daß es Dich mehr liebt als Deinen Vater; überdieß hast Du ja auch seine Ergebenheit, und er hat sich in allen Fällen so zärtlich und gütig gezeigt.“

„Sprich nicht von Papa; wenn es sich um mich

und Schuldfried handelt, steht sie seinem Herzen immer näher als ich."

„Aber von mir kannst Du nicht sagen daß ich Jemand Dir vorziehe," flüsterte Sara kosend.

Wenn der Mensch recht betrübt, recht tief vom Kummer, Verdruß oder Schmerz niedergedrückt ist, da hört er gern auf die Stimme welche die Sprache der Zärtlichkeit spricht, selbst wenn er sonst nicht sonderlich viel darnach fragt.

Tage war von dem Augenblick an wo der Professor ihn adoptirte Saras Goldjunge gewesen. An ihn verschwendete sie ihre Zärtlichkeit; alle seine Wünsche befriedigte sie, entweder öffentlich oder geheim, wenn sie mit Aberneys Willen im Widerspruch standen. Die Alte hatte, wenn man sich so ausdrücken darf, Tages Egoismus groß gezogen und ihm alle mögliche Nahrung gegeben. Daß Tage Fehler hatte, war Etwas was Sara unmöglich zugeben konnte, im Fall Jemand sie darauf aufmerksam machen wollte; daß Tage Unrecht haben konnte, war eben so unmöglich. Alle Andern hatten das, aber er nicht, sofern er sich nicht direct gegen die Alte versündigte; auch das vergaß sie im nächsten Augenblick. Sie fand immer Etwas womit sie ihn entschuldigte. Tages Gefühl gegen Sara war weder Dankbarkeit noch Ergebenheit. Der schöne, junge Lieutenant schien alle Zärtlichkeit die sie an ihn verschwendete als Etwas zu betrachten worauf er das vollste Recht hätte. Nie machte er sie zur Vertrauten seiner Angelegenheiten, höchst selten dachte er daran daß Sara überhaupt da war, und auch dieß nur wenn er sie gerade sah.

In diesem Augenblick, wo so viele bittere Gefühle seine Seele aufregten, empfand er ein unwiderstehliches Bedürfniß einem theilnehmenden Herzen, von dem er zum Voraus wußte daß es ihm alle tadelnden Bemerkungen erlassen würde, seine Leiden klagen und seinen Kummer ausgießen zu dürfen. Wir wollen inzwischen weder seine Klagen noch seine Wehrufe anhören; wir begnügen uns damit die Resultate davon zu erfahren.

Die Thurmwächter in Stockholms Kirchen tuteten zehn; die Nachtpatrouille hatte ihre schläfrigen Wanderungen im Quartier begonnen, als die Hausthüre des Professors Aberney sich öffnete, und eine kleine Frauengestalt auf die Straße trat, worauf sie an dem schönen Frühlingsabend von dem Blasiholm weg und über die Neubrücke auf ein einzeln stehendes Haus zuschritt das irgendwo hinter dem Hopfenhof stand. Die Thüre war geschlossen, die Gestalt klopfte dreimal. Nach einigen Minuten öffnete sich ein Fenster und eine weibliche Stimme fragte:

„Wer ist drunten?"

„Sara!" lautete die Antwort. Das Fenster wurde geschlossen und in der nächsten Minute trat Sara ins Haus. Nur eine halbe Stunde verweilte sie da, darauf kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Etwas später ging ein hochgewachsenes Frauenzimmer aus dem einsamen Hause. Sie nahm denselben Weg wie Sara, nur mit dem Unterschied daß sie ihre Wanderung bis auf den Holm fortsezte und erst bei einem der Eingänge des Wohnhauses stehen

blieb. Ein Bedienter stand da und war beschäftigt seine zärtlichen Gefühle einer kleinen, helläugigen Dirne zu erklären die jezt, nachdem ihre Herrschaft zur Ruhe gegangen, einige freie Augenblicke für ihre Herzensangelegenheiten hatte.

„Wohnt Baron Canitz hier?" fragte das Frauenzimmer. Der Bediente wandte sich um, betrachtete die Dame lümmelhaft von Kopf zu Fuß, und antwortete:

„Allerdings wohnt Baron Canitz hier, aber er empfängt bei Nacht keine Besuche."

Die Dame machte eine Bewegung als wollte sie an dem Bengel vorübergehen; dieser aber stellte sich auf die Schwelle des Eingangs und sagte, seine Arme in die Seiten gestemmt:

„Mein Herr ist zur Ruhe gegangen. Kommen Sie morgen Mittag um fünf Uhr wieder."

„Ich muß jezt sogleich mit dem Baron sprechen," erklärte das Frauenzimmer bestimmt.

„Bedaure, aber es kann nicht geschehen."

Man hörte Tritte auf der Treppe und ein Herr in der Uniform der Flotte wurde sichtbar.

„Suchen Sie den Baron Canitz?" sagte er höflich zu der Dame, deren Züge bewiesen daß sie schon lang über das Alter hinaus war wo man eine zweideutige Bemerkung über ihren Besuch hätte machen können.

„Ja, mein Herr, ich habe ihm etwas Wichtiges zu sagen was keinen Aufschub duldet."

„In diesem Fall treten Sie ein. Ich verließ ihn so eben. Die Thüre gerade vor der Treppe."

Der Bediente zog sich beim Anblick des Offiziers

auf die Seite. Als die Dame die Treppe hinauf gehen wollte, sagte er:

„Soll ich vielleicht den Herrn Baron benachrichtigen . . .“

„Ist nicht nöthig,“ antwortete der Offizier.

Die Dame trat ein und der Herr Bediente sezte seine interessante Conversation mit seiner Herzensflamme fort.

In einem kleinen Cabinet vor dem kleinen Salon saß Lothar und schrieb. Die Thüre des erstgenannten Zimmers ging auf ohne daß er es beachtete. Leise Tritte wurden gehört. Sie näherten sich dem Cabinet, entgingen aber gleichfalls Lothars Aufmerksamkeit. Auf der Schwelle blieb die hochgewachsene Dame stehen und ließ ihren Blick unbeweglich auf dem gebeugten Haupte des jungen Mannes ruhen. Seine Stirne war bleich, seine Brust arbeitete unruhig. Man bemerkte leicht daß seine Gedanken von keiner ruhigen Art waren.

„Lothar!“ flüsterte eine Stimme so mild und doch so ernst, als wollte sie zu gleicher Zeit Zärtlichkeit und Vorwurf ausdrücken. Lothar fuhr zusammen und schaute auf. Beim Anblick der Dame erhob er sich und murmelte mit Schmerz:

„Ah! ich wußte daß Du kommen würdest.“

Die Dame trat vor, reichte ihm ihre beiden Hände und stammelte:

„Du wußtest es, und woher?“

Lothar ergriff ihre Hände, preßte sie mit einem Ausdruck von beinahe religiöser Verehrung an seine Lippen und sagte:

„Wenn Du auftrittst, dann habe ich mich irgend

einer unbedachten oder ungerechten Handlung schuldig gemacht. Nicht um das Gute zu belohnen, sondern um das Böse zu bestrafen, hast Du mich aufgesucht. O Mutter! Glaubtest Du wirklich mich vor meiner übereilten Gemüthsart warnen zu müssen? Haben diese sechs vergangenen Jahre, in denen ich Dich nicht gesehen, Dir nicht zur Genüge bewiesen daß ich das Ziel das Du mir zeigtest über Alles stelle? Glaubtest Du wirklich mich vor meinem eigenen Innern warnen zu müssen?" Wehmüthig ruhte sein Blick auf den Zügen der Mutter. Sie drückte seinen Kopf an ihr Herz und flüsterte:

„Mein Sohn, ich bin stolz auf Dich gewesen — ich danke Dir."

„Aber Du wolltest den Sohn nicht öfter mit Deinem Anblick erfreuen als . . ." Wiederum sah Lothar mit einem betrübten, vorwurfsvollen Blick die Mutter an.

„Höre mich." Die Dame sezte sich auf einen Sopha und zog ihn neben sich hin. „Ich bin nicht gekommen um Rechenschaft von Dir zu fordern, nicht um Dir den rechten Weg zu zeigen oder Dich vor der Versuchung zu warnen; ich bin gekommen um Dich zu fragen: Wie gedenkst Du in Bezug auf den Streit zu handeln der heute zwischen Dir und einem Deiner Cameraden stattgefunden hat?"

„Ah! Du weißt also?"

„Daß ein unangenehmer Auftritt vorgefallen ist wobei Du und Aberney die Hauptrollen spielten."

„Du willst wissen wie ich handeln werde? Er darf mir das Leben nehmen," antwortete Lothar düster. „Ich kann Dir kein größeres Opfer bringen

als wenn ich mich in diesem Augenblick, wo das Glück mir zum ersten Male lächelt, schuzlos einem wüthenden Feind entgegenstelle."

„Es wäre besser gewesen, Du hättest ihn nicht bis zu diesem äußersten Schritte getrieben," fiel die Dame beinahe kalt ein.

„Wenn Du unsern Streit kennst, so kennst Du auch die Veranlassung dazu und dann . . ."

„Werde ich Dein Benehmen stets mißbilligen. Doch ich bin nicht mehr Deine Richterin, darum wünsche ich bloß daß Du mir den Vorfall erzählst, damit ich einen klaren Begriff davon erhalte."

Mit ruhiger Stimme erzählte Lothar das ganze Ereigniß. Seine sonst stolzen Züge hatten dabei einen beinahe demüthigen Ausdruck angenommen. Er sah fest in die Augen der Mutter, als wollte er sie in seiner Seele lesen lassen. Ihre Züge verdüsterten und betrübten sich. Als er aufhörte, saß sie lange schweigend da, wie von einer innern Bewegung überwältigt. Endlich sagte sie:

„Du darfst die Forderung nicht annehmen."

„Verlange nicht das Unmögliche; bedenke daß ein Schatten auf meine Ehre fällt wenn ich mich weigere."

„Aber dieß Duell kann und darf nicht stattfinden."

„Ich habe Dir ja versprochen daß kein Tropfen seines Blutes das Gewissen Deines Sohnes beflecken soll. Ich werde meinen Arm nicht zur Vertheidigung erheben."

„Aber Du wirst erlauben daß er Dir das Leben nimmt, daß er sich mit Deinem Blute besudelt und

daß all diese Schuld über das Haupt Deiner Mutter kommt.“

„Willst Du lieber daß Dein Sohn von seinen Cameraden verachtet werden soll?“

„Alles Andere, nur dieses Duell nicht!“

„Mutter, ich will Dir Alles opfern, nur das nicht. Ich muß ihn für den erlittenen Schimpf Rache nehmen lassen.“

„Aber ich, ich sage Dir daß Du und er einander nicht als Feinde gegenüber treten dürfet; das darf, das kann nicht geschehen.“

Die Mutter lehnte sich an Lothars Ohr und flüsterte ein Paar Worte hinein. Ihre Wirkung auf den jungen Mann war augenblicklich. Er starrte sie eine Weile an, ergriff dann heftig ihre Hände und murmelte mit dumpfer Stimme:

„Das allein fehlte noch!“

Darauf erhob er sich, machte einige Gänge durch das Zimmer, setzte sich dann wieder an ihre Seite und sagte:

„Jezt ist es Zeit, Mutter, daß Du mir Alles sagst und dann — dann —“

Die Mutter begann eine lange Erzählung welche Lothar mit gespanntem Interesse anhörte. Es war ein trauriges Blatt, aus dem großen Buche des Lebens gerissen. Wir lassen die Nacht es verhüllen und begrüßen statt dessen den morgenden Tag.

Der Professor saß eben bei seinem Cafe, als Sara ihm ein elegantes Billet überreichte. Der

Bediente wartete auf Antwort. Aberney durchlas die wenigen Zeilen und sagte:

„Sage dem Boten ich werde kommen."

Später am Vormittag finden wir den Professor im Boudoir der Gräfin Natalie, in einem lebhaften Gespräch mit der reizenden Dame begriffen.

„Frau Gräfin, ich habe Ihre Worte aufmerksam angehört, obschon ich in Wahrheit nicht verstehe was ich in der Sache thun soll. Ich kann nur beklagen daß Tage so wenig Kraft und Würdegefühl besizt, daß er wie ein winselndes Weib herumlauft und Andere in seine Privatbekümmernisse einweiht."

„Andere, sagen Sie, Herr Professor! Vergessen Sie denn ganz daß ich die Freundin Ihres Sohnes bin?"

„Wenn Sie seine Freundin sind, so sind Sie eine sehr gefährliche Freundin," antwortete der Professor lachend, „und es würde mich nicht im Mindesten wundern wenn er sich dann über das erlittene Mißgeschick tröstete."

„Es handelt sich nicht darum was ich bin, sondern daß Sie Ihrem Sohn helfen müssen um . . ."

„Um Jemand unglücklich zu machen?" fiel der Professor ein. „Nein, Gräfin, das werde ich niemals thun."

„Aber, Professor, Frida hat einmal Ihrem Sohne zugesagt, und Sie, als ihr Verwandter, sind wohl der geeignetste Mann sie zum Worthalten aufzufordern. Ist es wohl denkbar daß sie ein Glück finden wird, nachdem sie das Glück ihres Jugendfreundes zerstört hat?"

„Ein auf fremden Rath hin gegebenes Versprechen

kann wohl nicht binden, besonders wenn das Herz seine Stimme dagegen erhebt. Gräfin, ich will von meinem Sohne nicht so schlecht denken, um zu glauben daß er noch jezt auf dieses Versprechen rechnen könne, nachdem Schuldfried erklärt hat daß sie einen Andern liebt."

„Und diesen Andern halten Sie für würdig auf Kosten Ihres Sohnes glücklich zu werden?"

„Ja, Gräfin, das glaube ich und auch Sie."

„Wie meinen Sie das?"

„Daß Sie wie ich einen hohen Begriff von dem Baron Canitz haben."

„Ich habe weder einen guten noch einen schlimmen Begriff von ihm; er ist mir eine gleichgiltige Persönlichkeit. Für Ihren Sohn dagegen interessire ich mich wirklich, und beklage nur daß Sie es selbst so wenig thun."

„Frau Gräfin, ich kann nicht begreifen wie sein Glück darin bestehen soll daß zwei Leute unglücklich werden und er selbst gleichfalls. Lassen Sie uns deßhalb kein Wort mehr über die Sache verlieren. Tages Pflicht gebietet daß er Alles thut um das Glück dieser beiden Leute zu befördern die einander lieben."

„Sie verlangen das Ungereimte."

„Warum ungereimter als das Interesse das Sie meinem Sohne zeigen? Ich glaube, Gräfin, wenn Sie Canitz liebten und wüßten daß seine Seligkeit Schuldfried hieße, so wäre es Ihr liebster Wunsch die Vereinigung dieser beiden befördern zu können."

„Glauben Sie das?"

„Ja, im Fall Sie nicht Alles thäten um ihr

entgegenzuarbeiten. Im ersteren Fall würden Sie als eine edle und gute Frau handeln, im lezteren ..."
Der Professor stand auf und fügte abbrechend hinzu: „Es kann mir nicht einfallen den Saz aussprechen zu wollen. Leben Sie wohl, Gräfin, und erlauben Sie mir einen Rath. Wir müssen uns nie in die Verhältnisse Anderer einmischen, indem wir auf ihre Handlungen oder Schicksale einzuwirken suchen. Was unser Egoismus damit bezweckt erreichen wir nicht. Der Strom der Ereignisse geht sehr häufig unsern Berechnungen und Wünschen stracks entgegen."

Der Professor küßte der Gräfin die Hand und entfernte sich.

Während die Gräfin und der Professor sich besprachen, saß Lothar bleich da und blickte düster vor sich hin. Der nächtliche Gast war verschwunden, hatte aber viel Kummer und Schmerz in seiner Seele zurückgelassen. Das Eintreten des Bedienten mit dem Cafe führte Lothar in die Welt zurück worin er lebte. Er sezte sich um einige Zeilen zu schreiben. Als er sie versiegelt hatte, befahl er den Brief zu Madame Dorbino zu bringen. Nachdem dieß geschehen war, warf Lothar sich wieder auf den Sopha, als ob Alles was jezt geschehen könnte ihm gleichgiltig wäre. Er hatte den Gesichtsausdruck eines Mannes der sich darauf vorbereitet hat die wilden Stürme des Schicksals rasen zu lassen. Er sah auf seine Uhr und murmelte:

„In einer Stunde werden sie hier sein um die Bedingungen festzusezen; in einer Stunde werde

ich vor meinen Cameraden in einem zweifelhaften Lichte stehen. O Mutter, Mutter, das gibt einen schweren Augenblick. Ich werde gezwungen werden den Dienst der schwedischen Flotte zu verlassen und mich wie ein fremder Abenteurer in fremde Länder zu begeben, denn Niemand wird mit einem Menschen dienen wollen der zuerst öffentlich einen Cameraden beschimpft hat und ihm dann Satisfaction verweigert."

Lothars Brust wurde von einem tiefen qualvollen Seufzer gehoben.

„Es ist schrecklich, nachdem man Alles gethan um die Forderungen der Ehre zu befriedigen, nachdem man, wie ich, alle Privatinteressen aufgeopfert hat, um seinem Namen Achtung zu erwerben, durch eine augenblickliche Uebereilung alle diese Bemühungen zerstört und vernichtet zu sehen. Ich werde also dem bereits so beschmuzten Namen einen neuen Fleck anhängen."

Man hörte Tritte im Salon. Lothar fuhr zusammen. Das Blut brannte wie Feuer in seinen Adern, und gleichwohl war jezt eine heroische Kaltblütigkeit erforderlich.

Zwei Offiziere der Flotte traten bei Lothar ein, der sich erhob und sie mit einem stummen Händedruck begrüßte. Ehe sie ein Wort hervorbringen konnten, sagte er:

„Sie kommen um mit mir die Bedingungen für mein Duell mit Aberney festzusezen. Ich muß Sie jedoch bitten ihm anheimzustellen ob er auf keinen Vergleich eingehen will."

„Aberney hat uns ersucht zu sagen daß er jede

friedliche Beilegung der Sache verweigere. Er nimmt keine andere Genugthuung an als mit den Waffen."

„In diesem Fall verlangt er Etwas was ich nicht gewähren kann," antwortete Lothar kalt und bestimmt. „Ich schlage mich nicht."

„Canitz, was sagst Du?" riefen die beiden Cameraden, indem sie ihn mit Blicken der Mißbilligung und Ueberraschung ansahen. „Wenn Du das Duell verweigerst, so mußt Du Deinen Grund angeben."

„Ich habe keinen andern als daß ich beschlossen habe mich nicht zu schlagen."

„Dieß ist kein annehmbarer Grund."

„Es ist der einzige den ich habe."

Troz aller weitern Gründe die sie vorbrachten, troz aller Vorstellungen daß er kein Recht habe Tage auf diesen Grund hin Genugthuung für den erlittenen Schimpf zu verweigern, blieb Lothar unerschütterlich. Die Offiziere entfernten sich, nachdem sie offen erklärt hatten daß sie Lothars Benehmen als ein solches betrachten das die Mißbilligung sämmtlicher Cameraden erregen müsse.

Wir wollen jezt bei Schuldfried einen Besuch machen, der in die gleiche Zeit mit diesen Ereignissen fällt. Sie war an diesem Tag ungewöhnlich früh aufgestanden und hatte mit besonderer Sorgfalt ihre Toilette gemacht. Heute sollte ja er kommen. Schuldfried lächelte ganz glücklich ihr reizendes Bild an, sie freute sich daß sie schön war, und das Gefühl ihres Glückes machte sie noch schöner. Ihre ganze

Seele war von Hoffnung erfüllt. Schuldfried hegte, im Widerspruch mit allen andern Verliebten, keine unruhige Befürchtung daß Lothars Herz sich verändern könnte. Seit dem Augenblick wo er sein Wegbleiben von dem Rendezvous in Neapel damit erklärt hatte daß ihm ihr Brief nicht rechtzeitig zugekommen sei, war Schuldfrieds ganzer Glaube an die Tiefe und Unerschütterlichkeit seiner Liebe zurückgekehrt. Er liebte, das sagte ihr das eigene Herz; er liebte, dessen war sie so gewiß daß weder Lothars kalter Ton noch seine bittern Worte, noch sonst Etwas auf diese Ueberzeugung einzuwirken vermochten. Sie war auch vollkommen sicher daß er der Einladung Folge leisten und kommen würde. Sie war so froh bei dem Gedanken daß Alles zwischen ihnen jezt klar werden sollte. Sie wollte ihn für das Vergangene und all den Schmerz den sie ihm verursacht um Verzeihung bitten; er würde verzeihen und sie lieben wie früher. Ihr ganzes Leben wollte Schuldfried ihm weihen, glücklich sich dem Manne opfern zu dürfen den sie so innig, so über Alles liebte.

Die Zeit, welche Flügel hat wenn wir glücklich sind, erscheint wie eine Kröte wenn wir mit Ungeduld Etwas erwarten. Schuldfried gebot ihrem unruhigen Herzen Stillschweigen; sie bot alle ihre Kraft auf um ruhig zu sein, aber es wollte nicht gelingen. Mit glühenden Wangen lauschte sie auf das geringste Geräusch. Plözlich läutete es; das ist er. — Tritte wurden im Salon gehört, die Thürvorhänge gingen in die Höhe und — Anaise erschien mit einem Brief den sie Schuldfried überreichte. Die

Hand zitterte die ihn empfing und erbrach. Darin standen folgende Zeilen:

„Auch heute wird Schuldfried vergebens auf Lothar warten, und morgen ist seine Ehre so befleckt, daß er der Frau die ihm ihren Künstlerruf opfert und zu deren Füßen er sterben zu dürfen wünschte, nicht mehr unter die Augen treten kann oder darf. Ein Fluch ruht auf

„Lothar."

Gegen Mittag trat Natalie unangemeldet bei Schuldfried ein. Die bezaubernde Gräfin sah betrübt aus.

„Ich komme," rief sie, „um Dir einen höchst fatalen Vorfall zu erzählen der gestern statt fand und wobei Canitz keinen besonders schönen Character an den Tag legte."

„Dann ist die Sache bedeutend entstellt worden," sagte Schuldfried, welche der Besuch der Gräfin belästigte.

„O nein, nicht im mindesten; ich habe die Geschichte von dem unglücklichen Gegenstand seiner Grobheit, Deinem Vetter, Lieutenant Aberney."

„Hat Canitz sich gegen Tage vergangen?"

„Allerdings, und zwar vor einer Gesellschaft von dreißig bis vierzig Personen."

„Dieß verträgt sich nicht mit dem Character des Barons Canitz," versicherte Schuldfried lebhaft.

„So unverträglich es sein mag, so ist es dennoch geschehen. Die Offiziere der Flotte gaben gestern Abend einigen Fremden zu Ehren ein Mahl wobei die Rede auf ein Frauenzimmer fiel, über welches Canitz sich ganz anders äußerte als Aberney. Als

der leztere seine Behauptung verfechten wollte, versezte ihm Canitz einen schimpflichen Schlag ins Gesicht. Die Anwesenden verlangten sogleich die Entfernung des Barons aus der Gesellschaft. Heute früh hat Aberney ihm eine Herausforderung zugeschickt, die er anzunehmen verweigerte, ohne einen Grund dafür anzugeben. Dieses im höchsten Grad unritterliche Benehmen wird zur Folge haben daß die Offiziere der Flotte nicht mehr mit einem Menschen dienen wollen, der sich auf die Forderungen der Ehre so schlecht versteht. Baron Canitz muß seinen Abschied nehmen. Schon heute Abend werden wir die scandalöse Geschichte in allen Zeitungen zu lesen bekommen."

„Hat Tage Dir Alles das gesagt?" fragte Schuldfried bleich und mit hochgehaltenem Haupte.

„Allerdings."

„Ich beklage von ganzem Herzen daß Tage die Forderungen seiner eigenen Ehre so schief auffaßt, daß er Dinge ausbreitet die unter Cameraden vorgefallen sind."

„Canitz besizt keine Cameraden mehr in der schwedischen Armee," fiel Natalie stolz ein.

„Dabei hat nur die schwedische Armee verloren." Schuldfried sah auf ihre Uhr und bemerkte: „Du wirst entschuldigen, beste Natalie, aber ich muß mich ankleiden um auszufahren."

Natalie bereitete sich zu gehen.

„Weißt Du was, Frida," sagte sie, „es wundert mich daß Du so wenig Theilnahme und Herz für Deinen alten Jugendfreund zeigst, daß Du ihm gegen einen Fremden Unrecht gibst."

„Tage ist in diesem Augenblick meinem Herzen fremder als Canitz. Ueberdieß, Natalie, weiß ich daß, wenn lezterer sich übereilt hat, dieß darum geschehen ist, weil der Erstere sich einer sehr tadelnswerthen Handlung schuldig machte.“ Schuldfried reichte der Gräfin die Hand zum Abschied, und nach einigen weiteren flüchtigen Worten zwischen ihnen eilte Natalie in ihre Wohnung hinab, um zu überlegen ob es nicht möglich sei einer Annäherung zwischen Schuldfried und Lothar Hindernisse in den Weg zu legen. Die Gräfin huldigte der Theorie: Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Schuldfried ihrerseits begab sich sogleich zu Aberney. Nach einer längeren Besprechung verließen sie beide seine Wohnung. Schuldfried begab sich nach Hause zurück und der Professor ging zu Lieutenant Steen, um von ihm als Unparteiischem den wahren Sachverhalt zu erfahren.

Auch dieser Tag nahm ein Ende. Der Abend kam so mild und so stille. In Stockholms Kirchen läutete es; es war sieben Uhr. Der Holm lächelte so freundlich in seiner grünen Pracht auf der blauen Wasserfläche. Die Menschen, diese Kinder der Unruhe, hatten ihre Tagesarbeit vollendet, und man sah ein Boot ums andere nach dem Thiergarten fahren. Ein zierlicher Wagen fuhr ganz behutsam über die Holmbrücke und bis vor das Haus wo Lothar wohnte. Dort blieb er stehen und heraus stiegen zwei Damen wovon die Eine einen dichten Flor trug. Sie begaben sich nach der Wohnung des jungen Lieutenants. Die Unverschleierte ging

voraus und öffnete die Thüre des Vorsaales, wo ein Bedienter auf seinem Stuhle schlief.

„Ist der Baron zu Hause?“ fragte sie in kaum verständlichem Schwedisch.

„Ja,“ lautete die Antwort.

„Ist er allein?“

„Ganz allein. Wen darf ich anmelden?“

„Sie brauchen nur ein Frauenzimmer zu melden,“ antwortete die verschleierte Dame, indem sie ihm einen Bankschein in die Hand legte mit den Worten:

„Gehen Sie voraus, ich folge Ihnen.“

Der Bediente gehorchte einer Aufforderung die von einem so rührenden Beweis von Freigebigkeit begleitet war. Die Dame flüsterte ihrer Begleiterin Etwas zu, worauf sie durch die Arbeitsthüre verschwand. Am Cabinet angekommen meldete der Bediente:

„Eine Dame wünscht den Herrn Baron zu sprechen.“

„Laß sie hereinkommen,“ hörte man Lothar antworten.

Der Bediente trat auf die Seite mit den Worten:

„Haben Sie die Güte einzutreten; der Herr Baron ist drinnen.“ Er schloß die Thüre hinter ihr.

Lothar wandte sich gegen die Eintretende, die in diesem Augenblick ihren Flor erhob. Er sprang auf und rief:

„Schuldfried!“

Zum zweiten Mal betrat Schuldfried die Wohnung Lothars. Zwischen ihrem ersten Besuch und

diesem lagen sechs Jahre. Das erste Mal kam sie um alle ihre schönen freundlichen Träume zerstört und sich selbst, ein unwissendes und unerfahrenes Kind, in einen Wirbel von Ereignissen geworfen zu sehen, von denen sie sich kein klares und anschauliches Bild machen konnte. Jezt, — jezt — kam sie mit einem Herzen voll von Glauben und Hoffnung, fest entschlossen die düstersten Schicksale des Lebens mit ihm zu theilen, glücklich und selig wenn sie nur an seiner Seite bleiben durfte. Das erste Mal verstieß sie ihn; jezt kam sie um ihm ihr Herz zu schenken. Ob er ihre Gabe wohl annahm?

In das abgesonderte Haus hinter dem Hopfengarten wollen wir den Leser an demselben Abend einführen wo Schuldfried sich nach dem Holm begab. In einem einfach möblirten Zimmer finden wir die Dame die Lothar seine Mutter nennt. Sie sizt in einen Sopha zurückgelehnt und bedeckt das Gesicht mit ihren Händen. Sie weint. Neben ihr hat Tante Sara Plaz genommen.

„Ich begreife Deine Betrübniß nicht," sagte Sara; „Alles ist ja glücklich und gut gegangen, besser als ich zu hoffen wagte."

„Ach sprich nicht so," stammelte die Dame; „nur ich selbst weiß wie unrecht ich gehandelt habe."

„Unrecht," wiederholte Sara und sah ganz verwundert drein.

„Ja." Jezt erhob die Dame ihren Kopf und betrachtete Sara. „Aber laß uns nicht davon reden, sondern von ihm. Schuldfried könnte also

sein Glück machen; ihr Verlust wird seinen Character zu Grunde richten."

„Das ist meine Ueberzeugung; seit sie ihm ihre Hand verweigerte, war er ganz toll. Er hat gesagt er werde ein Elender werden, er habe Nichts wofür er leben könne." Sara führte ihr Nastuch an die Augen, während sie mit zitternder Stimme fortfuhr: „Der arme Junge wird gewiß Hand an sein Leben legen. Ach, er hat ein so reiches und warmes Herz und er hat Schuldfried so innig und treu geliebt, daß sie ihn jezt ganz unglücklich gemacht hat."

„Weiß Schuldfried wie viel Böses ihm die Verweigerung ihrer Hand bereitet hat?"

„Ja leider. Dessenungeachtet hat sie mir auf meinen Brief folgende Zeilen geantwortet." Sara überreichte der Dame einen Brief welchen diese mit gerührtem Herzen öffnete und las:

„Liebste Tante!

„Es war schon der Mühe werth Dich so böse zu geberden, weil zwei junge Männer in Streit geriethen, wenn auch ich der Zankapfel bin. Ein Duell kommt nicht zu Stande, soviel kann ich Dich versichern; dieß ist auch Alles was ich versprechen kann, denn Deinem Wunsche gemäß ganz romantisch mich selbst opfern und Tage meine Hand geben, das kann und will ich nicht. Hier hast Du meine Gründe. Als ich vor sechs Jahren Tage mein Versprechen gab, geschah es weil meine Mutter mich darum bat; ich kannte damals mein Inneres nicht. Jezt, Tante, liebe ich Tage nicht, und ich werde niemals die Gottlosigkeit begehen ohne Liebe zu heirathen. Ueberdieß wirst Du mir verzeihen, wenn ich es kläglich

von einem Manne finde daß er den Verlust einer Frau die er zu lieben glaubt nicht ertragen kann, sondern wie ein Kind darüber klagt und Andere als Vertheidiger in einer Sache aufstellt die ihm selbst mißglückt ist. Geschehe was da wolle, Tage wird niemals derjenige mit dem ich mein Schicksal vereinige. Dieß ist mein unveränderlicher Entschluß.

„Jezt, Tante, kein Wort mehr von der Sache. Ich beklage Tage; weniger darum weil er mich liebt, als darum weil er schwach und nicht sehr ritterlich ist. Man hat mir den Auftritt zwischen ihm und Baron Canitz erzählt. Lezterer zeigte sich damals wie immer als echter Gentleman. Gott segne ihn dafür. Das wünscht

„Deine ergebene
„Schuldfried."

Langsam legte die Dame den Brief zusammen und reichte ihn der Alten mit den Worten:

„Schuldfried ist und bleibt für Tage verloren."

„Aber wenn dieser unglückselige Canitz bestimmt werden könnte . . ."

„. . . sie nicht zu lieben?" fiel die Dame mit einem betrübten Lächeln ein. „Nein, so weit erstreckt sich keines Menschen Gewalt über ihn. Alles kann dieser Mann opfern, nur seine Liebe zu Schuldfried nicht. Welche Macht besizt sie nicht über die Herzen die ihr einmal gehört haben!"

Tante Sara öffnete den Mund um zu antworten, als ein älterer Dienstbote eintrat und in gebrochenem Schwedisch sagte:

„Ein Herr will Sie besuchen, Madame."

„Du weißt ja daß ich keine Besuche annehme.“

„Aber er sagte, wenn ich ihn nicht anmelde oder hineinlasse, so werde er sich mit Gewalt Bahn brechen.“

„Dieß waren meine Worte,“ sprach eine klare Stimme hinter der Dienerin. Die Dame und Sara blickten hin. Lezterere rief erschrocken:

„Victor!“

Die Dame wurde todtenblaß und vermochte sich nicht zu rühren. Sie deutete nur mit einer Bewegung an daß die Dienerin sie allein lassen solle.

In Nataliens reizender Sommerwohnung finden wir drei Personen beisammen. Sie waren indessen nicht da um den schönen Abend zu genießen, sondern saßen in dem Salon eingeschlossen, dessen grüne Jalousien vorgezogen waren, so daß nur ein matter grünlicher Schein in das elegante Zimmer hereindrang.

„Dieß ist also Madame Dorbinos Familiengeschichte,“ sagte die Gräfin Natalie, die eine von den dreien war. „Sie ist sehr düster; aber leider findet sich darin Nichts was einen Schatten auf sie selbst wirft. Sie steht rein und makellos wie die Unschuld selbst am Grabe ihrer verbrecherischen Mutter.“

„Wahr, aber Baron Canitz weiß nicht daß diejenige die er liebt die Tochter der Giftmischerin ist,“ fiel Doctor Wagner ein, welcher der Zweite im Bunde war. „Welchen Einfluß diese Mittheilung auf sein stolzes Gemüth haben kann ist ungewiß.“

„Aber, mein Gott, sie wird seine Gefühle nicht erschüttern können," fiel Tage ein, welcher der Dritte war. „Er mit seinem übermüthigen Character wird seinen Namen für genügend halten um jeden Schatten zu verwischen der an Schuldfrieds Namen kleben könnte. Im Uebrigen vergißt man Alles wenn man liebt."

„Das ist freilich wahr; aber es gibt gewisse Familienverhältnisse die bedeutend auf ihn einwirken könnten, im Fall er erführe wessen Tochter Madame Dorbino ist."

„Warum haben Sie ihm das nicht gesagt?" fragte Natalie.

„Darum weil es nicht in meinem speziellen Plane lag."

„Sie müssen uns erklären, in welchem Fall die Nachricht daß Harm Aberney die Mutter Schuldfrieds ist, auf Canitz einwirken könnte," sagte Tage und stützte den Kopf in seine Hand.

„Der Bruder des Generals Canitz, der Legationssecretär, heirathete nämlich Edith Ehrmann, die Schwester Harms. Diese Verbindung, die Anfangs ein Geheimniß war, verursachte, als sie bekannt wurde, eine schreckliche Bestürzung, weil der Legationssecretär mit einer reichen und hochgebornen Russin verlobt war. Die Folge war für ihn selbst und die junge Frau eine Verbannung nach Sibirien, ein Werk des Generals, welcher dadurch der einzige Besizer von Kronbrück wurde. Dieß geschah in Lothars frühester Kindheit. Eines Tags erhielt Lothar, während er sich auf einer deutschen Universität aufhielt, einen Brief durch einen reisenden Engländer. Er

kam von seinem Onkel, der ihn dem Engländer übergeben hatte welcher Sibirien bereiste. Der Legationssecretär lag damals in den lezten Zügen. Der Britte hatte versprochen das Schreiben auf die eine oder andere Weise dem S o h n e des Generals Canitz in die Hände zu schaffen. In Petersburg erfuhr der Engländer daß der junge Baron sich in Heidelberg aufhielt, und begab sich dahin um sein Versprechen gegen den Sterbenden zu erfüllen. Der Brief enthielt eine kurze Erläuterung über die Ursache der Verbannung, nebst einer innigen Bitte an Lothar daß er die Aufhebung dieser Strafe für die Frau des Legationssecretärs auswirken möge, die, wenn der Brief in seine Hände käme, ganz sicher Wittwe wäre.

Lothar schrieb sogleich an den General und schickte ihm den Brief seines sterbenden Onkels, mit dem Bemerken daß er, wenn sein Vater nicht unverzüglich auswirke daß die Wittwe des Verstorbenen aus Sibirien komme, niemals nach Rußland zurückkehren, sondern sich eine Kugel durch den Kopf jagen würde. Der General, der aus vielen Gründen äußerst besorgt um das Leben seines Sohnes war, namentlich auch weil das von seiner Frau ererbte Vermögen aus Fideicommissen bestand die er verlor wenn der Sohn starb, versprach mit umgehender Post die Befreiung seiner Schwägerin aus Sibirien. Dagegen forderte er seinem Sohne das Versprechen ab sich nie und unter keinen Umständen mit der Familie seiner Schwägerin in eine Verbindung einzulassen. Lothar gelobte dieß seinem Vater. Ich besize sogar den Brief worin er das Versprechen abgab."

„Nun," fiel Tage ein, „kam Edith aus Sibirien?"

„Ja, sie wurde über die russische Grenze geschickt, mit der Erklärung daß sie jedes Land außer dem Umkreis des russischen Reiches und seiner Besizungen zum Aufenthalt wählen könne. Ein Jahr darauf soll sie in Frankreich gestorben sein."

„Hatte sie keine Kinder?" fragte Tage.

„Meines Wissens nicht," antwortete der Doctor.

Es entstand eine Pause. Die Gräfin unterbrach sie:

„Sie glauben also daß ein Versprechen gegen einen längst verstorbenen Vater dem Baron Canitz so heilig sein werde, daß es ihn bestimmen könne einer Verbindung zu entsagen die sein Herz wünscht?"

„Ich glaube an nichts, Gräfin; aber ich versuche Alles wenn ich ein Ziel erreichen will. Baron Canitz hat sich in den lezten Zeiten zur Lebensaufgabe gemacht wie ein echter Spartaner Wort zu halten, selbst wenn ihn dieß seine liebsten Wünsche kosten sollte."

„Gut! Wir wollen sehen was wir thun können," sagte die Gräfin, indem sie sich erhob. „Sie, lieber Doctor, haben mir des Barons Liebe zu Madame Dorbino mit so lebhaften Farben geschildert, daß ich nicht weiß was ich von seinem kalten und sonderbaren Benehmen gegen sie auf der einen und seiner lebhaften Vertheidigung ihrer Ehre auf der andern Seite denken soll. Er kann also aus seiner Rolle fallen."

„Der lezte Vorfall beweist ja daß er sie noch liebt," rief Tage. „Seine Weigerung sich zu schla-

gen beweist daß er ihre Ehre nicht durch ein Duell bloßstellen will.“

„Ganz und gar nicht,“ fiel der Doctor ein, „sondern einzig und allein daß er sein einmal gegebenes Wort sich nicht mit Ihnen zu duelliren nicht brechen will, oder auch daß er Sie einer solchen Ehre nicht würdig findet.“

„Nein, Doctor, jezt sind Sie auf dem Holzweg,“ fiel die Gräfin ein. „Es ist irgend ein geheimer mächtiger Grund vorhanden der ihn zu dieser Handlungsweise bestimmt hat.“

„Möglich.“ — Der Doctor nahm seinen Hut und bereitete sich zum Gehen. Die Gräfin begleitete ihn ins nächste Zimmer.

„Doctor,“ sagte Natalie, indem sie ihren Arm auf den Arm des Arztes legte, „ich muß dieses Weib um jeden Preis aus meinem Wege schaffen. Ach wie gründlich ich sie jezt verabscheue!“

„Und ihn liebe,“ ergänzte der Doctor.

„Still und hören Sie mich an: Sie müssen mir helfen sie aus dem Wege zu schaffen, aber so daß es aussieht als ob sie mit dem Narren da drinnen fortgereist wäre.“ Natalie nickte mit dem Kopf gegen das Zimmer wo Tage sich befand.

Der Doctor betrachtete sie eine Weile wie wenn Natalie ihm eine Idee eingegeben hätte. Darauf antwortete er lächelnd:

„Wenn der Satan eine recht höllische Idee auf den Weg bringen will, so läßt er sie von einem Weiberhirn ausgehen. Sie haben mir den Faden zu Etwas gegeben was uns sehr schnell zu dem gewünschten Ziele führen kann. Leben Sie wohl, ich

entferne mich jezt, um Ihnen einen Plan mitzutheilen sobald ich ihn fertig habe."

Der Doctor ging und Natalie kehrte zu Tage zurück.

Am folgenden Morgen, unmittelbar nachdem Tage aufgestanden war, kam der Professor zu ihm. Aberneys Stirne war finster und sein Blick streng.

„Was ist zwischen Dir und Caniß vorgefallen?" fragte der Professor indem er seinen Adoptivsohn betrachtete.

„Ein Streit der mit einer Beleidigung von seiner Seite endete," antwortete Tage mit einem ganz unerschrockenen Blick auf den Vater.

„Um was handelte es sich?" — Aberneys Brauen waren gerunzelt.

„Um ein Frauenzimmer."

„Um welches Frauenzimmer? Ich will ihren Namen wissen."

„Ah pah! ich glaube daß ich in meinem Alter mich nicht mehr über meine Handlungen zu verantworten brauche," sagte Tage trozig; „ich bin kein Junge mehr."

„Aber Du benimmst Dich wie ein Lümmel."

„Papa!" rief Tage indem er sich erhob.

„Schweig und höre wohl was ich Dir zu sagen habe. Ich kenne den Namen des Frauenzimmers das Du nicht nennen willst." Der Professor kreuzte seine Arme und fuhr in strengem Tone fort: „Wie nennt man den Kerl der die Ehre eines Weibes bedroht sieht ohne seine Stimme zu ihrer Vertheidigung zu erheben? Man nennt ihn einen Mann ohne alle Begriffe von Ritterlichkeit. Wie nennt man Denjenigen

der in einem solchen Augenblick die Bekanntschaft und Verwandtschaft mit demselben Weibe verleugnet das er kaum zuvor zu lieben behauptet hat, während er der erste ist der sie im Stiche läßt wenn sie verläumdet wird? Nun, ihn nenne ich einen Mann ohne Ehre, würdig von jedem ehrenhaften Burschen einen schimpflichen Schlag ins Gesicht zu erhalten, ohne Recht dafür Genugthuung zu fordern." Der Professor legte seine Hand schwer auf die Schulter des Sohnes und fügte mit Nachdruck hinzu: „Ein solcher Mann bist Du."

Tage wurde todtenblaß und stand auf einmal aufrecht vor Aberney.

„Oeffne Deinen Mund nicht zur Vertheidigung oder zu stolzen Worten. Bei mir hilft das nichts; Du kannst Dich doch mit demjenigen nicht duelliren der Vaterstelle an Dir vertreten hat. Kleide Dich sogleich an. In einer Stunde muß Canitz die Genugthuung haben die Du ihm schuldest."

„Ich?" rief Tage mit funkelnden Augen. „Soll ich ihm Genugthuung geben, ihm der mich schimpflich geschlagen hat?"

„Ja, das sollst Du."

„Nie. Es gibt keine menschliche Macht die mich dazu zwingen kann. Ich bin der Beleidigte, und er muß sich entweder mit mir schlagen oder . . ."

„Seinen Abschied nehmen? Thörichter Junge, siehst Du denn nicht wie erbärmlich Du gehandelt hast?"

„Erbärmlich und in was? Ich habe gesagt daß ich nicht mit Schuldfried verwandt sei, und ich habe die Wahrheit gesprochen. Um zu wissen mit wem

ich verwandt bin, müßte ich zuerst wissen wessen Kind ich selbst bin."

„So. Ich hätte geglaubt daß Du, nachdem ich Dich adoptirt, Dir meinen Namen und alle Sohnesrechte gegeben, auch meine Nichte als Deine Cousine betrachten müßtest. Aber wir wollen davon abgehen. In einer Stunde sollst Du erfahren wessen Kind Du bist. Kleide Dich an."

Der Professor verließ das Zimmer seines Sohnes. Tage eilte seine Toilette zu vollenden. Ein eigenthümliches unruhiges Gefühl quälte ihn. Er wiederholte die Worte des Professors: „In einer Stunde sollst Du erfahren wessen Kind Du bist."

Tage hatte sich so wenig oder so ganz und gar nicht mit der Frage beschäftigt: Wessen Kind bin ich? daß es ihm ganz wunderlich vorkam jezt daran zu denken. Bis zu dem Tage wo Tante Sara ihn nach Junta kommen ließ, war er bei einer anständigen Familie in Helsingfors aufgewachsen, wo für ihn bezahlt wurde und er alle mögliche Sorgfalt genoß. Einige Male während dieser Zeit hatte ein älteres Frauenzimmer, das er bei seiner Ankunft auf Junta als Tante Sara erkannte, ihn besucht. Er hatte nie erfahren wie sie hieß, sondern nur daß sie eine Verwandte seiner verstorbenen Eltern sei. Man hatte ihm gesagt, diese seien in seiner zarten Kindheit verschieden. Als er mit vierzehn Jahren von Professor Aberney als Kind angenommen wurde, hielt er es für ausgemacht daß seine Eltern mit dem Professor verwandt gewesen seien. Er machte einige Fragen, bekam aber da von Aberney die ausdrückliche Weisung in dieser Beziehung Nichts erforschen

zu wollen, sondern mit seiner gegenwärtigen Stellung zufrieden zu sein. Seine Neigung zu Schuldfried und alle damit verknüpften Interessen machten auch daß er wenig oder gar nicht über sein Herkommen nachdachte, zumal da er es in älteren Jahren als ausgemacht annahm daß er irgend einer Schwäche Aberneys sein Leben zu danken habe. Jezt lenkte die Erklärung des Professors seine Gedanken ganz plözlich auf diesen von ihm vollständig vergessenen Gegenstand. Mit seiner Bemerkung daß er nicht wisse wessen Kind er sei, hoffte er Aberney selbst in Verlegenheit zu bringen.

Sobald Tage angekleidet war, trat er in den Saal hinaus, wurde aber ganz überrascht als er Aberneys Zimmer voll von Leuten fand wie wenn eine größere Einladung stattgefunden hätte. Noch mehr verwunderte er sich als er in diesen Gästen sämmtliche Cameraden erkannte die dem Auftritt am blauen Thor angewohnt hatten. Er begrüßte sie mit einer Miene als ob er fragen wollte: Warum seid ihr hier?

Sie beantworteten den Gruß mit einem ähnlichen fragenden Blick. Ganz vorn im Saal stand Lothar im Gespräch mit einem der Engländer die ebenfalls da gewesen. Professor Aberney stand mit Lieutenant Steen in der Mitte. Als er Tage erblickte, zog er seine Uhr heraus, warf einen Blick darauf und sagte mit vernehmlicher Stimme:

„Ich habe mir die Freiheit genommen, meine Herren, Sie aus Veranlassung des Streites hieher zu bitten der zwischen Baron Canitz und meinem Adoptivsohn stattgefunden hat." — Aberney

legte ein starkes Gewicht auf das Wort Adoptivsohn. — „Mit Verdruß sehe ich aus den gestrigen Abendzeitungen daß das Publicum eingeweiht worden ist, und daß dieser Streit gar zu unangenehme Folgen für Baron Canitz mit sich geführt hat. Ich habe deßhalb das begangene Unrecht wieder gut machen und über des Barons Weigerung sich zu schlagen eine Erklärung abgeben wollen, die sein Zartgefühl ihm nicht gestattete. Die meisten der Herren werden vermuthlich zugeben daß mein Adoptivsohn den empfangenen Schlag verdient hat, wenn ich Ihnen mittheile daß Madame Dorbino meine Nichte und die Cousine von Tage Aberney ist. Seine Verleugnung einer Verwandtschaft mit ihr war also, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, eine höchst unedle Handlung von ihm. So schmerzlich es sein mag, muß ich gleichwohl gestehen daß die Zurechtweisung des Barons Canitz an ihrem Platze war, daß ich an seiner Stelle eben so gehandelt haben würde. Daß der Baron ein Duell mit einem Manne verweigerte der sich so unritterlich aufführte, halte ich für ganz recht, selbst wenn sich kein andrer Grund zu dieser Weigerung vorgefunden hätte.“

„Baron Canitz hat dieß nicht als Grund angegeben,“ fiel einer der Anwesenden ein. „Er hat bloß geantwortet er wolle sich nicht schlagen. Wir glauben ein solches Benehmen gegen einen Cameraden den er in so zahlreicher Gesellschaft beleidigte unvereinbar mit den Forderungen der Ehre. Will der Baron vor uns hier Versammelten seine Entschuldigung vorbringen und nimmt dieser sie an, so haben wir nichts weiter zu sagen; im andern

Fall sehen Sie wohl ein, Herr Professor, daß wir auf die Seite des Beleidigten treten und erklären müssen daß Baron Canitz sein und unser Camerad nicht mehr sein kann."

„Die Herren haben eigene Begriffe von Ehre," fiel Aberney mit einer gewissen Schärfe im Tone ein. „Aber wir wollen über verschiedene Ansichten nicht streiten, sondern zu der Erklärung übergehen."

„Herr Professor," fiel Lothar ein, „Sie sind mehr als edelmüthig daß Sie sich zu meinem Vertheidiger machen wollen; aber ich selbst will und werde mich nicht rechtfertigen; ich wünsche es nicht einmal. Ich verlasse die schwedische Flotte und reise nach England, mit der Hoffnung daß Lieutenant Aberney dann ohne Groll und Unmuth an einen Mann denken wird der in diesem Augenblick die zwischen uns vorgefallenen Feindseligkeiten beklagt. Lieutenant Aberney hatte als Beleidigter das Recht Genugthuung von mir zu erhalten. Ich habe sie verweigert und verlasse meinen Dienst . . ."

„Weil Sie sich nicht mit Ihrem Bruder duelliren wollen," fiel der Professor ein. „Mein Adoptivsohn, Tage Aberney, ist der jüngere Bruder des Barons Canitz. Sehen Sie da ein Familiengeheimniß das nur der Baron und ich wußten."

„Sein Bruder?" murmelte man.

„Ich sein Bruder!" rief Tage, indem er vorwärts stürzte. „Nein, das kann nicht sein."

„Wenn es nicht sein könnte, so hätte Victor Aberney nicht vor allen hier Versammelten gesagt daß es so sei; und nun, meine Herren, haben Sie die Lösung des Räthsels. Fordert die Ehre noch daß

Lothar Canitz seinem jüngern Bruder einen Degen durch den Leib stoßt oder eine Kugel durch den Kopf jagt, oder im glücklichsten Fall sich dasselbe von ihm thun läßt, so habe ich nichts weiter beizufügen."

Lothar stand an die Wand gelehnt. Er war bleich. Nach einigen Augenblicken hatten die Cameraden und Freunde ihn umringt um ihm als Zeichen ihrer Achtung die Hände zu drücken. Nachdem man dem Professor einige verbindliche Worte gesagt, bereitete man sich zu gehen.

Lothar trat dann in den Kreis der Anwesenden und sprach:

„Als Cameraden sind wir getrennt. Mein Beschluß die schwedische Flotte zu verlassen steht fester als je; daß ich es mit Beibehaltung Ihrer Achtung thun kann, ist mir lieb und dafür bin ich dem Professor Aberney verpflichtet. Ich werde mich stets seines Wohlwollens wie auch der Ehre im schwedischen Dienst gestanden zu haben würdig machen."

In Schuldfrieds reizendem kleinem Cabinet, bei offenen Fenstern und von den Frühlingswinden umkost, finden wir am Nachmittag desselben Tages Lothar und Schuldfried. Sie hat ihre Hand in die seinige geschlossen. Mit ihrer milden, melodischen Stimme erzählt sie wie folgt:

„In den ersten zwei Tagen, nachdem ich erfahren daß die unglückliche Harm Aberney meine Mutter war, betete ich viel. Ich fühlte mich namenlos unglücklich. Am dritten kehrte meine Mutter von ihrer Reise nach Abo zurück.

„Als sie in mein Zimmer trat und meine Blicke auf die düstern unheimlichen Züge fielen, hätte ich einen leidenschaftlichen Schmerzensruf ausstoßen mögen, so schrecklich qualvoll war der Eindruck sie wieder zu sehen, seit ich das schauerliche Geheimniß der Vergangenheit kannte. Als sie ihre Lippen an meine Stirne drückte, schloß ich die Augen, damit nicht mein Blick die Martern verrathen sollte die mein Herz zerfleischten.

„Sicherlich war dieß einer der bittersten und peinlichsten Augenblicke in meinem Leben. Ich die ich von meiner zartesten Kindheit an mit einem Gefühl religiöser Erfurcht zu meiner Mutter als zu einem höheren und vollkommeneren Wesen aufgeschaut, ich wußte jezt daß diese Mutter ein überlegtes Verbrechen begangen hatte. Es war als ob Verzweiflung meine Seele erfaßt hätte. Ich durchwachte die Nacht unter Thränen darüber daß ich ihr Gewissen nicht rein waschen könne, und unter Gedanken an die Zukunft. Die Gefahren die meiner Mutter drohten, falls derjenige der mir ihr Geheimniß geoffenbart es gegen andere Leute aussprach, standen lebhaft vor meiner Phantasie. Ach! damals mißtraute ich dem theuersten Freund meines Herzens," fügte Schuldfried mit einem sonnenwarmen Blick auf Lothar hinzu. „Die Betäubung worein der erste Schlag mich versezt hatte verschwand, und als der Morgen kam, war der Kampf ausgekämpft. Ich hatte gesiegt über die Bitterkeit in meinem Herzen, über den eisigen Eindruck und über den Schmerz selbst. Es war mir klar daß ich jezt handeln und meine Mutter vor allen traurigen Folgen ihres Verbrechens retten

mußte. Tante Sara hatte von ihrer Nichte Harm gesagt daß sie in Verdacht gestanden ihren ersten Mann vergiftet zu haben, daß sie nach dem Tode des zweiten eine Person sei deren Namen Onkel Aberney nicht hören wolle. Sein Unwille gegen sie war so groß daß er nicht einmal erlaubte von dem Kinde zu sprechen dem die verbrecherische Frau seines Bruders das Leben gegeben. Die Entdeckung wer Frau Smith sei, mußte also seiner Ergebenheit gegen mich den Tod bringen; so glaubte ich in meiner Unkenntniß dessen was zwischen ihm und meiner Mutter vorgefallen war. Mein Beschluß war gefaßt. Wir mußten fort, weit fort von diesem mir so theuren Fleck Erde. Wie dieß zugehen sollte, das wußte ich nicht recht. Weder meine Mutter noch Annika durften ahnen daß ich die Vergangenheit kannte.

„Mit vollkommener Seelenstärke und Energie begrüßte ich den Morgen; allen weichlichen Kummer über Etwas das sich nicht ändern ließ hatte ich weit von mir weggeworfen. Mit allen meinen Thränen vermochte ich ja den dunkeln Flecken am Leben meiner Mutter nicht auszuwischen. Mir, ihrer Tochter, stand es nicht zu den Stab über sie zu brechen. Nein, meine Pflicht gebot ihr so gut wie möglich beizustehen in der Reue und Betrübniß die an ihrem Innern zehrten.

„Als Annika heraufkam, fand sie mich zu ihrer Ueberraschung wieder hergestellt von meiner Unpäßlichkeit. Ich wünschte zu wissen ob meine Mutter den Pacht bezahlen könne. Annika erzählte mir nun daß der Kaufmann bei welchem der lezte Rest ihres

kleinen Capitals angelegt worden, wegen Schulden entflohen sei und uns zu wahren Bettlern gemacht habe. Meine Mutter hatte indeß jezt durch Verkauf ihrer Kleinodien das Geld für den Pacht erhalten.

„Während Annika mir diese Mittheilung machte, kam Doctor Wagner. Er schien im höchsten Grad verwundert daß er mich gesund fand, und sagte, nachdem er sich überzeugt hatte daß mein Puls ruhig sei, er wünsche unter vier Augen Einiges mit mir zu sprechen. Annika verließ uns und Doctor Wagner sagte mir nun, er habe schon lange die Absicht gehabt mich vor Baron Canitz zu warnen." Schuldfried lehnte ihr Haupt an Lothars Schulter und fügte mit kosender Stimme hinzu: „Ich war sehr, sehr böse damals; ich glaubte alles Ueble was man von meinem Lothar sagte."

„Und zwar just als er Leben und Blut hätte opfern mögen um Dir ein Leiden zu ersparen." Lothar beugte sich zu ihr hinab und versiegelte die Worte mit einem Kuß.

Schuldfried fuhr fort:

„Als der Doctor lange von Dir gesprochen, wie Du den Plan habest mich durch die Schuld meiner Mutter zum Eingehen auf Deine Wünsche zu zwingen, behauptete er mir freundschaftliche Rathschläge ertheilen zu wollen. Diese gingen dahin daß ich Finnland verlassen und mir mit meiner Stimme die ökonomische Unabhängigkeit verschaffen sollte die er mir zusicherte. Er erbot sich mir eine Empfehlung an einen ausgezeichneten Musiker in Frankreich, Herrn X., zu geben; er entwarf mir den Reiseplan, zählte mir die Mittel vor und übernahm es unsere Mobi-

lien aufs Allervortheilhafteste zu veräußern, damit ich sogleich Geld bekäme um nach Paris zu gelangen. Ich glaubte an die lockenden Beschreibungen des Schazes den ich an meiner Stimme besäße, und ich dankte ihm. Er hatte mir, ohne es zu wissen, eine Aussicht eröffnet um einen bereits gefaßten Beschluß auszuführen. Jezt blieb noch übrig die Zustimmung meiner Mutter zu erhalten. Ich sagte dem Doctor daß ich nicht wisse wie dieß zugehen solle. Er antwortete mir, wenn ichs zugebe, so wolle er mit meiner Mutter reden, und versprach bei seiner Ehre ihre Einwilligung auszuwirken. Er hielt Wort. Nachdem er eine Stunde mit meiner Mutter gesprochen, suchte er mich auf um mir zu sagen daß sie vollkommen damit zufrieden sei Finnland zu verlassen, und daß sie es mir anheimstelle wohin ich gehen wolle. Seit diesem Gespräch mit Wagner erschien mir meine arme Mutter noch scheuer, düsterer und unruhiger als zuvor.

„Acht Tage später hatten wir Finnland verlassen, ich mit einer Seele voll von tausend quälenden Gedanken, unglücklich bis in die Tiefe meines Herzens, aber bereit meinerseits für meine Mutter und ihre treue Begleiterin Annika zu arbeiten.

„Ach, als ich Ettorp den Rücken kehrte, ohne daß ein Wort von Dir mir sagte daß Du den Schmerz bereuest den Du mir verursacht hattest, da meinte ich eine Saite sei in meinem Innern gesprungen, und es war mir zu Muth als ob meiner Seele wärmste Gefühle bei Dir zurückblieben, obschon Alles mir Veranlassung gab Dich für einen herzlosen Egoisten zu halten, der alle Mittel aufbiete um seine

Wünsche zu erreichen. Ich meinte damals, wenn Du uns mit einer einzigen Zeile einige Theilnahme geäußert oder mich versichert hättest daß das traurige Geheimniß in Dir todt und begraben sei, so hätte ich mich glücklich gefühlt; aber nein, nicht ein Wort . . ."

„Ha dieser Wagner!" rief Lothar mit Erbitterung, „wie gräßlich viel Böses hat er nicht verschuldet! Ich werde ihm nie verzeihen daß . . ."

„Daß wir jezt glücklich sind," flüsterte Schuldfried lachend. „Die Seligkeit muß uns gut und nachsichtig machen; sie kann sich mit der Erbitterung nicht vertragen." Schuldfried blickte mit einem so schönen Ausdruck in die düstern Augen ihres Lieblings, daß dadurch eitel Sonnenlicht in seinem Blick hervorgerufen wurde. Nach einer Weile sezte sie ihre Erzählung fort:

„Einen Monat darauf waren wir in der Hauptstadt Frankreichs und noch einige Wochen später war meine Mutter — geisteskrank." Schuldfried lehnte ihr Haupt an Lothars Schulter; eine Pause entstand. Er schlang seinen Arm um ihren Leib und zog das junge Weib näher an seine treue Brust. Endlich flüsterte er zärtlich:

„Armer Engel!"

„Ach, Lothar, das war eine schauerliche Lage: allein, fremd, jung und unbekannt, ohne Freunde, mit einer schwachsinnigen Mutter, einer alten kranken Dienerin und ohne Mittel. Die unsrigen waren jezt erschöpft. Mit Schauder fühlte ich wie unbedacht mein Unternehmen war mich auf solche Art in ein fremdes Land zu wagen. Herr X., der einzige Mensch

an den ich eine Empfehlung besaß, war nicht in Paris zu finden. Er war nach England gereist wo er sich ein Jahr aufzuhalten gedachte. Ich hatte mich an die Wirthin des elenden Hotels wo wir wohnten um Rath gewandt, und sie machte den Vorschlag mir einen Plaz in einem Café zu verschaffen, um Abends zu singen. Ich lehnte dieses Anerbieten ab und wollte nach ihrer Anweisung bei einem der kleineren Theater eine Stelle suchen, aber auch dieß mißlang. Alle unsere Gelder waren zu Ende, wir schuldeten eine ganze Woche im Hotel, und die Verrücktheit meiner Mutter nahm mit jedem Tage zu. Ganz verzweifelt, weil unsere Wirthin erklärte daß wir ausziehen müßten wenn wir nicht bezahlten, faßte ich den Entschluß mich zu dem Singen in einem Café, wozu ich aufgefordert wurde, zu bequemen. Es war eines Abends. Ich hatte unserer Wirthin just meinen verzweifelten Plan mitgetheilt und war darauf in unser Stübchen zurückgekehrt. Ueberwältigt von Kummer begann ich zu singen, um die Angst in meinem Innern zu betäuben und das wahnsinnige Gerede meiner Mutter zum Schweigen zu bringen: denn sobald ich sang wurde sie still und lauschte. Heimweh hatte mein Gemüth ergriffen, Kummer und Mißmuth erfüllten meine Seele. Mein Herz verlangte nach Kronbrück, und ich sang, sang als wäre es mein Schwanengesang gewesen.

„Während ich auf solche Art meinem übervollen Herzen Luft schaffte, wurde die Thüre aufgerissen und ein Mann mit silberhellen Haaren trat hastigen Schrittes herein. Ich verstummte; meine Mutter

stieß einen gellen Schrei aus, und Annika sprang von dem Schemel empor worauf sie gesessen.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschrecke, sagte er auf französisch; aber ich ging vorbei, hörte eine wunderbar schöne Stimme, fragte wem sie gehöre, und erfuhr daß die Besizerin sich einen Plaz wünsche wo sie dieselbe verwerthen könne. Er sagte, er heiße Dorbino, sei Componist und habe großen Einfluß bei der königlichen Oper. Er werde mir gerne nüzlich sein wenn ich von meiner Stimme Gebrauch machen wolle. Später habe ich oft gedacht, die Vorsehung selbst habe Herrn Dorbino an dem anspruchslosen Hotel wo wir wohnten vorbei geführt, und zwar just in dem Augenblick wo ich mit Verzweiflung im Herzen die Lieder meiner Heimath sang; denn von dieser Stunde an war mein Schicksal verändert. Herr Dorbino wurde mein Lehrer, mein Vater, meine Stüze. Er verschaffte meiner Mutter einen Plaz in einer Privatanstalt für Geisteskranke, wohin Annika sie begleiten durfte. Mir öffnete er sein Haus, welchem seine ältere Schwester vorstand, die in ihrer Jugend Sängerin gewesen war. Ein Jahr später war ich Sängerin an der königlichen Oper in Paris, und reiste im Sommer nach England hinüber, wohin Herr und Fräulein Dorbino, die mir beide viel Zärtlichkeit schenkten, mich begleiteten. Herr Dorbino hatte eine Tochter besessen die ein hoffnungsvolles Talent war, mit einer Stimme wie die meinige. Einer seiner liebsten Wünsche war gewesen daß sie mit der Zeit eine ausgezeichnete Sängerin werden möchte. Der Tod entriß sie dem Vater mit siebzehn Jahren. In mir meinte er sie

wieder aufleben zu sehen. Als ich bei der königlichen Oper in Paris engagirt wurde, überredete er mich seinen Namen anzunehmen, weil dieß ihm die Illusion gewähren würde daß seine Tochter noch lebe, und daß meine Erfolge die ihrigen seien. Als ich von London nach Paris zurückkam, fand ich meine Mutter von ihrer Gemüthskrankheit wieder hergestellt, aber sehr schwach. Ich ließ sie sogleich in meine Wohnung bringen, in dasselbe Haus wo Herr Dorbino wohnte. Die Aerzte erklärten daß sie nur noch wenige Wochen zu leben habe. Ein Paar Tage nach ihrem Einzuge bei mir bat sie mich um Schreibzeug. Sie schrieb einen langen Brief welchen Annika auf die Post schaffen mußte. Nach einigen Wochen, als meine Mutter so angegriffen war, daß wir jeden Augenblick auf ihr Ende warteten, meldete man mir ein Frauenzimmer frage nach Frau Smith.

„Das ist sie! rief meine Mutter und sezte sich hastig im Bette auf. Nach einigen Augenblicken lag sie in den Armen einer hochgewachsenen Frau. Ich ließ sie allein beisammen; eine Ahnung sagte mir daß die Fremde meine Tante Edith sei.

„Als es wieder Tag wurde, hatte Harm Aberney aufgehört zu leben. Wie ein Engel des Trostes saß Edith Ehrmann an der Seite ihrer Schwester. Meine Mutter hatte in ihr Grab niedersteigen dürfen, ohne zu ahnen daß ich ihr Verbrechen wußte.“

„Weißt Du, Schuldfried, wessen Mutter diese Edith ist?“ fragte Lothar, indem er heftig ihre Hand ergriff.

„Ja, sie sagte mirs. Sie ist die Mutter Lothars.“

„Du kennst also ihre Geschichte?“

„Nein, sie theilte mir bloß mit daß sie Deine Mutter sei, daß aber dieß ein Geheimniß für die Welt bleiben solle. Sie erzählte mir auch wie sie gerade zur rechten Zeit um Dich an der Ermordung Wagners zu verhindern, nach Kronbrück gekommen sei. Als ich davon sagte daß Dein Verwalter gedroht habe meine Mutter aus Ektorp wegzujagen, erklärte sie mir daß Du davon ganz und gar nichts wüßtest. Jezt standest Du vollkommen rein vor meiner Seele da. Als ich in der Erinnerung Dein ganzes Benehmen durchging, sah ich ein wie übel ich gegen denjenigen gehandelt der mich so innig geliebt hatte. Mein Herz wurde von dem glühendsten Wunsch ergriffen zu Dir zu eilen, mich zu Deinen Füßen zu werfen und mein Unrecht abzubitten; aber Deine Mutter sagte mir, Du seiest in englische Dienste getreten und mit einem brittischen Geschwader nach Indien gesegelt. Als meine Mutter beerdigt war, reiste Tante Edith ab. Sie versprach mich zu benachrichtigen sobald Du von Deiner Reise zurückkehren würdest, aber sie hat nicht Wort gehalten. — Annika starb bald nach meiner Mutter.

„Ein Jahr nach dem Tode meiner Mutter erlag auch Herr Dorbino einem schweren Brustleiden das zehn Jahre lang an seinem Leben gezehrt hatte. Sechs Wochen hindurch wachten ich und seine Schwester bei ihm. Auf seinem Todtenbett ließ er sein Schicksal mit dem meinigen vereinigen, damit ich das Recht haben sollte einen Namen zu führen, von welchem er glaubte daß ich ihm Ehre machen würde. Er theilte sein Vermögen zwischen mir und seiner Schwester, stellte aber die Bedingung daß ich noch

einige Jahre bei der königlichen Oper in Paris bleiben müsse, und mich nie bei einem andern Theater engagiren lasse, obwohl ich in den Ferien auch auf andern Bühnen in Europa auftreten und Gastrollen geben könne, damit der Name Dorbino so berühmt werde wie er es verdiene. Ich gab dieß Versprechen; es war das Geringste was ich meinem und meiner Mutter Wohlthäter zu Liebe thun konnte.

„Ein Jahr später kam Herrn Dorbinos Nichte, die Gräfin Reinstein, nach Paris. Damals machte ich ihre Bekanntschaft. Im folgenden Sommer trafen wir uns in Rom und reisten von da aus zusammen nach Neapel. Von Deiner Mutter erhielt ich niemals Nachrichten. Ich hatte ihr unter der Adresse die sie mir gab geschrieben, aber ohne eine Antwort zu erhalten.

„Der Zufall wollte daß ich während meines Aufenthaltes in Neapel erfuhr daß Du Dich am Bord der Fregatte Carolina befandest. Wie ich handelte weißt Du, eben so auch daß wiederum zwei Jahre vergingen, bevor ich den Muth hatte noch einen Annäherungsversuch an Dich zu machen; aber da Natalie in allen ihren Briefen von Dir und Onkel Aberney sprach, so wurde es mir unmöglich noch länger von euch Beiden getrennt zu leben. Ich reiste nach Schweden, mit dem festen Entschluß das Herz wieder zu gewinnen das einst mein gewesen und für dessen Besitz kein Opfer mir zu groß war . . .“

Abends, als Lothar von Schuldfried heimkam, erhielt er nachstehenden Brief:

„Herr Baron!

„Wenn Sie morgen frei sind, so beehren Sie mich mit einem Besuch. Ich wünsche von Ihnen einen Aufschluß zu erhalten, um welchen ich sonst Niemand angehen möchte.

„Mit Achtung

„Natalie Reinstein."

Lothar leistete der Einladung Folge und fand sich bei Natalie ein. Er traf die junge Gräfin ganz allein.

„Sind Sie sehr verdrießlich über mich, Herr Baron, daß ich Ihre Zeit so in Anspruch nehme?" sagte sie mit ihrem verführerischsten Lächeln und ihrer kindlichsten Miene.

„Gräfin, ich bin über ein schönes Frauenzimmer nie verdrießlich," antwortete Lothar verbindlich.

„Ein Zufall hat mich genöthigt Sie um diesen Besuch zu bitten. Bei der Revision einiger Papiere meines Mannes fand ich unter anderm einen Brief. Auf dem Rand standen die Worte: Gefunden im Hotel N. in Berlin. Der Brief ist russisch geschrieben, und ich wünschte daß Sie als Kenner dieser Sprache mich darüber aufklären möchten ob er möglicher Weise einen Werth für mich haben kann." Die Gräfin überreichte den Brief.

Lothar empfing ihn ohne alles Mißtrauen; aber während des Oeffnens wechselte er die Farbe und warf seine durchdringenden Blicke auf die Gräfin.

„Haben Sie dieß wirklich unter den hinterlassenen Papieren des Grafen gefunden, Madame?"

„Ja, wie ich sage.“

„Sie wissen also nicht von wem oder an wen der Brief ist?“ Lothar lächelte.

„Nein, ich verstehe nicht russisch und deßhalb belästigte ich Sie.“

„Es wundert mich daß die Wahl auf mich fiel. Warum nicht eben so gut auf den Dr. Wagner? er liest auch russisch.“

„Der Doctor ist verreist, wissen Sie es nicht?“

„Nein, ich weiß kein Wort davon. Gestehen Sie daß sich das sehr sonderbar trifft.“ Jezt lachte Lothar und sah Natalie mit einem Blicke an, der auch bei dieser künstlich verhärteten Natur das Blut in die Wangen trieb.

„Baron Canitz, ich verstehe Ihr Benehmen und Ihre Worte nicht,“ sagte Natalie, indem sie eine stolze Haltung annahm.

„In diesem Fall, meine gnädige Gräfin, wollen wir zur Lesung des Briefes schreiten, der an Niemand anders als an mich gerichtet und von General Canitz ist. Ich war fünfzehn Jahre alt als ich ihn erhielt. Wollen Sie den Inhalt hören?“

„Wenn der Brief an Sie ist, so habe ich ja kein Interesse dabei zu erfahren um was es sich handelt.“

„Vielleicht wissen Sie es bereits?“

„Herr Baron, ich glaube Sie vergessen die Forderungen der Artigkeit,“ rief Natalie.

„Nein, Gräfin, das thue ich nicht; aber ich möchte wünschen daß Sie und ich die Masken abwärfen. Sie haben diesen Brief nicht nach dem Tode Ihres Mannes gefunden, Sie haben ihn von Dr. Wagner

erhalten. Warum und zu welchen Zwecken, das begreife ich nicht."

„Nun wohl, ich habe ihn wirklich von Dr. Wagner erhalten," rief Natalie, welche einsah daß eine gutgespielte Aufrichtigkeit hier an ihrem Plaze war. Er hat ihn mir mit dem Wunsche gegeben daß ich ihn in Ihre Hände bringe, Sie jedoch dabei an das Versprechen erinnern solle das Sie Ihrem Vater gegeben haben."

„Warum gab er Ihnen einen solchen Auftrag?" fragte Lothar kalt.

„Aus dem einfachen Grund weil er meine Ergebenheit gegen Sie kennt."

„Sie sind allzu gütig!" Lothar verbeugte sich.

„Er weiß auch daß Sie ihm mißtrauen, und deßhalb wünschte er Ihnen durch eine andere Hand die Nachricht zukommen zu lassen daß Madame Dorbino eigentlich nicht Smith heißt, sondern . . ."

„. . . . Aberney," fiel Lothar ein. „Ich weiß das."

„Wissen Sie auch daß ihre Mutter . . ."

„Die Schwester von Edith Ehrmann war, die den Legationssecretär Canitz heirathete. Ja, Frau Gräfin, Alles das weiß ich."

„In diesem Fall war Dr. Wagners Unruhe darüber daß Ihre frühere Neigung zu Madame Dorbino wieder aufflammen könnte ungegründet."

„Vollkommen!" — Lothar lächelte. „Der gute Doctor glaubte mich also von meiner Herzensschwachheit retten zu können, indem er mich darüber aufklärte daß Madame Dorbino einer Familie angehöre

mit der ich keine Verbindung einzugehen versprochen habe."

„Er hegte die feste Ueberzeugung daß Baron Canitz niemals einem Versprechen untreu werde, und am allerwenigsten einem solchen das er seinem verstorbenen Vater gegeben. Dieses muß heilig sein."

„Ja, ein Versprechen gegen meinen Vater würde das immer bleiben." Lothars Stirne legte sich in einige Falten; „aber, Frau Gräfin, da Sie mich mit so viel Güte und Wohlwollen erfreuen, so haben Sie den Doctor gewiß auch um die Gründe gefragt, warum ihm so viel daran liegt daß ich mein Wort halte. Hat der Doctor persönlich Etwas gegen Madame Dorbino?"

„Sie ist die Tochter der Giftmischerin Harm Aberney. Es liegt etwas Gefährliches in der Erbschaft welche die Tochter einer Verbrecherin empfangen hat."

„So, aber ich bin ja selbst der Sohn des Mannes der seinen eigenen Bruder in Sibirien verschmachten, den Vater Wagners nebst mehreren andern Polen zu Tode knuten, die Mutter und Geschwister des Doctors nach Sibirien führen ließ; mit einem Worte, eines Mannes der ein grausames Herz und einen treulosen Character hatte; auch ich habe ein unglückseliges Erbe erhalten."

„Aber in Ihrem eigenen Character findet sich Nichts was grausam und treulos ist."

„Findet sich bei Madame Dorbino Etwas von dieser Art vor?"

„Ich bin weit entfernt dieß behaupten zu wollen; aber was sie ist das wissen wir nicht. Sie ist

in erster und lezter Linie Schauspielerin. — Ihr Glück, Baron Canitz, kann unmöglich an der Seite dieser Frau erblühen."

„Das kann es nicht; nein, Sie haben Recht; und ich werde es nicht mehr da suchen." Lothar lächelte heiter. Natalie wußte nicht wie sie dieses Lächeln erklären sollte.

„Dank für diese Worte. Sie werden ganz sicher einen Mann erfreuen der mit der Sorgsamkeit und Theilnahme eines Vaters alle Ihre Schritte beobachtet." Natalie reichte ihm die Hand, indem sie mit weicher Stimme hinzufügte: „Entschuldigen Sie mich wenn ich meine Rolle bei Uebergabe des Briefes schlecht spielte; Doctor Wagner hielt mich für eine bessere Schauspielerin, als er mich ersuchte Ihnen diese Erinnerung aus dem Todtenreich zu geben und dadurch eine unglückliche Verbindung zu verhindern."

„Aber, Gräfin, ich weiß nicht auf was Ihre Befürchtungen sich gründen; ich war der einzige der seine Huldigung der Sängerin nicht darbrachte."

„Das ist wahr, aber der Doctor kannte Ihre frühere Neigung zu ihr, und ich habe genug verstanden, um den Schluß zu ziehen daß sie noch immer einen großen Einfluß auf Ihr Herz ausübe."

„Ich kann heilig versichern daß Madame Dorbino nicht gefährlich ist oder war."

„Baron, erinnern Sie sich an das was Sie mir vor ganz kurzer Zeit sagten."

„Sagte ich Ihnen damals daß ich Madame Dorbino liebe?"

„Sie sagten damals daß sie die Frau sei welche

Sie unter allen am meisten bewundern und verehren. Sie haben sie auf eine Art vertheidigt die Ihnen sehr theuer zu stehen kam . . ."

„Ah, Sie kennen also die Geschichte vom blauen Thor?" Lothar runzelte die Brauen.

„Ich habe sie in den Zeitungen gelesen."

„Alle Anwesenden gelobten Stillschweigen und dennoch weiß die ganze Hauptstadt darum. Es schmerzt mich daß Männer ihr Wort brechen können. Im Uebrigen, Gräfin, kann man ein Frauenzimmer verehren und bewundern, ja sie sogar vertheidigen, ohne daß damit bewiesen ist daß man sie liebe."

„Ihre Worte sezen mich in Erstaunen und erfreuen mich." Natalie fixirte Lothar.

„Man kann nicht zwei Herren zugleich dienen, Gräfin. Ich liebe die Frau die mir für die Schiffbrüche meines Ehrgeizes Ersaz gewähren wird, und an deren Seite ich einen Himmel auf Erden zu finden gedenke, zu sehr als daß ich einer andern huldigen könnte."

„Ah! Sie lieben also . . ."

„Ja, ich der Granitmensch, wie Sie mich nannten, könnte, von einer ganzen Welt verachtet und verstoßen, glücklich leben wenn ich nur zu ihren Füßen leben dürfte, umkost von ihrer Stimme und bezaubert von ihrem Bilde."

Nataliens Augen ruhten wie festgezaubert auf Lothars jezt so warmen und lebhaften Gesichtszügen, worin die Kraft einer mächtigen, glühenden Leidenschaft zu lesen stand. Nie war er so schön gewesen wie in diesem Augenblick. Nataliens Herz bebte von einer eigenthümlichen Unruhe. Die Hoffnung, die

treulose Hoffnung spiegelte ihr in dieser Secunde so manches bezaubernde und kosende Bild vor.

„Verzeihen Sie, Gräfin, daß ich von mir gesprochen habe," begann Lothar wieder, indem er sich erhob; „aber Ihr Interesse für mein Glück hat mich dazu veranlaßt. Ich will daher hinzufügen: Madame Dorbino kann mir nie gefährlich werden, weil ich Ihnen schon morgen meine Braut Schuldfried vorzustellen gedenke."

Lothar küßte der Gräfin kalte Hand und entfernte sich.

„Verlobt!" sagte Natalie, als Lothar verschwunden war. „Verlobt, er, der einzige Mann für welchen ich ein anderes Interesse hatte als das der Eitelkeit."

Ihr Blut kam in Gährung; jeder Tropfen verwandelte sich in Galle. Es war nicht Schmerz, sondern ein Gefühl heftigen Verdrusses darüber daß Lothar es wagte seine Hoffnung und sein Glück an eine Andere zu ketten als an sie. Sie hatte alle möglichen Mittel angewandt um ihn zu fesseln. Es hatte sogar Augenblicke gegeben wo sie glaubte es sei ihr geglückt. Ja, diese ganze Zeit über die Madame Dorbino in ihrer Gesellschaft zugebracht, hatte Natalie sich damit geschmeichelt für Lothar einigen Werth zu haben, und jezt — jezt sah sie alle ihre Hoffnungen vereitelt. Die verlezte Eitelkeit ist bei einem Frauenzimmer vollkommen eben so gefährlich wie die verlezte Eigenliebe bei einem Mann.

Eine Frau die sich's zur Lebensaufgabe gemacht hat zu gefallen, einen Hof von aufwartenden Cavalieren zu haben die ihretwillen kommen und seufzen, verzeiht Alles, außer wenn ihr eine Eroberung nicht gelungen ist. Derselbe Mann der Gegenstand ihres bezauberndsten Lächelns, ihrer hinreißendsten Blicke gewesen, wird ihr Todfeind wenn er ihrem Eroberungsversuche widerstanden hat, und sie thut jezt Alles um dem Unnahbaren zu schaden. Jedermann weiß daß die Frau ein Engel ist wenn sie liebt, aber eine Furie wenn sie haßt.

Natalie, diese Priesterin der Eitelkeit, der Salonsintriguen und der Coketterie, sie die niemals Freundschaft, Liebe oder Haß empfunden hatte, wurde jezt von einem heftigen Verlangen ergriffen Lothar ein Leid zuzufügen, ihm einen recht bittern Schmerz, eine schwere Demüthigung zu verursachen, ihm eine unheilbare Wunde zu schlagen. Und dann Schuldfried, diese Vermessene, die sich erdreistet zwischen Natalie und Lothar zu treten, welches Uebel konnte man wohl ihr wünschen das den Aerger Nataliens aufgewogen hätte? Indeß gehörte die Gräfin nicht zu denjenigen die unthätig dasizen und über ihre Verrechnungen nachgrübeln. Nein, sie war vielmehr eine jener eigensinnigen Naturen die sich vom Widerstand reizen lassen und ihren Gefühlen gerne auf eine thätige Art Luft schaffen.

Nur einige Minuten blieb Natalie, wie von ihrem Aerger betäubt, sizen; dann sprang sie auf und klingelte heftig. Ein Bedienter erschien.

„Spanne meinen bedeckten Wagen an und fahre sogleich zu Doctor Wagner; er möge hieher kommen.“

Der Bediente entfernte sich und nun schrieb die Gräfin Folgendes:

„Lieutenant Aberney!

„Ich bin eine schlechte Freundin; ich habe Ihren Interessen übel gedient. Canitz verlobt sich mit Schuldfried. Er wird sie also Ihnen entreißen. Besuchen Sie mich sobald Sie dieses erhalten.

„Natalie.“

Etwas später erhielt die Gräfin folgendes Schreiben:

„Meine gnädige Gräfin!

„Sie, die Sie mit so vieler Güte einen armen Gelehrten umfaßt haben und überdieß dem Liebling des Gelehrten, seiner Nichte, Ihre Freundschaft schenken, werden sich sicherlich nicht der Einladung entziehen die Verlobung Schuldfrieds mit Lothar Canitz am 4. Juli mit Ihrer Gegenwart zu beehren. Wo Sie auftreten, da erscheinen auch Freude und Liebreiz in Ihrem Gefolge.

„Mit ausgezeichneter Achtung hat die Ehre zu zeichnen

„Ihr gehorsamster Diener

„Victor Aberney.“

Natalie zerdrückte diesen Brief mit krampfhafter Heftigkeit, indem sie murmelte:

„Ich werde kommen, aber ich werde ein ganz anderes Gefolge als Freude in Dein Haus mitbringen, Du scheinheiliger Pedant. Es ist als wollte er sich an meiner Niederlage erlaben. Auch dieser hochmüthige Finne muß dadurch niedergedrückt wer-

den, daß er erfährt wie genau man die Flecken in seiner Familiengeschichte kennt.“

Der Doctor erschien jezt. Das Gesicht des schlauen Polen verrieth einen gewissen Grad von Ungeduld. Das Erste was er sagte war:

„Gräfin, was fällt Ihnen ein daß Sie nach mir schicken während ich verreist sein soll?“

„Ich konnte nicht anders. Da sehen Sie her!“ Natalie reichte ihm den Brief des Professors.

„Ah, schon so frühe?“ murmelte Wagner. „Das geht über meine Berechnung. Ich glaubte nicht daß die Widerwärtigkeiten die im Wege standen so bald beseitigt werden könnten.“ Der Doctor warf sich in einen Emma, indem er seine gewöhnliche feine Höflichkeit gänzlich vergaß.

„Er wird sehr glücklich werden, nicht wahr?“ sagte Natalie.

„Beneidenswürdig!“ antwortete der Doctor; „dieses Weib hat ein Herz wie Edelstein. Ich habe sie in den bittersten Prüfungen beobachtet, und ich habe nie dieses schöne Gesicht sein zuversichtliches Gepräge verlieren, nie diesen stolzen Nacken sich beugen sehen. Sie hat die Tage der Widerwärtigkeit mit Seelenstärke und Muth ertragen, sie hat mit Kraft und Entschlossenheit in den Gang der Ereignisse eingegriffen. So lange ich ihr Freund war, hatte sie Vertrauen zu mir. Damals war ich selbst ein besserer Mensch. Sie besizt eine wunderbare Macht über alle mit denen sie in Berührung kommt; sie konnte den Satan selbst fromm und bescheiden wie ein Lamm machen. Für Canitz gibt es

keinen Schmerz, kein Leiden, so lange sie an seiner Seite steht; er wird sehr, sehr glücklich werden."

Der Doctor stüzte den Kopf in seine Hand und murmelte: „Glücklich er, — der Sohn des Henkers der Meinigen!" Wagner richtete heftig seinen Kopf auf und fügte hinzu: „Nein, und müßte ich mich zu einem Verbrechen erniedrigen, so darf ein Tanitz nicht glücklich werden."

Natalie hatte schweigend dagesessen, in der Erwartung daß der Doctor noch Einiges hinzufügen würde; aber als dieß nicht geschah, sagte sie:

„Nun, Doctor, werden wir dasizen und ganz bescheiden das Glück dieser Leute ansehen, ein Glück das in den Ruinen unserer Pläne aufgeblüht ist?"

„Ich habe noch nie die infame Rolle eines Zuschauers gespielt, wenn Etwas mir unangenehm war. Nein, Gräfin, wer einen Zweck erreichen will, muß auch im Stande sein Etwas dafür zu wagen. Wir wollen jezt sehen ob Sie energisch genug sind um diesen Grundsaz festhalten zu können."

„Sie können dessen versichert sein."

„Gut!" Der Doctor stand auf um die Thüre zu schließen, aber in diesem Augenblick trat der Bediente ein und meldete:

„Lieutenant Aberney!"

In der nächsten Minute küßte Tage die Hand der Gräfin, indem er einige Worte von Erkenntlichkeit u. dgl. murmelte. Man konnte ihm leicht ansehen daß ein verheerender Sturm über sein Inneres gezogen war.

„Nun, Lieutenant Aberney, Sie werden sich

wohl mit Baron Canitz versöhnt haben?" sagte der Doctor.

„Ja!" war Alles was Tage antwortete.

„Er verlobt sich mit Schuldfried," fiel die Gräfin ein.

„Auch das ist wahr."

„Und Sie sind damit zufrieden?"

„Ich kann es nicht hindern."

„Was würden Sie sagen, Herr Lieutenant, wenn ich diese Vereinigung unmöglich machte?"

„Ich würde sagen daß dieß nicht im Bereich der Möglichkeit liege."

„Aber wenn dennoch?" Die Gräfin sah ihn an.

„Sie sind sehr gütig, Gräfin, daß Sie mir fortwährend so viel Freundschaft zeigen und noch in der lezten Stunde meinen Muth aufrecht erhalten wollen; aber es ist zu spät. O! Sie ahnen nicht wie unglücklich ich bin." Tage fuhr mit der Hand über die Stirne. „Wenn ich doch den Haß zu löschen vermöchte den ich fortwährend gegen ihn hege! Aber das ist unmöglich."

„Das Klagen ziemt dem Manne nicht, sondern das Handeln. Wir wollen jezt hören was unser Doctor für Heilmittel gegen dieses Uebel da hat. Sagen Sie uns zuerst Ihren Vorschlag," fügte die Gräfin gegen Wagner gewendet hinzu.

Zwei Tage später war Professor Aberneys Wohnung festlich geordnet um Gäste zu empfangen. Tante Sara, in einem neuen schwarzen Seidenkleid und mit einer nagelneuen Haube, trippelte durch die

Zimmer, weinte von Zeit zu Zeit ein Bischen, und seufzte so tief als hätte sie ein Begräbniß anzuordnen. So oft sie durch den Saal ging, warf sie einen betrübten Blick auf Tages Thüre und murmelte:

„Mein armer Junge! Wollte Gott, dieser schwere Tag wäre vorüber. Ich werde Schuldfried nie das Herzeleid verzeihen das sie ihm bereitet hat. Nein, nie werde ich vergessen daß sie den Andern vorziehen konnte. Daran ist Victor Schuld. Ja, so ists. Er wollte nicht auf meine Warnungen hören." Jezt wurde das Nastuch hervorgezogen, Sara trocknete ihre Augen und schluchzte ein wenig, aber als sie an die Nase ansezte, fielen ihre Blicke auf die Lichter und Kronleuchter, und pumps! nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. „Herr, mein Gott und Schöpfer, wie Lotte die Lichter hineingesteckt hat! So viel ist gewiß wahr daß man überall dabei sein muß, sonst geht es ganz närrisch zu." Sie nahm einen Stuhl, stellte sich auf ihre Zehen und brachte unter leisem Gebrumme über Unordnung, Unzuverläßigkeit u. dgl. das Vernachläßigte in Ordnung. Just als dieß geschehen war, trat der Professor aus seinem Cabinet und ging durch den Saal nach Tages Zimmer. Tante Sara vertrat ihm geradezu den Weg, und sagte mit einer Stimme die von Verdruß und Schmerz zitterte:

„Wohin willst Du, lieber Victor?"

„Zu Tage hinein," lautete die ruhige Antwort.

„Laß den Jungen in Ruhe!" fiel Sara heftig ein und stimmte eine ihrer Thränenmelodien an. „Ich sollte meinen Du habest ihm die Last schwer genug gemacht. Das sage ich Dir, Victor, ich hätte

nie geglaubt daß Du Dich so herzlos gegen Tage benehmen würdest wie Du jezt gethan hast; davon wie Du mich behandeltest will ich gar nicht sprechen." Nun ergoß sich eine wahre Thränenfluth, während welcher Sara mit beweglicher Stimme und in sehr hohem Discant fortfuhr: „Ich bin an schlechte Behandlung so gewöhnt, aber ich hatte mir vorgestellt daß das Kind welches Du angenommen, noch auf einige Zärtlichkeit rechnen könne. Der arme Tage, was hat er nicht ausstehen müssen, ohne daß ein freundliches Wort sein Leiden milderte?" Tante Sara mußte wieder mit dem Nastuch hervorrücken. „Und diese schändliche Verlobung welcher er auf Deinen Befehl anwohnen soll und . . ."

„Jezt, Tante, könnte es genug sein," fiel Aberney kalt ein. „In einer halben Stunde kommen meine Gäste. Du wirst sie wohl nicht mit Thränen und Schluchzen empfangen wollen. Was Tage betrifft, so habe ich mir nur eines vorzuwerfen, nämlich meine allzu große Nachsicht gegen ihn. Wenn man sich wie er als ein Mensch ohne Ehre und Selbstbeherrschung benimmt, wenn man nichts Anderes als seine eigenen egoistischen Wünsche im Auge hat, so ist es Vaterpflicht den entarteten Sohn mit Gewalt auf die Gebote der Ehre hinzuleiten. Sprich mir nicht von Tage, sondern danke Gott daß Du ihm zur Seite stehst, denn sonst hätte ich ihn vor allen seinen Cameraden für unwürdig erklärt meinen Namen zu tragen."

„Um Gotteswillen, was sagst Du?" rief Sara, indem sie erschrocken zu dem Neffen aufschaute.

„Ich sage daß nur die Rücksicht auf Dich mich

abhielt Tage nach Verdienst zu strafen. Ich glaube ihn jeder schlechten Handlung fähig."

Der Professor ging auf die Thüre zu, legte die Hand ans Schloß und fügte hinzu:

„Er ist das Gegentheil von Lothar Canitz; es gibt keine Art von Edelmuth welche dieser nicht an meinem unwürdigen Adoptivsohn ausgeübt hätte, dessen einzige Antwort stets ein neuer Verrath an Ehre und Pflicht war."

Aberney öffnete die Thüre. Er fand Tage einige Schritte davon stehend, bleich, mit hochgehaltenem Kopfe. Aberney schloß die Thüre wieder und Tage sagte langsam:

„Also nur die Rücksicht auf Tante Sara hat Dich abgehalten Deinen unwürdigen Adoptivsohn zu bestrafen, den Du jeder Schlechtigkeit fähig glaubst? Ich bin also so tief in Deiner Achtung gesunken, Papa?"

„Ja," antwortete der Professor.

„Du hältst mich für einen erbärmlichen Egoisten ohne Ehre und Glauben?"

„Dein Benehmen war von dieser Art."

„Ich bin ein elender, schwacher Tropf, ohne allen moralischen Muth, ohne alle Selbstbeherrschung?"

„Das bist Du."

„Die Vergangenheit hat mich als solchen gezeigt." Tage fuhr mit seinen beiden Händen an seine Stirne und drückte seine Schläfe. „Ja diese Hölle von Neid, Eifersucht, von wilden und zügellosen Wünschen, von brennender Liebe und verzehrenden Leidenschaften, Alles das hat mich wirklich in einen beklagenswerthen Menschen umgewandelt."

Er warf sich in einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Und gleichwohl," sagte Aberney mit Ernst, „warst Du der Gegenstand an den meine Hoffnungen sich knüpften. Als ich am ersten Morgen wo Du unter meinem Dache schliefest an Deinem Lager stand und Dein frisches, offenes Gesicht betrachtete, da erblickte ich in Dir die Freude meines Alters, seine Ehre und seinen Stolz. Ich gab Dir meinen Namen in der vollen Ueberzeugung daß Du ihm Ehre machen würdest; aber man hat Unrecht wenn man seine Hoffnung auf Adoptivkinder baut; sie halten selten was sie versprechen."

Tage saß unbeweglich da. Es entstand eine längere Pause. Endlich erhob sich Tage und reichte mit tiefer Bewegung und einem demüthigen Ausdruck dem Vater die Hand.

„Papa, ich weiß daß ich den Erwartungen wozu Du berechtigt warst schlecht entsprochen habe. Ich war ein williger Sclave meiner Leidenschaften, und zwar in dem Grad, daß ich mich schämen würde wenn Du eine Ahnung davon hättest; aber das ist jezt vorbei. O! ich werde den Eindruck nie vergessen den Deine Aeußerungen gegen Tante Sara auf mich machten. Vergiß die Vergangenheit; die Zukunft soll sie sühnen!"

Der Professor ergriff schweigend des Sohnes Hand und drückte sie. Tage fuhr fort: „Die Umwälzung die in meinem Schicksal stattgefunden, die gänzliche Vereitlung aller meiner Wünsche und Hoffnungen die eine Folge davon war, hat mich meine eigene Schwäche und alle Elemente des Bösen die

sich in meinem Innern vorfinden kennen gelehrt. Ich weiß jezt daß es mir, wenn ich hier bleibe und dem Glücke anwohne das mein hätte sein können, wenn das Schicksal es gewollt hätte, niemals gelingen wird Macht über meine schlimmeren Wünsche zu erhalten. Genug, ich muß fort, weit von hier — so daß nicht einmal meine Ohren von dem Klange der Namen getroffen werden, welche im Stande sind böse Gedanken und Gefühle in meinem Innern zu erwecken."

„Dieß billige ich vollkommen. Was Du jezt wünschest wollte ich Dir vorschlagen. Du mußt jedoch vorher zeigen daß Du ein Mann sein kannst, nachdem Du ein schwacher Sclave gewesen. Meine Achtung und mein Vertrauen zu Deinen bessern Vorsäzen werden lediglich davon abhängen wie Du Dich während der Zeit die Du noch hier bist benimmst."

„Du sollst zufrieden sein, Papa."

„Der Commandeur Z.," sagte Tante Sara, indem sie die Thüre aufdrückte.

Eine Stunde später waren die Gäste versammelt. Sie bestanden aus Lothars Vorgesezten und Cameraden, so wie einigen Familien mit denen der Professor verwandt oder befreundet war. Nur Gräfin Natalie fehlte. Lothar und Schuldfried waren so schön, daß es eine Freude war sie anzusehen. Das Glück ist das beste Schönheitsmittel. Tage war bleich und still, zeigte aber eine Ruhe und Selbstbeherrschung, die Aberney im höchsten Grade überraschte und Sara dermaßen rührte daß sie schnell hinausgehen und ein Bischen weinen mußte. Schuld-

fried lächelte so freundlich gegen Tage und sah ihn mit so herzlicher Güte und Milde an, daß er ihren Verlust nur noch tiefer zu empfinden meinte. Er scheute sich in Lothars edles Gesicht zu schauen; er wußte daß der Anblick des Glückes das darin stand nur seinen Zorn wecken und ihn in den dunkeln Strom der Eifersucht zurückwerfen würde.

Die Gräfin Reinstein wurde angemeldet. Tage sprach eben mit Schuldfried. Sämmtliche Anwesenden wandten sich beim Klange dieses Namens um und blickten nach der Thüre.

Natalie trat ein. Sie war äußerst einnehmend. Gleich Schuldfried trug sie ein weißes Seidenkleid mit einer Garnitur von Blumen.

Ueber Lothars Züge flog eine dunkle Röthe des Verdrusses, als er sah daß Natalie mit seiner Braut gleich gekleidet war. Der Professor begrüßte die Gräfin äußerst verbindlich, und Natalie erwiderte seinen Gruß mit heiterem Scherz. Sie war unwiderstehlich einnehmend.

Tages Blicke waren hartnäckig auf sie gerichtet. Die Wolke auf seiner Stirne lichtete sich. Sie liebte ihn, diese verführerische Frau, vor deren Liebreiz und Geist jeder seine Rauchopfer anzündete. Eine solche Gewißheit mußte die Macht haben ein Lieutenantsherz zu trösten. Endlich, als der Augenblick günstig war, näherte er sich ihr.

„Sie sind heute Schuldfried ähnlicher als je,“ bemerkte er mit einem Blick der Bewunderung.

„Wenn es so ist, so sind meine Bemühungen geglückt; aber gleichwohl werden die Liebhaber Fridas

sie nicht eine Stunde lang über mir vergessen."

Natalie warf Tage einen höchst gefährlichen Blick zu.

„Gräfin, wenn es so ist, so liegt das Unglück nur darin daß man Sie nicht zuerst gesehen hat. In diesem Fall hätte man Sie nicht über Schuldfried vergessen können."

Natalie betrachtete Tages Gesicht. Es war ernst, und es lag darin Etwas was ihr sagte daß er wirklich so dachte wie er sprach. Natalie beugte sich näher zu ihm und flüsterte:

„Sie haben doch nicht vergessen?"

„Ich vergesse nie."

„Und heute Abend?"

„Bin ich auf meinem Posten."

„Gut."

Einige Herren näherten sich der Gräfin; man begann von ganz gleichgiltigen Dingen zu reden. Das Gespräch wurde ungemein lebhaft. Lieutenant Steen, der vor Kurzem in England gewesen, erzählte verschiedene merkwürdige Verbrechergeschichten. Natalie nöthigte Schuldfried neben ihr Plaz zu nehmen. Der Professor befand sich auch in der Gruppe welche die Gräfin umgab. Lothar stand hinter Schuldfrieds Stuhl.

„Während meines Aufenthalts in Bremen," erzählte die Gräfin, „sah ich den Kopf einer sehr berüchtigten Giftmischerin, Namens Margreth Gottfried, fallen. Die Herrschaften werden wohl von ihr gehört haben?"

Die Frage wurde von den Meisten bejaht, und man erzählte von den merkwürdigen Schicksalen der berüchtigten Giftmischerin.

„Als ich vor einigen Jahren durch den mittleren Theil Schwedens reiste," fuhr Natalie fort, „erzählte man mir eine merkwürdige und traurige Geschichte, die sich vor einigen Jahrzehnten dort zugetragen hat. Sie war so betrübter Art daß ich nie von einer Vergiftung hören kann ohne mich daran zu erinnern."

„Es war also eine Vergiftungsgeschichte?" sagte Jemand im Kreise.

„Ja, auf eine gewisse Art." Jezt erhob Natalie ihre Augen und heftete sie auf Lothar, der fortwährend an Schuldfrieds Stuhl gelehnt stand und folglich seinen Plaz der Gräfin gegenüber hatte. Etwas in ihrem Gesichtsausdruck gab Lothar eine Ahnung daß sie etwas Unangenehmes sagen würde. Natalie fuhr fort:

„In der Gegend soll ein junger und beliebter Landrichter gewesen sein der sich, nachdem er einige Jahre lang mit Ehren sein Amt verwaltet, erschoß."

„Und die Ursache?" fragte man.

„War höchst betrübt." Nataliens Blick wanderte jezt von Lothar auf Schuldfried. „Es wurde entdeckt daß die Frau des Landrichters, die Wittwe seines eigenen Bruders, ihren ersten Mann vergiftet hatte und . . ."

„Die Baronin Canitz!" meldete man.

Natalie verstummte schnell. Lothar fuhr zusammen, und Schuldfried, die bei Nataliens lezten Worten todtenblaß geworden, warf einen erschrockenen Blick auf Lothar.

„Die Baronin Canitz, wer ist sie?" fragte man

flüsternd. Alle Blicke richteten sich mit gespanntem Interesse auf die Thüre. Der Professor war nebst Tante Sara, die sich mehrere Male schneuzte um ihre Contenance zu behaupten und nicht weinen zu müssen, der Ankommenden entgegen geeilt.

Er führte eine stattliche ältere Dame ein, mit einem Aeußern das noch Spuren von Schönheit verrieth, da die großen dunklen Augen einen eigenthümlichen Zug über das Gesicht verbreiteten. Jeder Zug verkündete ein Leben voll tiefer und bitterer Leiden.

„Meine Cousine, Frau Canitz," präsentirte der Professor, „die Mutter des Barons Canitz und auch meines Adoptivsohnes Tage Aberney, welchen sie gütigst mir zur Erziehung als eigener Sohn anvertraut hat."

Die Ueberraschung war allgemein. Auch Tage und Lothar waren erstaunt. Auf das Auftreten der Mutter waren sie ganz und gar nicht vorbereitet. Lothar und Schuldfried gingen zur Baronin vor.

„Meine Braut!" sagte Lothar. Die Stimme war aufgeregt und sein Blick ruhte zärtlich auf der Mutter.

Die Baronin umarmte Schuldfried und flüsterte: „Gott segne Dich, meine Tochter!"

Tage war unbeweglich an einem Fenster stehen geblieben. Der Blick der Baronin suchte jedoch sogleich den jüngsten Sohn. Vielleicht fing Tage diesen Blick auf, vielleicht auch flüsterte Etwas in seinem Innern ihm zu was seine Schuldigkeit war. Nach kurzem Zögern ging auch er zur Mutter vor. Lothar

zog sich zurück und Schuldfried blickte weg. Tage war aufgeregt. Es war jezt das zweite Mal in seinem Leben daß er vor derjenigen stand welcher er sein Leben zu verdanken hatte. Er vermochte kein Wort zu sagen, so überwältigt war er von tausend widerstreitenden Gefühlen. Er ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen. Als er das gebeugte Haupt wieder aufrichtete, umarmte ihn die Baronin, indem sie flüsterte:

„Gott segne Dich, mein geliebtestes Kind!“ Die Worte wurden von keinem Andern gehört als von demjenigen an den sie gerichtet waren.

Nachdem man sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, kam das Gespräch wieder in Gang. Tante Sara, die Baronin und Schuldfried unterhielten sich zusammen. Natalie saß in ihren Stuhl zurückgelehnt und hörte mit zerstreuter Miene zu was Lieutenant Steen und eine Dame sagten. Die Conversation war nicht besonders lebhaft. Der Professor ließ sich neben der Gräfin nieder.

„Sie wurden,“ sagte Abernep verbindlich, „mitten in Ihrer Erzählung von dem jungen Richter unterbrochen. Das war Schade. Ich vermuthe daß die Geschichte einen psychologischen Werth hatte wie die meisten Verbrecherhistorien.“

Bei diesen Worten Aberneys wandte sich Schuldfried heftig um, als hätte sie durch diese Bewegung fragen wollen, was ihm denn einfalle daß er das Gespräch auf diesen Gegenstand zurückführe. Ob der Professor diese Bewegung beachtete oder nicht, ist ungewiß; genug, er fuhr fort:

„Kennen Sie den Namen des Landrichters?"

„Ich habe ihn gehört, aber vergessen," antwortete Natalie mit einer eigenthümlichen Betonung.

„Wirklich? Dann bin ich glücklicher: denn der Unglückliche der sich erschoß war — mein Bruder, Madame Dorbinos Vater und der Schwager der Baronin Edith Canitz."

Natalie wurde dunkelroth.

„Die arme hinterlassene Wittwe, von welcher Sie sagten daß sie ihren ersten Mann umgebracht habe, war, wie Frau Canitz, meine Cousine. Ihr erster Mann war ebenfalls mein Bruder. Sie dürften also, meine gnädige Gräfin, einsehen daß ich besser als irgend Jemand die Ursachen des Todes meiner beiden Brüder kenne. Ich kann daher ganz dreist erklären daß jede Anklage gegen meine verstorbene Schwägerin, als ob sie den Tod eines ihrer Männer verschuldet hätte, falsch ist. Es ist etwas gewagt Jemand als schuldig anzunehmen den das Gesez unangetastet läßt. Man riskirt da immer daß man sich zum Verbreiter eines unwahren Gerüchtes macht."

Natalie fühlte sich gedemüthigt, antwortete aber mit ihrem kindlichsten Lächeln:

„Sie haben Recht, bester Professor, und darum vergesse ich immer die Namen der Personen die in den Ereignissen welche ich erzähle eine Rolle spielen. Dieß hat das Gute daß man sich niemals compromittirt."

„Eine liebenswürdige Gewohnheit, wie alle Ihre Gewohnheiten sind."

„Du alter Fuchs!" dachte Natalie. „Du heilst

mit Schmeicheleien, damit ich nicht merken soll daß Du mich gekrazt hast."

Man soupirte und endlich brach man auf.

Der Morgen kam wieder mit Leben und Bewegung. Tante Sara war früh aufgestanden, um nach dem Schmaus wieder Alles in Ordnung zu bringen. Sie war eben beschäftigt die Gläser und das Porzellan zu zählen, als des Professors Anders eintrat.

„Schon auf, Fräulein?" sagte Anders. „Wissen Sie das Unglück schon?"

„Welches Unglück?" fragte Sara.

„Das Unglück mit Madame Dorbino."

„Um Gotteswillen, was ist ihr geschehen?"

„Die Pferde sind mit dem Wagen, dem Kutscher und ihr scheu geworden und geradezu in den Strom gesprungen. Eklund, der hier aufwartete, kam so eben und erzählte die ganze Geschichte .... Herr Jesus, wie bleich Sie werden, Fräulein!"

„Victor! Victor!" schrie Sara aus vollem Halse und ergriff verzweiflungsvoll ihren Kopf. „Victor! Victor!"

Des Professors Thüre ging auf und er zeigte sich in seinen Schlafrock gehüllt auf der Schwelle.

„Was gibts?" fragte er.

Sara sprang auf ihn zu und rief verzweiflungsvoll:

„Schuldfried ist zu Tode gestürzt!" Darauf fiel sie in Ohnmacht.

Als Lothars Bedienter am Morgen bei ihm eintrat, sagte er:

„Herr Baron, es ist gestern Abend ein Unglück geschehen.“

„Welches?“ fragte Lothar.

„Ich weiß nicht ob ich wagen darf es zu erzählen, aber Herr Baron, Sie werden wohl dennoch . . .“

Hier wurde der Bediente von Jemand unterbrochen der heftig die Salonthüre aufriß; Lieutenant Steen trat hastig in Lothars Cabinet und rief mit aufgeregter Stimme:

„Canitz, welches gräßliche Ereigniß! Und noch an Deinem Verlobungstag!“

Lothar sprang auf.

„Von welchem Ereigniß sprichst Du?“

„Von dem Unglück das Deine liebenswürdige Braut betroffen hat.“

„Schuldfried!“

„Die Pferde gingen mit ihr durch und . . .“

Lothar sprang an die Thüre um hinauszustürzen; aber Steen ergriff ihn beim Arm und sagte:

„Wohin, mein armer Freund?“

„Zu ihr!“

„Canitz, nimm all Deinen Muth zu Hilfe und höre mich an: Sie ist sammt dem Wagen und den Pferden in den Strom gestürzt.“

„Das ist nicht wahr, es kann nicht sein!“ rief er verzweiflungsvoll. Er ergriff seinen Hut und eilte die Treppe hinunter. Einige Augenblicke darauf klingelte es heftig an Schuldfrieds Vorsaal.

Anaise öffnete. Es war Lothar, der mit bleichen und bebenden Lippen fragte:

„Ist Madame zu Hause?"

„Nein, Madame ist heute Nacht nicht heimgekommen," lautete die Antwort.

„Nicht! Wo ist sie denn?"

„Ich weiß nicht; wir haben die ganze Nacht auf sie gewartet; vielleicht ist sie bei dem Professor."

Lothar eilte weg. Nach einer Weile stürzte er in den Saal bei Aberney, wo er den Professor der eben ausgehen wollte beinahe umwarf.

„Schuldfried!" stammelte Lothar mit Verzweiflung in Ton und Blick.

Der erste Blick auf Aberneys Gesicht war ihm eine genügende Antwort auf die Frage.

Auch Tage war verschwunden.

Wir verlassen jezt unsere von Kummer und Verzweiflung heimgesuchten Freunde, und wollen sehen was bei Natalie nach ihrer Heimkehr von dem Verlobungsfeste vorfiel.

Als Natalie in ihr Boudoir trat, wich sie einen Schritt zurück und stieß einen schwachen Angstschrei aus. Im Halbdunkel der Sommernacht erkannte sie eine Mannsgestalt in den Sopha zurückgelehnt.

„Licht!" rief die Gräfin.

Die Kammerjungfer eilte mit solchem herein. Jezt erst erhob sich die Figur. Der Lichtschein fiel auf ihr Gesicht, und Natalie stammelte ganz bestürzt:

„Lieutenant Aberney, Sie hier!"

„Ja, wie Sie sehen, Gräfin." — Die Kammerjungfer stellte die Lichter auf den Tisch und verließ sogleich das Zimmer.

„Wie kamen Sie hieher und welche Veranlassung haben Sie mich auf solche Art bloßzustellen?" fragte Natalie.

„Die Veranlassung ist daß ich heute Abend mit Ihnen sprechen will. Eben jezt. Was ich zu sagen habe duldet keine lauschenden Ohren, darum erlauben Sie daß ich die Thüre schließe."

„Ei, mein Herr, bedenken Sie doch was Sie thun!" rief Natalie. „Was werden meine Leute denken?"

„Was sie wollen. Ich muß unter vier Augen mit Ihnen sprechen."

„Ist es Ihnen mißglückt weil Sie hier sind?"

„Nein."

„Aber mein Gott, wenn unser Plan nicht gescheitert ist, so begreife ich nicht . . ."

„Wie Sie mich hier finden können? Sezen Sie sich gefälligst, Gräfin, und versuchen Sie mich ruhig anzuhören." Er nöthigte Natalie sich zu sezen.

„Der von Ihnen und Dr. Wagner entworfene Plan war ja folgender. Der Doctor sollte an dem Wagen worin Schuldfried heimfuhr auf den Bock sizen, und statt sie in ihr Haus zu führen, sollte er nach Rosenvick fahren, wo ich sie erwartete. Die Idee war sinnreich und wohl ausgedacht; denn in der ganzen Welt hätte sich nicht ein einziges Wesen gefunden das nicht am Morgen Schuldfried für eine treulose und verächtliche Frau gehalten hätte, die, um Baronin Canitz zu werden, ihre Kinderneigung

aufgeopfert, gleichwohl aber eine verbrecherische Verbindung mit dem Jugendfreund unterhalten hätte. Wenn Lothar Canitz sie noch zehnmal glühender geliebt hätte als wirklich der Fall ist, so hätte gleichwohl dieses Ereigniß ihn für immer von Schuldfried getrennt. Alle Schwüre und Betheurungen hätten sie von dem erniedrigenden Makel der auf ihre Ehre geworfen worden wäre nicht rein waschen können. Es blieb ihr dann nur noch übrig mir ihre Hand zu reichen und auf diese Art dem Scandal ein Ende zu machen. Der polnische Doctor hatte die Folgen seines Planes wohl berechnet, und das Ende wäre wahrscheinlich gewesen daß Lothar sich eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte."

„Wohin wollen Sie mit allem dem kommen?" Natalie rieb ungeduldig ihr Nastuch zwischen ihren Händen.

„Sie sollen es sogleich erfahren, Gräfin. Als Sie und der Doctor mich in den Plan einweihten Lothar und Schuldfried durch eine solche Bosheit zu trennen, hatten Sie keine Idee davon daß wir beide Brüder sind. Sonst hätten Sie sicher die Unmöglichkeit eingesehen daß ein Bruder, so feindselig er auch gesinnt sein mochte, sich einer solchen Verrätherei schuldig gemacht hätte."

„Aber, mein Herr, Sie stellten sich als ob Sie unsern Plan, der nur die Erfüllung Ihrer Wünsche zum Zweck hatte, mit Begierde ergriffen," fiel die Gräfin heftig ein.

„Sehr wahr; aber wenn ich das nicht gethan hätte, so hätte der Doctor irgend eine andere Bosheit ausgedacht vor welcher ich Schuldfried nicht

schüzen konnte — weil er mich nicht darein eingeweiht hätte."

„Sie haben sie also gewarnt?" Die Gräfin sprang auf.

„Nein, ich habe etwas noch Besseres gethan, ich habe sie vor allen Verfolgungen sicher gestellt, bis wir Beide, Sie und ich, einander recht verstanden hätten."

„Ich glaube Sie zur Genüge verstanden zu haben," fiel Natalie ein und wollte das Zimmer verlassen.

„Bleiben Sie, Natalie," sagte Tage bestimmt und faßte die junge Dame am Arm. „Sie haben mich nicht zu Ende gehört." Er sah auf seine Uhr. „Noch ist Wagner mit dem leeren Wagen nicht nach Rosenvik gekommen. Ehe er entdeckt daß er bloß sich selbst mit einer Lustfahrt amüsirt hat, werden Sie einsehen daß ich Sie und mich vor einer schlechten Handlung bewahrt habe. Sie werden mir dafür danken."

„Daran zweifle ich." Natalie sezte sich wieder

„Haben Sie nicht tausendmal erklärt und auch schriftlich wiederholt daß Sie nur mein Glück befördern wollen?"

„Allerdings," antwortete Natalie. Sie bedachte mit Beben daß sie sich gänzlich in Tages Gewalt befand, daß das Spiel verloren war, und daß er, Tage, sie aufs Gräßlichste compromittiren konnte, wenn er ihre Theilnahme an den Intriguen gegen Schuldfried bekannt machte. Natalie hatte sich in ihren eigenen Nezen gefangen.

„In diesem Fall haben Sie mein Glück in Ihren

Händen. Mein Glück hat seinen Namen gewechselt, es heißt nicht mehr Schuldfried, sondern Natalie."

„Sie haben gleichwohl gesagt daß Sie mit keiner andern als Schuldfried glücklich werden könnten," fiel Natalie ein.

„Oder mit Ihnen. Natalie, eine Weigerung von Ihnen würde mir jezt Zweifel an Ihrer Aufrichtigkeit erregen, und dann . . ."

„Was würde dann geschehen?"

„Ich würde dann zu dem Glauben genöthigt daß Sie ein ränkesüchtiger und dämonischer Character wären, wie Wagner Sie geschildert hat."

„Der elende Pole hat mich verrathen," dachte Natalie. Die Gräfin sah augenblicklich ein daß sie aus der Noth eine Tugend machen und ihre Freiheit opfern mußte um ihre Ehre zu retten. Sie sagte daher:

„Glauben Sie lieber daß ich die Schöpferin Ihres Glückes werden wolle. Gott gebe daß das Geschenk meiner Hand den Verlust ersezen könne den Sie erlitten haben." Sie reichte ihm die Hand . . .

Einige Augenblicke nachdem Lothar bei Aberney eingetreten war, und ehe man Etwas hatte sprechen können, wurde die Thüre aufgerissen und Tage kam herein.

„Welch ein schreckliches Spiel des Schicksals!" rief er; „Doctor Wagner ist todt gefallen. Die Pferde sind durchgegangen und mit ihm und dem Wagen in den Strom gestürzt."

„Und Schuldfried!" riefen der Professor und Lothar.

„Sie ist bei unserer Mutter. Sie ging gestern Abend mit ihr nach Hause," antwortete Tage. „Deßhalb durfte Lothar sie nicht an den Wagen begleiten."

Etwas später am Tage finden wir Lothar, Tage und Schuldfried bei Edith.

Leztere erzählte dem jüngsten Sohn ihre Lebensschicksale, die wir zum Theil aus der Mittheilung des Doctors an Natalie kennen. Wir wollen deßhalb den Leser nicht mit einer Wiederholung derselben ermüden, sondern hier nur noch Folgendes beifügen:

Edith hatte sich in ihrem siebzehnten Jahre mit Seele und Herz in den Legationssecretär Magnus Canitz verliebt, dessen Bekanntschaft sie während ihres Aufenthaltes bei Tante Sara machte. Das Resultat dieser Neigung war daß sie ihn, als er Schweden verließ, nach Petersburg begleitete, wo der Legationssecretär sich in der Stille mit ihr trauen ließ. Er wagte es nicht diese Verbindung öffentlich zu machen, weil er den Zorn des Czars fürchtete, der ihm eine Dame aus den vornehmsten Familien Rußlands zur Braut bestimmt hatte. Die Auserkorene war noch sehr jung, so daß von einer Vermählung erst nach einigen Jahren die Rede sein konnte.

Magnus Canitz hoffte während dieser Zeit einen Ausweg zu finden, um die russische Familie zur Abbrechung der Verbindung zu bestimmen. Nach einjähriger geheimer Ehe gebar Edith einen Sohn.

Dem General, der die Ehe seines Bruders erfahren hatte, gelang es ihn durch Drohungen und Ueberredung zu bestimmen daß er den Sohn unmittelbar nach seiner Geburt ihm überließ. Edith erklärte man, das Kind sei todt zur Welt gekommen.

Nach einigen Tagen starb die Frau des Generals, nachdem sie, wie es hieß, einen Sohn geboren welcher der Erbe des ungeheuren Vermögens der russischen Dame werden sollte. Dieser Sohn war kein anderer als Ediths Erstgeborner. Ein Jahr verfloß. Edith sollte wieder Mutter werden. Ihr Mann wurde mit einer Botschaft an den französischen Hof geschickt, und Edith reiste während seiner Abwesenheit nach Helsingfors, um sich da unter dem Titel Frau Brunzwith aufzuhalten. In Helsingfors gebar sie Tage. Sie hatte kurz zuvor an Tante Sara geschrieben, die in aller Heimlichkeit sie besuchte und einige Zeit bei ihr blieb. Als Tage ein Paar Monate alt war, erhielt Edith Briefe von ihrem Manne, der sie ersuchte nach Petersburg zurückzukommen, aber das Kind in Helsingfors zu lassen.

Die Braut von Magnus Canitz, die junge Russin, war von einer schweren Brustkrankheit befallen worden, so daß sie eine Reise nach Italien machen mußte, und dadurch wurde die beabsichtigte Vermählung aufgeschoben. Magnus, ein schwacher und schwärmerischer Character, gänzlich von seinem ältern Bruder beherrscht, vor welchem er eine gewisse Furcht hatte, so daß er ihm blind gehorchte, ließ sich von dem General bereden seine Ehe mit Edith fortwährend geheim zu halten, bis man sehen würde ob der Tod ihn nicht von der durch kaiserlichen Willen verordne-

ten Verbindung befreie. So vergingen einige Jahre, während welcher die russische Braut sich beständig im Süden aufhielt, und der junge Tage in Helsingfors. Magnus wollte nicht daß der Junge nach Rußland zurückkommen solle.

So standen die Sachen, als eines Tages Magnus Canitz nebst Frau nach Sibirien geschickt wurde. Der General hatte ihn förmlich angegeben daß er eine Schwedin geheirathet, obschon er nach dem Willen des Kaisers mit einer Russin verlobt war. Das Uebrige wissen wir. Während des Aufenthaltes der Gatten in Sibirien gestand Ediths Mann, nachdem er seiner Frau einen heiligen Eid abgenommen das Geheimniß zu verschweigen so lange der General lebe, daß ihr ältester Sohn nicht todt sei, sondern als der einzige Erbe des Generals gelte.

Als Edith nach ihrer Befreiung von Sibirien sich ein Jahr in Frankreich aufgehalten hatte, suchte sie Lothar auf. Dieß geschah während seines Aufenthaltes in Kronbrück. Sie war keine andere als die Dame welche Tage und Schuldfried, nachdem Lothar sie mißhandelt hatte, in ihrem Wagen heimbrachte. Sie hatte durch einen Brief eine Besprechung mit Lothar verlangt und ihn um seinen Besuch gebeten, so lange sie sich unter einem angenommenen Namen in einem Wirthshaus bei Ektorp aufhielt. Ohne auf nähere Erklärungen über ihre Persönlichkeit einzugehen, sagte sie Lothar daß er nicht der Sohn der russischen Fürstin, sondern ihr eigenes Kind sei, und auf solche Art wurde sie sein guter Engel, der Wagners frühere Gewalt über ihn gänzlich erschütterte.

Wagner dagegen war der jüngste Sohn einer

polnischen Familie, welche der General Canitz, so lange er nach Polen commandirt war, auf eine ganz fürchterliche Art hatte behandeln lassen. Der Vater war unter der Knute gestorben. Die Mutter und Wagners Brüder wurden nach Sibirien abgeführt, und der Doctor selbst, damals ein Junge von zwölf Jahren, hatte seine Rettung nur der verstorbenen Generalin zu verdanken. Es gelang ihr ihn längere Zeit zu verbergen. Darauf schickte sie ihn nach Berlin und bezahlte dort für ihn. Auf ihrem Todtenbett vertraute sie den jungen Iwano der Obhut ihres Mannes an und nahm diesem das Versprechen ab für ihn sorgen zu wollen. Der General schickte ihn einige Jahre später nach Finnland und auf solche Art kam er in Caspar Aberneys Haus. Als Lothar nach einer deutschen Universität geschickt werden sollte, wurde Iwano Wagner wie man ihn nannte (seinen rechten Familiennamen wissen wir nicht) zum Lehrer des jungen Barons bestellt, während er selbst seine medicinischen Studien vollendete.

Edith hatte sich nach ihrem ersten Zusammentreffen mit Lothar einige Tage in dem schwedischen Wirthshaus aufgehalten. Harm und sie trafen dort zusammen. Edith war die einzige welche wußte daß ihre Schwester unter dem angenommenen Namen Smith nach Finnland übergesiedelt war. Es gelang ihr auszumitteln daß Harm auf Ektorp wohnte. Einige Zeilen von Ediths Hand bestimmten Harm sie eines Morgens ganz frühe im Gasthof zu besuchen.

Die Last eines begangenen Verbrechens, die so viele Jahre schwer auf Harms Gemüth gelegen, und

welche sie nur während der ersten Ausbrüche von Gemüthsstörung bei ihrem Zusammentreffen mit Victor Aberney, unmittelbar nach Enochs Tod, verrathen hatte, vertraute sie jezt, als sie Edith wieder sah, im Drange ihres gequälten Herzens dieser an, denn sie hatte ein großes Bedürfniß von ihr einige Worte des Trostes und der Hoffnung zu hören, welche den ewig wiederkehrenden Gedanken verscheuchen könnten daß das von ihr begangene Verbrechen auf das Haupt der Tochter zurückfallen müsse.

Mit einer düstern und unheimlichen Genauigkeit erzählte sie von der Vergiftung ihres ersten Mannes. Sie hatte ihre Freiheit gewünscht um Enoch heirathen zu können. Sie sagte daß Iwano der Einzige sei der um ihr Verbrechen wisse. Er hatte beim Abschied gesagt, daß er an der Thürspalte gestanden und zugesehen habe wie sie die Gifttropfen in das Glas träufeln ließ das Caspar vorgesezt wurde, und in welches Harm später den Wein einschenkte.

Während sie diese unheimlichen Gemälde aufrollte, fanden sich ein Paar Ohren die neben denen Ediths die Erzählung auffingen, und diese Ohren gehörten Lothar. Er war herbeigeeilt um seiner Mutter einen Morgenbesuch zu machen. Als er im innern Zimmer sprechen hörte, war er im äußern geblieben, und hatte auf solche Art Harms Beichte mit angehört. Als diese sich von Edith entfernte, hatte Lothar sich hinter einer Thüre versteckt und sie zu sehen bekommen ohne selbst gesehen zu werden.

Mehrere Jahre später erkannte er Harm Aberney in Schuldfrieds Mutter.

Und nun, mein lieber Leser, was soll ich weiter hinzufügen? — Ja, daß Schuldfried die glückliche Gattin Lothars wurde und mit ihm nach England übersiedelte, wo sie ein beneidenswerthes Leben führten, und wohin Aberney zuletzt, nachdem Tante Sara das Zeitliche gesegnet hatte, ihnen folgte.

Tage verheirathete sich mit Natalie. Er wurde ein mißtrauischer, launischer und dabei herrschsüchtiger Ehemann; sie blieb ein Kind der Eitelkeit und glaubte nicht leben zu können ohne einen ganzen Hof von Anbetern um sich zu haben, was sie jedoch sehr bald lernen mußte, weil Tage auf eine Villa zog die er mit ihr erheirathet hatte.

Edith lebte und starb bei diesem Sohne, den sie am wenigsten gekannt und am meisten geliebt hatte. Auch auf ihn übte die milde und vom Unglück so schwer geprüfte Mutter einen wohlthätigen Einfluß aus. Tage blieb jedoch, zu seinem und anderer Leute Unglück, immer ein Egoist.

Ende.

Die Charaktere, welche Smith zeichnet, sind Wirklichkeiten, die Scenen, die er beschreibt, sind keine bloßen Phantasiebilder, die Geschichten, die er zu Tage bringt, haben eine innere Wahrheit. Der hohe moralische Ton seiner Compositionen ist ein stark ausgeprägter, sehr ehrenvoller Zug. Während er stets als unbeugsamer Vertheidiger der Armen, Unglücklichen und Unwissenden auftritt, scheut er sich nie, das Laster, sei es in Lumpen oder Purpur gehüllt, laut zu verklagen. Wir glauben voll Zuversicht, daß Smith auch ein entschiedener Günstling des deutschen Publikums wird, wozu wir durch gediegene Uebersetzung und äußerst billigen Preis das Unsrige beitragen.
